



Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

G A U G U I N
B R I E F E



Taylor
Institution Library
OXFORD

PRESENTED BY

The Estate of
Lisbeth Gombrich

REF G 7274





302172737W



PAUL GAUGUIN
BRIEFE

AN GEORGES-DANIEL DE MONFREID
MIT EINER EINLEITUNG VON VICTOR SEGALEN

MIT SECHZEHN ABBILDUNGEN

GUSTAV KIEPENHEUER VERLAG
POTSDAM 1920

**AUTORISIERTE ÜBERSETZUNG AUS DEM FRANZÖSISCHEN
VON HANS JACOB**

Einleitung

I.

Paul Gauguin wurde am 7. Juni 1848 in Paris geboren . . . — ich will mich nicht damit aufhalten, seine Herkunft mitzuteilen; denn jeder Ausnahmemensch ist vom Schicksal dazu bestimmt, seine Eltern zu enttäuschen, nicht sie fortzusetzen. Und er selbst belehrt uns:

„Wenn ich behaupte, dass ich, von den Frauen her, von einem ‚Borgia von Aragonien‘ abstamme, der Vizekönig von Peru war, so wird man mir antworten, das sei nicht wahr, ich sei anmassend. Behaupte ich aber, meine Familie sei eine Latrinenreinigerfamilie, so wird man mich verachten.“

In Wirklichkeit war sein Vater Journalist; und Flora Tristan, seine Grossmutter mütterlicherseits, Schriftstellerin; weder ihre Werke noch ihre — saint-simonistischen — Überzeugungen waren dem Eheleben förderlich. Trotzdem die Ehe unglücklich war, liebte ihr Gemahl sie mit solchem Groll, dass er ihr nach drei Jahren der Gemeinschaft und achtzehn Jahren der Trennung den peinlichsten Beweis antat, den ein Eifersüchtiger seiner Frau zu Füssen zu legen vermag: er versuchte sie zu töten. Sie lebte weiter und schrieb weiter sentimentale Romane im Geschmack ihrer Richtung, etwa „Memphis oder der Proletarier“, ohne Mitleid mit ihren Lesern und ihrem Gatten zu empfinden, der zu zwanzig Jahren Zwangsarbeit verurteilt wurde.

Aber durch sie stammt Gauguin von Ahnen ab, die zwar keine „Borgia“, wohl aber von aragonesischem, wenn auch armem und ausgewandertem Adel sind. Don Mariano Tristan y Moscoso war spanischer Oberst in peruanischen Diensten, und seine Leistungen sind beneidenswert: dieser Mann, Floras Vater, heiratete mit neunundachtzig Jahren zum zweiten Male, — und seine zweite Frau schenkte ihm mehrere Kinder, von denen eines, Etchenik, Präsident von Peru wurde. Der andere Ahne, sein Bruder Don Pio Tristan, wurde einhundertdreizehn Jahre alt. Das sind — unter dem Gesichtspunkt der Lebenskraft — die wirklichen Häupter des Hauses Gauguin.

Aber weder diese Vitalität noch die beachtenswerte Manneskraft des Urgrossvaters und Grossonkels, noch weniger Flora Tristans humanitäre Tugenden haben etwas mit der Aszendenz des Malergenies in Gauguin zu tun. Man muss allerdings zugeben, dass diese nicht-französischen, exportierten Ahnen, dass dieser von Anbeginn an gepflanzte Exotismus nicht Wunder nehmen darf, wenn man den Mann betrachtet, der von ihnen abstammt, — wenn man ihn anschaut auf einem seiner strengsten und offensten Selbst-

porträts, das für den Freund seiner letzten Tage bestimmt ist: „Dem Freunde Daniel“, wie die Widmung lautet. Im Profil, auf schräggestelltem Rumpfe ein derber Hals, mit einer diagonalen Geste, die voll Willen, aber auch voll List ist, ein Stück Schulter, ein Stück Blick . . . Das Kinn lehnt fett auf der Schulter. Ein kurzer, dünner Schnurrbart. Die Nase ist gekrümmt, griffig; das Lid hebt sich schwer über dem Globus eines dicken Auges. Flihende Stirn; kleiner Schädel — damit der zu scharfsinnige Gedanke nicht die wunderbaren Organe überflute, die dazu geschaffen sind, die äussere Welt mit scharfen Zähnen, vollen Lippen, offenen Nasenlöchern und hellen Augen, mit dem ganzen Antlitz zu fassen, wie es dem rechtschaffenen Maler ansteht . . .

Ist das Werk des Malers nicht in den Eigenschaften seiner Ahnen gegeben, so kann man doch nicht leugnen, dass diese spanischen Peruaner ein Stamm von guter Vorbedeutung für das Kind sind, das mitten in Paris zur Welt kommen sollte.

Zu ihnen zurück führt seine Familie, die der Staatsstreich von 1851 zugrunde gerichtet hat, das dreijährige Kind; sie wandert nach Peru aus. Aber — man beachte, wenn man will, dieses Omen — Clovis Gauguin, der liberale Journalist, der freiwillig in die Verbannung geht, stirbt in der Magelhaensstrasse, und man lässt ihn in Porto-Famino.

Es folgen vier Jahre Aufenthalt in Lima, deren Widerschein man in der Erinnerung der Gauguin-Kindheiten wiederfindet: ein unverschämt reiner Himmel; terrassenförmige Dächer: die Besitzer, die die „Wahnsinnsteuer“ trifft, füttern den Hauswahnsinnigen, der gefesselt ist; der Verrückte, der bisweilen ausbricht und nachts sein Unwesen treibt; die Ahnenbilder, die sich bewegen und lebendig werden, wenn die Erde bebt und ihren Augen Blick verleiht; die Mantille der Limanerinnen, die das Gesicht seiner „hübschen und graziösen“ Mutter zerteilte; und der Tribut des Landes: Inka-Keramik, Schmuck aus reinem Golde, den Indianerhände formten; und schliesslich das rauschende und glänzende politische Leben um seinen Ahnen Don Pio, den Vater des Präsidenten, — und der Schwarm für die kleine Kusine, deren junger Körper ihm so gefiel, dass die Eltern Vergewaltigung schrieten! So viel andere Dinge . . . Paul Gauguin war damals sechs Jahre alt.

Die Rückkehr nach Frankreich war für das Kind lediglich die Vorbereitung zu neuen Reisen. Seine Familie bestimmte ihn für die Schiffahrtsschule, das Geschick und ein bisschen Faulheit brachten ihn zur Handelsmarine. Mit siebzehn Jahren schiffte er sich als Steuermannsjunge abermals nach Südamerika ein, nach dem atlantischen Südamerika

allerdings: nach Rio de Janeiro. Dann wird er Soldat, und man trifft ihn als Untersteuermann an Bord des Schiffes „Jérôme-Napoléon“, das der Prinz Jérôme-Napoléon befehligt, er kreuzt in den nördlichen Gewässern und wird am 1. Juli 1870 zum Matrosen zweiter Klasse befördert. Dieses Ereignis während seiner Seereise liegt nur kurze Zeit vor der Kriegserklärung, die sein Führer voller Eifer vernimmt: er lässt sofort „Kurs auf Charenton“*) nehmen!

Im folgenden Jahr befreit ihn ein Urlaub, der verlängert wird, er verlässt das Meer für lange Zeit und nimmt seinen Wohnsitz in St.-Cloud, wo Frau Gauguin, geborene Aline Chazal, gestorben war. Dort fand er eine andere, wohlwollende und befreundete Familie vor, die durch eine einfache Empfehlung an einen Wechselagenten aus einem Seemannslehrling einen vortrefflichen Banklehrling machte.

* * *

Wirklich, von allen erstaunlichen Dingen, die sich in Gauguins Geschichte abrollen, ist dies das Unerwartetste. Jedes spätere Abenteuer kann hingenommen werden, glaubt man an dieses: Gauguin wird bei Bertin, einem Bankier in der Rue Lafitte, angestellt und bleibt dort elf Jahre hintereinander. Wenn er seine Stellung aufgab, so tat er es aus eigenem Antriebe. Man muss ihm also zugute halten, dass er im wirklichen, im ernstesten Leben mit dieser guten Stellung als guter Bankbeamter begann, und zugeben, dass zur Zeit der Jugend und des Fiebers und der Begeisterung, die die menschliche Persönlichkeit überwinden muss, um aufzublühen — oder zu zerspringen —, Gauguin ein braver Beamter war. Und, was sein Lebensende ganz und gar unglaublich erscheinen lässt, Gauguin verdiente damals viel Geld! Man nennt eine Ziffer: vierzigtausend Franken in seinem besten Jahre. Er krönte dieses vorbildliche Leben durch seine Ehe mit Fräulein Mette-Sophie Gad von dänisch-lutherischer Herkunft und knüpfte so Beziehungen zur grossen Bourgeoisie Kopenhagens.

Als guter Beamter, guter Ehemann und, durch die Gnade des Herrn und durch sein eigenes Temperament vier- oder fünffacher Vater stellt Gauguin uns durch sein eingedämmtes, „ehrenwertes“ Leben vor folgendes dringliches Problem: soll der Künstler bei der Berührung mit der Gesellschaft sie anerkennen und sie sparsam geniessen, oder soll er sie zurückstossen oder sie teilweise benutzen, um für ein gemässigttes Werk gerade genug zu leben, oder . . . Ein Problem mit tausend Facetten, dessen Lösung vor allem

*) Charenton in der Nähe von Paris ist der Sitz einer bekannten Irrenanstalt.

Der Übersetzer.

eine Frage der Gesundheit, des Zufalls, der Erbschaft ist, — ein Problem, das die vorhergehenden Generationen durch einander entgegengesetzte Entschlüsse lösten: einerseits der Bohémien, der mit seiner Kunst spielt, sich seinen Verzückungen überlässt und ekstatisch oder verzweifelt stirbt; oder der andere, den ein kluger Separatismus ernährt und beschützt. Die täglich sich wiederholenden Amtshandlungen, die dem Beamten Joris-Ka Huysmans Beförderung und am Ende seiner Tage ein Ruhegehalt eintrugen, mussten vollzogen werden, denn sie haben dem Künstler völlige Freiheit in der Kunst ermöglicht. Aber ausserhalb der Kategorien steht Rimbaud; während drei oder vier Jahren seiner Kindheit war er der Sohn der Apokalypse, um dann für die Ewigkeit seines Lebens ein guter Rechner zu sein. Die Helden sind in der Wahl ihres sozialen Standes bisweilen stark enttäuschend!

Eine andere Enttäuschung bereitete die Bekanntschaft mit dem Bankbeamten Gauguin — eine noch viel unfruchtbarere Enttäuschung. Denn, wenn Huysmans seit frühester Jugend im Sündenpfuhl seiner Seele wollüstig sich selbst sucht, wenn Rimbaud weit vor seiner wahren Jugend schon als Prophet dichtet — Paul Gauguin, im Getriebe des Lebens malte nicht. Der Leser möge sich endlich zu wundern geruhen: in dieser Chronik eines berühmten Malers, der damals schon achtundzwanzig Jahre alt war, ist von Malerei noch nicht die Rede gewesen.

Ja, ein doppeltes, den vorhergehenden Beispielen widersprechendes Paradox lässt fast annehmen, dass seine täglichen Verrichtungen ihn dazu gebracht haben, Farben anzurühren. Huysmans hätte das als eine Kundgebung des Bösen erklärt, das sich durch abschwitzenden Poren der Haut einschleiche . . . Man kann glauben, dass der Dämon der Visionen in sein Opfer durch die Lücke eindrang, die eine gutausgefüllte Woche in jedem Beamten lässt: den Sonntag. Eines schönen Sonntags begann Gauguin, um seine freie Zeit auszufüllen, zu malen. Man wird entgegen, er hätte, ebenso unausbleiblich, sich auf Angeln werfen können; oder, man musste seinen Hang zur Malerei mit Taine, diesen guten Beobachter, auf einen Einfluss der Umgebung zurückführen (Gauguin selbst aber macht darauf aufmerksam, dass Taine von allem ausser von Malerei gesprochen hat, dann könnte man mit Jean de Rotonchamps*) sagen, dass „der zukünftige Schöpfer des gelben Christus die latente Liebe zum Malen unbewusst im Hause seines Vormunde

*) Jean de Rotonchamps: Paul Gauguin. Erschienen in Weimar, ermöglicht durch die Beihilfe des Grafen von Kessler.

Gustave Arosa, empfangen habe, denn Gustave Arosa . . ., der einen feinen Geschmack für Malerei hatte, besass eine Reihe moderner Gemälde . . .“ Besser, man erkennt bei einem guten Beamten die schöpferische Kraft des Sonntags an, die Hexenkraft, denn gerade an diesem Tage, dem Ruhetage des Schöpfers, ist der Böse auf den Beinen und setzt die Verfluchten unter den Menschen in Fieber, seine stolzen und empörten Söhne; die Künstler; die Vogelfreien. Ich sehe in alledem eine authentische Prädestination!

Wertvoller ist, dass Gustave Arosa ein Freund von Pissarro war. Von diesem Meister lernte Gauguin die Töne, die man malen muss: kein wachsiges Schwarz, kotiges Pech, armenfarbenedes Umbra oder Ocker; und er lernte die etwas naive, aber lachende Entscheidung, nur drei „Grundfarben“ und ihre unmittelbaren Ableitungen zu verwenden: und schliesslich die zu oft wiederholte Formel von der „optischen Mischung der Farben“. Weit mehr lehrte ihn Pissarro die Unabhängigkeit, die Befreiung von jeglicher Meisterschaft — nur seine eigene liess er gelten, die jeder Schüler behält — oder nicht behält, und das ist in der Tat die Frage. In der vollständigen, aufrichtigen, begeisterten und zynischen Biographie Gauguins, die in fünfzig Jahren möglich sein wird, wenn die ganze Generation, die ihn kannte, tot ist — und wir auch —, wird man Pissarro nicht übersehen dürfen, einen auf den Antillen geborenen Dänen, den seine Familie dem Handel verkaufte und der ohne Methode die Elemente seiner eigenen Zeichnung lernte. Besser als die Teilung der Farben hat Pissarro Gauguin zunächst beigebracht, wie man seiner Familie entgeht, dem Verhängnis des Kaufmanns oder Geldmanns, bezahlten oder zahlenden Menschen, Bilanzmenschen, Menschen für alles entwischt — wie man kein Krämer ist.

Wenn auch die ersten Versuche Gauguins von 1875 datieren — und er 1876 im Salon eine Landschaft ausstellte — und Huysmans ihm 1880 das Zeugnis ausstellt, „er verdünne die noch unbestimmten Werke Pissarros“, 1881 erst gibt er sich zu erkennen: „Gauguin“, schreibt Huysmans), „stellt sich mit einem Bilde vor, das ganz er ist, einem Bilde, das das unbestreitbare Temperament eines modernen Malers verrät.*

„Das Bild heisst: Nacktstudie. Im Vordergrund eine Frau im Profil, die auf einem Sofa sitzt und im Begriffe ist, ihr Hemd auszubessern; hinter ihr flieht der Fussboden, von einem veilchenfarbenen Teppich überspannt, bis zum Hintergrunde, den ein angedeuteter algerischer Teppich abschliesst.

*) I. K. Huysmann, *L'Art Moderne*.

„Ich scheue mich nicht, zu behaupten, dass von allen zeitgenössischen Malern, die Nacktes malen, auch nur einer eine so vehemente Note des Wirklichen gegeben hat; und ich nehme von diesen Malern auch Courbet nicht aus, dessen Frau mit dem Papagei in der Anordnung und als Körper ebensowenig wahr ist wie die liegende Frau von Lefebvre oder die Venus mit dem Schaume von Cabanel . . .

„Trotz seiner mythologischen Titel und trotz der merkwürdigen Sammetbänder, mit denen er seine Modelle gürtet, hat bis heute nur Rembrandt das Nackte gemalt.“ Dann weiter — er übergeht andere Bilder: „Wenn auch die Bilder Qualitäten haben, ich verweile nicht bei ihnen, denn die Persönlichkeit Gauguins, die in seiner Nacktstudie so deutlich umrissen ist, hat sich nur schwer aus den Fängen seines Lehrers Pissarro befreit.“

Das folgende Jahr, 1882, erklärt Huysmans für denselben Maler als ein Jahr von „Unwert“ —: „Höchstens könnte ich, da es stärker ist als das übrige, seine neue Ansicht der Kirche von Vaugirard nennen. Sein Atelierinterieur ist von stumpfer, schorfiger Farbe . . .“

Tatsächlich kät Gauguin in seinem Familien-, nicht in seinem Malerinneren, einen geradezu häuslichen Ton wieder, und dieses Jahr von „Unwert“ gehört ganz dieser inneren, in „stumpfer, schorfiger Farbe“ eingehüllten Krise, wie sie das entschieden unerbittliche doppelte Gesicht Huysmans' geahnt hatte. Und endlich scheinen die Ratschläge des Meisters der „Indépendants“, Pissarros, in diesem Augenblick im Lebensbaum Gauguins die schönsten, die giftigsten Früchte zu tragen. Im Januar 1883, im Alter des fertigen Menschen, stellt Gauguin, ein Bankbeamter, dem eine ertragreiche Arbeit seine Zeit stiehlt, gerade in der Mitte eines gut rhythmisierten Menschenlebens mit fünfunddreissig Jahren das Gleichgewicht zwischen seinem Beamtenleben und dem „anderen“ her; zwischen dem, das er lebt, und dem, das er leben will . . . er entscheidet sich für dieses und, Zwangsarbeiter der kleinen Woche, spricht er endlich das stolzeste Wort seines Werkes:

„Von jetzt ab“ — soll er gesagt haben, ich habe es nicht gehört, — „von jetzt ab male ich alle Tage.“

Und sofort eine magische Verwandlung: Gauguin setzte durch diesen Ausspruch seine ganze Laufbahn aufs Spiel, ja, er schien alles zu verlieren dabei. Der grossartige Beamte entledigt sich seines Amtes, der Sammler seiner Bilder (und er besass sehr schön von Manet, Renoir, Monet, Cézanne, Pissarro, Sisley . . .); und schliesslich der Familienvater seiner Frau und seiner Kinder. Gauguins Familie, die nach Dänemark ausgewandert war, geht 1885 aus den Fugen. Frau Gauguin wohnt mit vier Kinder in Kopenhagen. Er, arm, aber von jetzt ab Maler ohne Sonntage, kehrt mit seinem Sohne Clovis nach Paris zurück,

und unverzüglich sinkt er bis zum Grunde des Elends; eine grosse Ironie will es, dass er einige Zeit lang sein Geld mit der Parodie seines neuen Berufes verdient. Für drei Francs fünfzig pro Tag klebt er „Schmuck“-Plakate an die Gare du Nord.

„Ich habe“, schreibt er in einem seiner Tochter Aline gewidmeten Heftchen, „das äusserste Elend kennen gelernt. Es ist nichts oder fast nichts . . . Man gewöhnt sich daran, und, mit gutem Willen, lacht man schliesslich darüber. Fürchterlich ist nur, dass man nicht arbeiten kann . . . Allerdings ist das Leid ein Sporn für das Genie. Nur nicht zu viel, sonst tötet es dich . . . Mit vielem Stolz habe ich schliesslich viel Energie aufgebracht, und ich wollte wollen.“

Diese Energie nimmt er zunächst von Paris nach der Bretagne mit, nach Port-Aven. Dann denkt er an fernere Länder als die des „Finistère“*), an Inseln, die er in seiner Jugend oder in seiner Kindheit sah, an Länder zwischen den Wendekreisen, darin die Sonne im Zenit keine Schatten wirft und in den Schädel dringt, — und das Animalische seine Säfte in kochender Wollust verdampft. Und auf dem Punkte angelangt, (er ist bald vierzig), da man die Jahre schwanken und ausgleiten fühlt — sie fliegen nicht mehr davon —, da erst entscheidet er sich und reist nach den französischen Antillen, nach Martinique. Keine Ursache, sich zu wundern. Schon lange rechnete man mit dieser Abreise, unvorhergesehen war nur, dass sie so spät erfolgte! Gauguin, nun endlich befreiter Maler, hätte sich viel früher in sein Leben einschiffen sollen . . . Warum ist Gauguin nicht schon längst gereist?

In Wirklichkeit treiben ihn weniger die Düfte ferner Fatamorgana-Horizonte, als die täglichen Ausgaben. Er rechnet — und das bleibt bis zum Schluss für ihn eine andere Fatamorgana —, er glaubt, „das Leben in den Kolonien sei weniger teuer als in Paris.“ Nicht dass verloren und verliebt das strahlende Licht ihn lockt: er fühlt in sich Wärme genug, es selbst zu schaffen; aber aus schlechter Rechnung, einen weniger kostspieligeren Haushalt, ein praktisches behaglicheres Leben in dieser Unterprovinz zu führen, die am Ende des neunzehnten Jahrhunderts eine Kolonie ist. Unbekümmert um die Sonne, der er entgegenfährt, reist er vor allem, um frei zu leben oder — ganz einfach, — um zu „leben“.

Vergessen wir nicht, dass alle „Gluthimmel“, das Strahlen des jüngsten Gerichts, die Hölle und ihr Ruhm, gemalt werden können, ohne erlitten und gekannt worden zu sein; dass Turner in der Hinterkammer eines Londoner Kellerloches seine Bilder entfachte;

*) Département der Bretagne.

Der Übersetzer.

dass Rimbaud, bevor er das Meer mit seinen Brandungen und schreitenden Massen, seinen Wasserstürzen und seiner Schifffahrt besang — dass Rimbaud niemals das Meer gesehen hat.

Gauguin verbringt das Jahr 1887 ganz auf den Antillen. Aber das Klima wird ihm gefährlich und zwingt ihn zur Heimkehr.

Aus der Bretagne wiederum zieht ihn der Brief eines Freundes nach der Provence — und zum ersten Male in seiner von mittelmässigen Kameraden besudelten Einsamkeit — eines Freundes, der seiner würdig ist: Vincent van Gogh, der aus Holland kam.

Vincent, der in Arles malte, hat für seines ein Selbstporträt von Paul bekommen, und er schreibt an seinen Bruder Theodor van Gogh: „Ich habe tatsächlich den Eindruck, dass es einen Gefangenen darstellt . . . Das kann man aber dem Willen, etwas Melancholisches zu machen, anrechnen; das Fleisch ist in den Schatten düsterblau gemalt . . . Was Gauguins Porträt mir hauptsächlich sagt, ist, dass er nicht so fortfahren darf; er muss sich trösten und wieder der reichere Gauguin der Negerinnen werden.“

Gauguin trifft van Gogh, der die Aliscamps von Camargue malt. Dann prallen nach dem Austausch der Porträts ungewöhnliche Eigenschaften aufeinander. Van Gogh denkt schüchtern und geheimnisvoll Tag und Nacht rastlos über ein Bild nach; er zerplatzt mit Farben und malt dann plötzlich wie ein Wilder. Dann wurde es Wahnsinn, gross, wie er Farben, seine Gesten auf den Bildern — und er schnitt sich das Ohr ab. Und van Gogh machte selbst das Bildnis „der Mann mit dem abgeschnittenen Ohr“, — und später schoß er sich eine Revolverkugel in den Bauch. Gauguin entflieht ihrer Gemeinsamkeit und zieht sich zum dritten Male nach der Bretagne zurück, und von Pont-Aven geht es nach Le Pouldu.

Und von Le Pouldu geht er wieder nach Paris zurück im Jahre der Weltausstellung, an der er teilgenommen hatte, nicht aber in den Salons, sondern an den Wänden einer Spelunke und zwar unter der Rubrik der von ihm eher verachteten als erwählten „impressionistischen und synthetistischen“ Gruppe.

Das war — zwei Jahre lang — die Periode, die man die „pariser“ nennen könnte, wie man später von seiner „provençalischen“ und „martinikanischen“ zu sprechen hat. Es ist nicht seine beste Malerzeit. Er verkehrt in literarischen Kreisen, deren Jahreszahl

1890, auch ihre Tendenz kennzeichnet. Junge, „verstehende“ Schriftsteller, Albert Aurier, Julien Leclercq, führen ihn zur symbolistischen Kirche. Er darf den grossen Verlaine, den Dichter, hören und sehen und mit ihm zechen; und Moréas, den guten Versemacher, und Morice, den Rhetor. Aber das Epitheton „symbolistisch“ ist zu jener Zeit ein fester literarischer Wertbegriff. Wir, die wir heute leben, vermögen genau abzuwägen, was jene Zeiten für uns bedeuten; und ermessen die ganze Jugend, die sie brachten, und die schönen Bisse mit gesunden Zähnen in das Fleisch des naturalistischen Rindes, das nicht nach Wildbret schmeckte, sondern faulig und nicht wert war, als Reh verzehrt zu werden. Aber Gauguin hatte die Vierzig überschritten — und, viel älter, viel reifer, viel „zeitloser“ als der Mensch hatte der Künstler das Symbol überholt, das, schöpferisch in der Welt der Worte, nur zu schnell verächtlich wird, wenn es sich da aufdrängt, wo seine Bedeutung ursprünglich ist: in der dekorativen Kunst, die wesentlich symbolisch ist durch ihre Züge, ihre ebene Oberfläche und der Selbstverständlichkeit ihres malerischen Ausmasses.

Deswegen ergibt Gauguins Pariser Abenteuer nur ein recht schlechtes Bild, darauf ohne Rhythmus und ohne Ernst angeordnete Nebendinge: ein Fuchs, eine Bauernhochzeit, ein nacktes junges Mädchen, alles unter der Bezeichnung „der Verlust der Jungfernschaft“ in pastoser Anstrengung verwandt — worauf schliesslich alles in der Rumpelkammer auf dem Boden endet. Später erinnert sich Gauguin nur verschwommen dieses Aufwandes und skizziert das Wappen scherzhaft: „Ein Kreuz, Flammen, . . . bums! — ist der Symbolismus fertig!“

Schliesslich — und nach vielen Worten muss die Einleitung dieses schreiben: Mit drei- undvierzig Jahren wendet sich Paul Gauguin nach dem Lande, das in grösster Ferne von allen Kontinenten liegt, nach dem Archipel, das die Wasser des grossen Ozeans bestäubt, unter den tausend Inseln wählt er die Einzige und schnürt sein Bündel für Tahiti.

Warum diese neue, extrem-exotische Sehnsucht diese Reise nach der „fünften Welt“, wie die grossen Seefahrer es nannten, — nach der, würde ein Hagiograph sagen, es nur noch den Flug nach der andern Welt gibt? . . . Trotz aller Rechnereien, die das häusliche Leben des grossen Malers zerstörten, trotz seinem Tode und allem, was danach geschah, kann man ihm hier wenigstens die Beleidigung einer Untersuchung ersparen und sich vor der Tatsache neigen: eines schönen Tages schiffte er sich nach Polynesien ein.

Man wird sagen: Instinkt, aus Instinkt. Ja, aber das Genie. Deswegen wurde der Instinkt ruhmvoll belohnt. Deswegen bekam der Künstler da unten eine grössere Belohnung als jemals ein Schüler von einer Jury: die Enthüllung seiner Meisterschaft. Was von

nun ab das Gebiet sein sollte, darin Gauguin sein Herrscherhaus aufschlagen sollte, wurde ihm durch Tahiti klar.

Hierhin gehören die Briefe, die dieses Buch ausmachen. Bei seiner Abreise tritt der Mensch in sein Leben, der, mehr als jeder andere, zu ihm passt; — ich will sagen, in dem er sich wiederfindet, sich entdeckt in Adel oder Hingabe, Erschöpfung oder Hoffnung. Durch ein gütiges Geschick ist dieser Mann, wie er, unabhängiger Künstler, ein „Klassiker“, sagte Gauguin, der keinen Meister ausser den Meistern hat. An diesem Mann sind die hier veröffentlichten Briefe gerichtet, deren Sammlung zum ersten Male in ihrer Art wirklich den Untertitel verdient hätte:

Briefe eines Malers an einen andern Maler, seinen Freund.

II.

Georges Daniel de Monfreid war ein Bekannter von Gauguin seit dessen Rückkehr aus Martinique. Die beiden Maler waren zuerst zwei gute Seefahrer gewesen. Monfreid segelte aus Vergnügen auf einem Schoner von sechsunddreissig Tonnen und trieb, wie es ihm passte, Küstenschiffahrt von Saint-Malo nach Pont-Aven, dann nach Algerien, dann woanders hin . . . An Land aber zeichnete er und erfüllte mit Glut und Ernst die Aufgabe, seine eigene Weltvision zu geben, die aller Welt gehört. Und Monfreid war der erste, dem Gauguins Arbeiten Fausthiebe versetzten, die er im Vorübergehen austeilte und sich auf seine Schulter stützte, die er bereitwillig dazu lieh. Man kann nicht behaupten (und Gauguin, der so eifersüchtig auf seine wahre Meisterschaft war, würde es nicht erlauben), dass Monfreid irgendwie Gauguins Schüler war, — wohl aber, dass er bereit war, Gauguins befreiende Antriebe in ihrer ganzen Weite aufzunehmen, einer Weite, die nur die Stärksten zu fassen vermochten. Und von da an bemerkte, bewertete und wies Monfreid ab, was er selbst war, und ohne sich jemals vom Gepräge oder vom zerschmetternden Griff des Meisters packen zu lassen, der alle Schwächen tötete, malte er weiter wie er bis zu seinem Lebensende malen wird.

Von diesem zum andern also gehen elf Jahre lang die vorliegenden Briefe. Die seit der Abreise geschlossene Freundschaft tritt immer deutlicher zutage, wenn auch nicht von Tag zu Tag, denn die Postverbindungen sind selten. Alle Sendungen beginnen mit: „Mein lieber Daniel . . .“ Daniel ist ein Pseudonym, das Monfreid bei seinen ersten Anfängen angenommen hatte und das man in seinen Namen einschieben muss. Aber die Schlussformel, vom ersten bis zum letzten Briefe, wird immer vertraulicher: „Freundschaftlich

für alle Künstlerfreunde . . .“ — „Händedruck . . .“ — „Ganz der Ihre . . .“ — „Ganz und gar der Ihre . . .“ — „Herzlichst ganz Ihr . . .“ und Gauguin fügt zu Daniels Namen den von Annette, „die Daniel teuer ist“, und das kindliche Bild der hübschen roten Haare, „die durch den Garten streifen . . .“

So wächst diese doppelte Freundschaft trotz grosser Trennung — Frage und Antwort brauchen fünf bis sechs Monate. Auf beiden Seiten die gediegensten Künstlereigenschaften. Monfreid, mit der Geste eines wortkargen Malers, hält Gauguin für einen „grossen Biedermann“. Gauguin beurteilt seinen Freund als einen guten Richter über seine eigenen Arbeiten: „Ich bin ungeduldig“, schreibt er ihm, „und warte auf die Post, worin Sie mir von den Bildern sprechen werden, die ich Ihnen sandte; ich möchte schnell wissen, ob ich im Irrtum bin oder nicht.“ Dann schreibt er an einen Käufer von Degas, Cézanne, Renoir und Monfreid: „Beim Aufzählen Ihrer Sammlung sehe ich, dass ich mitten unter Meistern bin, und das macht mich glücklich, aber auch zaghaft . . . Ich sehe Bilder von Daniel dabei. Es gibt also doch noch Leute, die Malerei richtig einzuschätzen vermögen! Ganz abgesehen davon, dass er ein Künstler ist, ist Daniel der schönste, ehrlichste und offenmütigste Charakter, den ich kenne . . .“

Die beiden Maler hatten sich in allem, selbst in ihrer sozialen Stellung, einander gegenübergestellt. Gauguin verachtete die Menschenherde und hatte die „herrliche Gabe“, die einige wenige der grossen Masse schenken. Monfreid antwortete ebenso reinen und harten Blickes, der keiner Schule angehörte, aber auch als Mensch besass er mehr. Gauguin galt für einen „Stiesel“, für einen „unverschämten Parasiten“, für einen „Egoisten“, für einen „Herrn Sans-Gêne“ (Epitheta, die aus den Ausserungen seiner guten Freunde stammen). Monfreid war nach der Ansicht aller in dieser Geschichte wie immer vollendeter Edelmann. Diesen Antwortgeber und Bürgen liess Gauguin auf der anderen Seite der Welt und reiste nach den Pazifischen Inseln.

Von da ab hat er keinen anderen Gefährten als den wiedergefundenen alten Eingeborenen. Monfreid versichert: Die einzige Erklärung, die Gauguin vor seiner Reise nach Tahiti gab, war der hartnäckig wiederholte Entschluss:

„Ich will zu den Wilden.“

Für immer sucht er keinen anderen nahen Vertrauten, keinen anderen erstaunten Betrachter — auch kein anderes Schauspiel — als den Maorimann und die Maorifrau.

III.

Der Maorimann ist unvergesslich, wenn man ihn gesehen, die Maorifrau muss man immer lieben, wenn man sie einmal geliebt hat. Da unten lernte Paul Gauguin lieben, und mächtiger als jedes andere Wesen vermochte er mit zwei grossen, runden Augen diese ambragelben nackten Geschöpfe zu sehen, die man mit keiner anderen Menschenart vergleichen darf, um sie zu malen. Man betrachte sie sorgsam: schöne Athleten mit glücklichen Muskeln, harmonisch in dynamischer Ruhe, verbundene Linien, die eher geschmeidig als nervös sind, ein Gesicht, darin die Nase am rechten Fleck sitzt, vom Pinsel sauber umrissen und gehalten; Augen . . . Maoriaugen, die dicht beieinander liegen, um die Sehweite zu erhöhen: Augen, die wagerecht im Gesicht liegen, wagerecht in der gemalten Oberfläche, deren imaginäre Ebene sie innehalten — Augen aber, die bereit sind, Dickicht und Tiefe zu durchwühlen oder den vertrauensvollen Blick des anderen zu erhaschen, — blaublütige, fleischige Lippen; — ein Träger, dem keine Last Angst macht, der tanzend dahinschreitet, voller Freude, sein eigenes Gewicht zu tragen. Schöne Schwimmer in die Weite; Taucher ins durchsichtige Meer oder Seefahrer auf vertikalen Teichen auf den vom Blick geschwellten Bildern; — Musiker an Festestagen; — Liebhaber der Liebe, und in betäubenden Nächten schöne Schläfer, die wie ein Gott den Schlaf in ihre Glieder zu schliessen vermögen und ihren Atem ausstossen wie einen Ritus.

Die Frau vor allem besitzt die Eigenschaft des Jünglings: eine herrliche jugendliche Frische, die sie bis zur Grenze des Alters behält. Und anmutig vereinigen sich in ihr die verschiedenen animalischen Gaben. Ihre Glieder sind nicht aus Segmenten gemacht, die die Körper unserer Seelen, die man Schwester nennt, um uns kreisen lassen. Von der Schulter bis zu den Fingerspitzen zeichnet die Maorifrau, in Bewegung oder gebeugt, eine fortlaufende Linie. Die Form des Armes ist sehr elegant zur Spindel gedrechselt. Die Hüfte ist zart angedeutet und von Natur aus zwitterhaft. Die Hüften sind nicht das Aushängeschild der Bestimmung zur Fortpflanzung, der Daseinsberechtigung der Frau. Die Maorifrau ist mit dem „kleinen Säugetier“ von Laforgue nicht im Entferntesten verwandt, die mit dem Körper schlenkert und fröhlich ist, „von der Last ihrer Geburten, befreit zu sein“. Die Mutterschaft ist selten bei ihr, aber sie erträgt sie besser. Der Schenkel ist rund, aber keinesfalls fett; das kleine gerade Knie „sieht tapfer geradeaus“, bemerkt Gauguin. Das ganze Bein ist wieder eine bewegliche Spindel; oder, unbewegt, sind die Beine zwei gewaltige Säulen. Der grosse, auf lebendiger Sandale elastische Fuss weiss anmutig aufzutreten. Dichtes, duftendes, kaum gewelltes Haar reicht bis zu den Hüften

und hüllt diese ein, die auch ohnedem züchtig gezeigt werden könnten. Sie sind klar, gezeichnet, um Lust oder Tanz zu steigern und in Rhythmus zu bringen. „Breite Schultern und enge Hüften,“ sagte Gauguin, „das unterscheidet die Maorifrau von allen anderen Frauen“.

Und das zur Freude der Haltung beim Laufen, Schreiten oder Schwimmen. Und andere geheime Tugenden, reine, geheimnisvolle Enthüllungen des Körpers, da nichts mehr zu entdecken ist . . . aber das ist mit Worten nicht zu sagen.

Und die Augen phosphoreszieren; und der Hals ist vollkommen schlank und rund; ganz jung enthüllen sich die Brüste in erster Blüte ohne Vortag. Der unfruchtbare Leib ist ein Schild von starker Reinheit. Aber die Maorifrau schenkt ihrem Herrn überdies zwei unvergleichliche Gaben: ihre Haut, — ihren Atem.

Nackt und frisch, matt wie erloschenes Metall ist die Haut der schönste natürliche Mantel. Am Tage und unter der Sonne, die sie schöner macht, ohne sie zu verbrennen oder sie zu zersetzen, ist ihre eigentliche Farbe bernstein-olivfarben mit grünen Reflexen, die bezeichnend sind. Diese Haut ist zart und köstlich anzufassen; so sanft wie bei der Maorifrau die Fingerspitzenhaut, bei der man weder stärkere Berührung noch grössere Sanftheit wünscht — Möglichkeit unbestimbarer Liebkosungen . . .

Schliesslich der Atem. Die Maorifrau nährt sich von reifen Früchten und lebenden Fischen, von wenig Fleisch — und das ist leicht und nach natürlichem Rezept gekocht —, und sie atmet ganz in der Nähe der Elemente, die sie in sich aufnahm. Das aber kann nicht gemalt werden und gehört nicht in diese Einleitung, die nur mit Malerei zu tun hat. Das übrige ist Angelegenheit des Liebenden, — sei er nun Maori — und sein Beitrag ist entsprechend — oder ein Fremder, der empfangen wird wie ein Herrscher: sein Wille ist gut, und seine Lust würdig, empfangen zu werden.

* * *

Woher kamen diese Lebewesen? Denn, glaubt man den ersten Entdeckern, so waren alle polynesischen Länder bevölkert, ja überbevölkert, als die europäischen Seefahrer sie eines nach dem andern aufstachen wie schöne Insekten, die dazu verurteilt sind auf dem weissen Kork der Karten zu sterben. Woher kamen diese Männer und diese Frauen? Ihr wenig entlegener Ursprung ist eher ein Raumproblem des Meeres als ein historisches Rätsel. Der Raum ist gewaltig, der grösste auf dem Globus. Die Umschiffung des grossen Ozeans durch die Maori war möglich, setzt man eine grosse Anzahl kühner Auswanderer

voraus; nicht allzu weit auseinanderliegende Inselketten; viel Zufälle, Strömungen und Winde sind günstig, dazu gute, doppelte, überdeckte Pirogen, die nicht umschlagen konnten, mit gerade ausreichender Besatzung und Verpflegung, und auch Frauen zur Fortpflanzung . . . Als Ausgangspunkt: irgendeine amerikanische oder asiatische Lippe des grossen Bottichs. Weist man den amerikanischen Ursprung zurück, so nimmt man die indo-malaiische Abstammung an. Dann aber sind die Hauptströmungen und -Winde entgegengesetzt, die von Osten nach Westen und von Südosten nach Nordwesten gehen. Man ruft die äquatorialen Gegenströmungen an, die Zyklone, die kurze Zeit den Passatwinden unterbrechen. Man berechnete die Aussicht der Verbindungsmöglichkeit im Raum zwischen einer treibenden Piroge und einem Felsenriff; so etwas wie die Befruchtung einer Feuerkugel durch Samen, den die Grösse der „unendlichen Räume“ nicht zerstreut und auch nicht unfruchtbar gemacht hat. Aber die Sporadisation der Menschen hat ihre Grenzen. Und da man in der Wissenschaft der menschlichen Fauna ironisch die Wahrscheinlichkeitsrechnung anstellt und dann seinen vorgefassten Gedankengang dazu tut, so entscheidet man schliesslich, dass die Bewohner des heutigen Polynesiens durch Jahrhunderte und über Tausende von Seemeilen aus dem indo-malaiischen Archipel gekommen sind.

Sei's drum. Weder weiss noch gelb oder schwarz darf man die Maori, um sie auch nur mit Worten zu malen, mit keiner anderen Menschenart vergleichen. Sie haben unter der Sonne nicht das Abgeschmackte der europäischen Nacktheit. Sie haben keine sichelförmigen Augen, keine „mongolische Krümmung“, auch die Frauen kein ovales Mondgesicht. Sie haben nichts vom krausen Neger. Man muss sie also — und der Maler hat diesen herrlichen Entschluss gefasst — in ihrem wilden Rätsel betrachten, das sie in ihrem vorhergesehenen Tod mitnehmen werden. Diese ganz menschliche Frage: Woher kommen wir — wer sind wir — wohin gehen wir?

In diesen Briefen liest man, mit welcher verzweifelter Wut Gauguin damals Tag und Nacht malte: und man sieht in seinem Werk, wie sehr er sich nur auf die verliess, die Ausdruckskraft hatten: auf die Götterahnen der Rasse. So träumte er von einer Maori-Genesis. Er musste in seinen Armen den schöpferischen Schwung des Demiurgen Mahu fühlen, der die noch nicht aufgetauchten Inseln wie Fische angelt, sie zu sich heran und in die Höhe zieht, um sie jung und perlmutterfarben aus dem Wasser zu heben.

Die polynesische Theogonie kann hier nicht auseinandergesetzt werden. Jeder Gott wird erst dann lebendiger, tätiger Gott, da er Gestalt annimmt, da er leibhaftig wird. Vor Gauguin existierte auf Tahiti noch keine Maorihypostasis. Taaro, der Schöpfer, war

wieder in den Traum getaucht, — sicher war er müde nach vollbrachtem Werk. Oro bewohnte die Sonne, Hina den Mond; ohne andere Strahlen als die Sonnenstrahlen zu verschenken. Dieser Mangel an grossen Urgöttern hat zweifellos die Polynesier zugrunde gerichtet, sie sterben aus . . . an allen Krankheiten, vor allem aber durch die Berührung mit dem christlichen, mit dem in jüdischer Haut zum Menschen gemachten Gott.

Von den Halbgöttern hatte der eingeborene Bildhauer Holzstatuetten und Menschenpuppen überliefert, sonst nichts; — oder auf den Osterinseln in Lava geschnittene, grosse, aufrechte zylindrische Tiere mit eckigem, bösem Kinn, grossen, flachen Augen und einer Stirn, darüber ein Mühlstein wie ein Hut lastet . . . Dieses Idol ist lächerlich und verkrampt. Begegnet man ihm, bleibt man ohne Achtung stehen oder liegen. Das waren Pfahlgötter, Marken zwischen Meer und Gebirge. Sie haben keine anderen Namen als allgemeine oder Sammelnamen.

Aber der Tag, der Mondwechsel, die Jahreszeiten — die Folge aller Augenblicke ist da unten fast göttlich und stellt eine phosphor- und feuerüberladene Palette zusammen. Sicherlich schlagen unter der Herrschaft der Sonne dort unten nicht die gleichen Stunden wie für uns, und die Nacht lässt sich in sichtbarer Durchsichtigkeit malen; und Tage und Nächte sind keine Gegensätze, sondern das Auf und Ab, das Schillern der gleichen entrollten Freude, der gleichen Gebiete: der gastliche Berg und das fischreiche Meer, — Wolken streifen über die steilen Klippen — plötzlich und doch erwartet ergiessen sie sich in strömendem Regen — Aufstieg der Säfte im Stengel, Blüte, Frucht, Mund, und, bis auf den Grund des übersättigten Appetits: — Schlaf, Traum, Bad, Frische — Lauf oder Jagd, — Begierde und Umarmung jener anderen, die aus dem gleichen Fleische ist wie ein Mann, in gleichem Spiel, gleicher Sorge und gleichem Tanz, und doch ist sie nicht Mann, sondern Weib, das heisst die andere Wirklichkeit, die Notwendige, mit der man sich um jeden Preis verbinden muss und deren Besitz wie Essen und Trinken auch zum grossen Schlummer und schliesslich zum Tode führt, der ohne Beklemmung ist unter dem schönen duftenden Tage.

Diese Palette bot sich Gauguin dar, und er ergriff sie und machte sie zu seiner eigenen. Vor ihm hatte sich kein auf Wahrheit Anspruch erhebendes Bild eines Maorimenschen, geschweige denn eines Maorigottes, in Europa sehen lassen. Die Reisenden im achtzehnten Jahrhundert hatten bisweilen einen auf die Antike dressierten Zeichner in ihrem Gefolge, dessen Bilder ehrenwerte Modestiche wurden . . . Später schürzt man einen Maori, wie man es in Batignolles tut. Gauguin musste diesen Inseln nahen, um,

nicht durch einen einzigen Blick, sondern nach langsamem, plötzlich gebaltem Studium die geheimnisvollen Züge — oder besser die Züge des Geheimnisses dieser Rasse zu umreißen und in lebendiger und wechselnder Hülle ihr wesentliches Antlitz erstehen zu lassen. Bisweilen erreicht er das um den Preis einer gewollten und listigen Entstellung, einer meisterhaften Umbiegung, durch die die gemalte Geste grössere Wahrhaftigkeit hat als die Geste, die wirklich geschah. Von nun an kann kein Reisender sich rühmen, das Land dieser Inseln und die Lebewesen dieser Inseln ganz gesehen zu haben, bevor Gauguins Bilder sie ihm nicht enthüllt und gedeutet haben.

Denn Paul Gauguin besass jenen seltsamen Artgenius, den arkaischen Dämon unter dem Morgenrot der Tage. Er machte keine Anstrengung, um sich zu den Maori vergessener Zeiten zu versetzen: ihnen nah fand er sich in ihnen wieder, und naturgemäss malte er den Menschen früher Tage; und so entscheidend schuf er diese Ahnenformen, dass jeder Maler, meine ich, der von nun ab auf Tahiti malen will, die qualvolle Meisterschaft von Gauguins Zeichnung bis zur Erschöpfung und zur Unfruchtbarkeit wird über sich ergehen lassen müssen.

IV.

Paul Gauguins Todeskampf in seiner dreifachen Maorizeit, — erster Aufenthalt auf Tahiti, zweiter Aufenthalt, erster und letzter Aufenthalt auf den Marquesas-Inseln — hat das Vollkommene, das ein Menschenleben erhebt: das unaufhörlich gefährdete und unaufhörlich wieder hergestellte Gleichgewicht zwischen zerstörenden und schöpferischen Kräften; zwischen der Fruchtbarkeit des täglichen Brotes und der unwägbaren Nahrung; zwischen der Voraussicht und der Lust; zwischen Handwerk, Arbeit und Werk. Seit seiner Ankunft auf diesen Inseln oder zwölf Jahre, bevor er stirbt, denkt Gauguin an den Tod, nicht an einen eingebildeten, an seinen eigenen. Sein Leben in diesen zwölf letzten Jahren ist ein ergreifendes Schauspiel, dessen Ende schön und unabwendbar ist: der erwartete, bisweilen ersehnte, bisweilen dringend erbetene, zum Festmahl des Selbstmordes geladene Tod kommt nicht — dann ist er plötzlich da. Dieses Schicksalhafter des Todeskampfes gibt dem ganzen Drama Farben und Wappen.

Agonie bedeutet Kampf. Gauguin war an Herz und Körper ein schöner Athlet. Deswegen wurde das doppelte Spiel, der begonnene Kampf durchgeführt, trotz Umkehr, Ekel und Erholung. Aus den, gut betrachteten, Werken Gauguins muss eine schöne Lehre erstehen, aber auch aus seinen in allen Silben gewogenen Briefen. Von Anfang an das

Gespenst des Unglücks und, schlimmer noch, des Pechs. Kleinliche Schwierigkeiten häufen sich; dann Kombinationen und Berechnungen, darin die ganze Geschicklichkeit des ehemaligen Bankbeamten verschwunden zu sein scheint — denn der dürfte doch nur auf „gängige“ Werte bauen. Seine Bilder aber, zu seinen Lebzeiten wenigstens — sind nicht „gängig“. Er plant einen „Liebhaberverein“, der ihm zweihundert Francs pro Monat sichern sollte. Der Plan misslingt. Die „Liebhaber“ haben sich seither schon öfter Vorwürfe machen müssen: das Geschäft wäre gut, seit zehn Jahren schon!

Diese Rechnereien, diese Spekulationen, dieses stets mit Defizit arbeitende und vor dem Ausgleich doch noch sieghaft saldierte Kontokorrent, all das geht durch alle Briefe hindurch wie durch Rimbauds Briefe, — für das Jahrhundert schreckliche Briefe, die enttäuschen und anklagen, ewiger Schimpf für den Zeitgenossen, der den Seher nicht anhören wollte. Dreihundert Seiten lang klagt Rimbaud darüber, seinen Lebensunterhalt nicht verdienen zu können; dann bringt er endlich ein kleines Vermögen zusammen, vierzigtausend Francs in Gold; da es in der Somaliwüste keine Bank gibt, trägt er es in einem Segeltuchgürtel stets um seinen Leib. was ihm schliesslich eine Magenkrankheit zuzieht . . . Dieselben Finger, die das „Trunkene Schiff“ ins Reine geschrieben haben, schreiben zehn Jahre später: „Ich habe ein Edelsteingeschäft vor, womit ich viel Geld zu verdienen hoffe.“

— „Rimbaud?“ sagte 1905 der ehrenwerte Herr Rhigaz, Händler für alles in Djibuti, in dessen Diensten Rimbaud gestanden hatte, zu mir, „Rimbaud? ein tüchtiger Kerl, o, ein erstaunlicher Kerl! Ein guter Rechner, und dabei dachte er noch nicht genug ans Geschäft . . . Und dann konnte er einen plötzlich zum Lachen bringen, sage ich Ihnen!“ Das hat Afrika von Rimbaud behalten.

Die Erinnerung an Gauguin ist rein von solchen Missverständnissen. Niemand auf Tahiti oder auf den Marquesas hat es sich einfallen lassen, Gauguin nach seinen Eigenschaften als „Beamter“ zu beurteilen. Und doch musste Gauguin, der eines Tages Plakate an die Gare du Nord geklebt hatte — wie Rimbaud einen Zirkus in Holland und auf Batavia herumführte — eines schönen Tages eine Stellung erbitten, einen Platz an einem Tisch vor einem Papier, als Zeichner bei den „Öffentlichen Arbeiten“ auf Tahiti! Diesen Amtsstempel wird man also am Kopf mancher seiner Briefe lesen; es sind nicht die schlechtesten. Denn, im Gegensatz zu Rimbaud, verleugnete Gauguin sich niemals — bis zu seinem Ende beanspruchte er sein Recht, zur Ehre seines malerischen Könnens leben zu dürfen, dieser Schimpf blieb ihm erspart: der Zeichner Gauguin, der für sechs Francs den Tag zeichnete, ist niemals ernstlich in Betracht gezogen worden.

Ebensowenig wie seine „künstlerische Sendung“, mit der Ary Renan ihn betraut hatte in der Meinung, ihm damit die Ankunft auf den Inseln zu erleichtern. Niemand in der Kolonie wollte sich zum Narren halten lassen, am wenigsten der Gouverneur, der nur einen Spion in ihm sah. Seit seinen ersten Antipodenschritten stiess Gauguin so auf dieselben Erfahrungen und auf die gleichen Leute, die er fliehen wollte. Die Kleinheit des Landes, die den Beamten einschränkte, führte zur Kleinheit der Gedanken. So dass Gauguin, kaum in der Hauptstadt des französischen Ozeaniens angelangt, schleunigst an neuen Aufbruch dachte. Aber diese ersten Tage gestatteten ihm trotz lächerlicher Aufmachung ein Ereignis zu sehen, dessen beklagenswerte Grösse vielleicht er allein zu fassen vermochte, denn, kaum angelangt, war er schon eingeweiht: man feierte das Leichenbegängnis Pomares V., des letzten wirklichen Königs von Tahiti. Es gab keine Menschenopfer, um diesen mächtigen Tod und den Heimgang des Geistes eines Geschlechtsvaters zu den sanften Inseln zu ehren, darauf den Lebendigen alles unfühler bleibt. Man brachte ihn in den reformierten Himmel. Mit dem König verschwand die letzte Beute für unsere Republik, der letzte Raub an dem, was eine Dynastie über ein Volk war, — ein Zustand, eine Sitte. Gauguin fühlte das zutiefst.

Er reist in die Gebiete, zur lachenden Krone der Insel, die keine Ähnlichkeit hat mit Papeete, der Hauptstadt, die Hafenplatz und Markt zugleich ist. Er bleibt in Mataiäa, baut dort sein erstes Haus, und zwei Jahre lang . . . aber diesen ersten Aufenthalt auf Tahiti beschreibt der Maler selbst eingehend in gewissen Kapiteln, „Der Erzähler spricht“, des Buches: Noa-Noa.*)

Rückkehr nach Frankreich. Verkaufsausstellung (1893). Es wurde fürchterlich. Sehr gelegen stirbt ein Onkel väterlicherseits, und eine kleine Erbschaft macht alles gut. Gauguin ist für einige Zeit frei und reist wieder ins Finistère; er wird zum doppelten Verräter an Tahiti, denn er nimmt als Gefährtin, die auf seinem Lager den Exotismus darstellen soll, eine javanische Mulattin aus Paris mit. Hier liegt die Schuld, die Sünde, er verleugnet die sanfte Maorifrau um dieser Kolonialhündin willen! Er geht mit ihr nach Pont-Aven, wo ihre Hautfarbe betrunkenen Matrosen missfällt. Streit; Drohungen; Handgemenge: ein Eingeborener bricht Gauguin das Bein, bis zum Ende seiner Tage leidet er unter der schlechten Heilung dieses Beines. Er wird wieder vernünftig vom langen Nachdenken, und wieder steigt in ihm die Sehnsucht auf, fortzureisen, um „für immer in Ozeanien zu leben“.

*) Paul Gauguin und Charles Morice. Noa-Noa. Edition de La Plume.

Und wieder ist er auf diesen Inseln, darauf man nicht zweimal auflebt, ohne vielleicht im zweiten Leben zu sterben. Tahiti empfängt ihn als den wiedergefundenen Freund, dem man den ersten Willkommensgruss sagt: „Komm, komm her, iss mit uns!“ Das war die tägliche Frage. Gauguin schreibt: „Das Leben wird billiger sein . . .“, und zum dritten Male bemerkt er, dass seine Rechnung falsch ist. Sechs Jahre lang bleibt er dort, dann macht er sich segelfertig für jenes weniger eingeteilte und weniger verwaltete Land, wie er glaubte, für den Archipel der Marquesas-Inseln, vierhundert Meilen nordöstlich von Tahiti; und er nimmt die grösste in Besitz, die „Dominica“ der ersten Entdecker, Hiva-Oa, die „Grosse Klippe“ der Maori.

Eine schöne Begeisterung packt ihn wieder. Dort unten erweist sich die Frau weniger von Scham berührt; ein wenig freier, ein wenig schöner, ein wenig nackter. Keine Stadt auf der „Grossen Klippe“. Als Gauguin dort landet, ahnt er, dass er dort sterben würde; er bietet diesem Lande den vergänglichen Humus seines Körpers, und deswegen baut er sein Haus stärker als alle andern. Er schmückte es als den Zufluchtsort, dessen Linien alle sanft werden, wenn kein Aufbruch und keine Änderungen mehr zu erwarten sind. Voller Wohlgefallen beschreibt er dieses Haus in seinen Briefen, und mit Wollust bewohnt er es. Er nennt es: *Haus des Freuens*.

Und als er dann fast zum Gleichgewicht zwischen diesen hassenswert ungleichen grossen Kräften kommt: zwischen seinen Geldmitteln, der Entfernung, dem Kauf, der zu liefernden Grösse, und dem wunderbaren Schauspiel, das auf dem Grunde seiner Vision nur er allein betrachtet, — da packt ihn plötzlich die Furcht, dort zu sterben. Der Ton seiner Briefe ändert sich. Keine praktischen Massregeln, keine Abrechnungen, kein Vorschuss und kein Rückstand. Er verschlingt seine Tage, um zu malen; seine schlaflosen Nächte, um eine Sammlung „fürchterlicher Dinge“ zu schreiben. Das Maori-Schauspiel hat er aufgerichtet und überliefert. Übersättigt von dem, was er für endgültig gehalten hatte, rafft Gauguin sich zusammen, und er bemüht sich in den letzten Monaten, zu entfliehen. Er will nach Frankreich zurückkehren, im Vorbeigehen nur, um sich nach Spanien zu flüchten; er kann nicht glauben, dass man von den Spanierinnen, deren „mit Schweineschmalz zusammengeklebten Haare“ man gemalt hat, „nichts anderes haben könne“ . . . Zugleich mit seinem Verzicht auf das Maori-Land der Verzicht auf seine Kunst; das Eingeständnis, das tiefer geht als Selbstmord: „Ich will nicht mehr malen . . . Die Malerei erhält mich nicht mehr am Leben . . .“ Es ist keine menschliche Gotteslästerung, wenn man diese Worte neben die Schmerzensworte eines andern Menschen stellt: „Mein

Vater, lass diesen Kelch an mir vorübergehen!“ Es ist kein Zufall, dass Paul Gauguin schmerzlich sich selbst gemalt hat, von vorn, müde, in fallenden Linien wie die Schultern, in einem schmutzig blauen Gewande, vor einem dunkelerdigen Hintergrunde, mit dieser Inschrift: „Nahe an Golgatha“.

Aber im Augenblick, da er sich selbst verlassen, da er sich selbst aufgeben wollte, indem er das Maoriland verliess, um als irgendwer irgendwo zu leben, als er „dort sterben“ sollte, da findet Gauguin in Daniel de Monfreid den starken Führer, der ihn aufrichtet und auf den rechten Weg weist, und ihm vor der Nase diese kleinliche Hoffnung, diese Hintertür schliesst: die Rückkehr. — Zu leicht sieht man die Freundschaft an als die Leibeigenschaft gegenseitiger Wohltaten oder den Kompromiss gewisser, von vornherein gemeinsamer Gedanken . . . Eine weniger vorausgesehene, ungewöhnlichere, schwerere, härtere Freundschaft ist es: den Freund um jeden Preis dem Ende seiner Bestimmung entgegenzuführen, sei es dem Tode. Georges-Daniel de Monfreid hat nicht versagt.

In einem scharfsichtigen und prophetischen Brief erklärt und beweist Monfreid Gauguin, dass er nach Frankreich nicht zurückkehren kann, nicht zurückkehren darf. Diese, die hingebendste Seite ist von unerbittlicher Entschlossenheit:

— „Es ist zu befürchten,“ schreibt Daniel, „dass Ihre Rückkehr eine Arbeit, eine Entwicklung stören würde, die sich in der öffentlichen Meinung mit Ihnen vollzieht: Sie sind jener legendäre Künstler, der tief in Ozeanien seine überraschenden, unnachahmlichen Werke entwirft, Werke, die für einen grossen Menschen bestimmend sind, der sozusagen von der Welt verschwunden ist. Ihre Feinde, (und Sie haben ziemlich viele, wie alle, die die Mittelmässigen hindern), sagen nichts, wagen nicht, gegen Sie zu kämpfen, denken nicht einmal daran: Sie sind ja so weit! Sie dürfen nicht zurückkommen! Sie dürfen ihnen nicht den Knochen aus den Zähnen reissen . . . Sie geniessen die Unantastbarkeit der grossen Toten . . . In der Kunstgeschichte sind Sie vorbei . . .“

Vergeblich widerspricht der sterbende Verbannte hartnäckig diesem Blick ins Jenseits, er verspricht, seine Rückkehr nach Paris würde nur vorübergehend sein . . . Er würde unverzüglich nach Spanien weiterreisen, (und diese extremwestliche Halbinsel, die er aus der Ferne seiner Maori-Insel ersehen, klingt wieder auf als ein neuer Gegensatz, eine andere Welt, als die alte Welt). Dann hört sein Widerspruch auf, er verlässt die „Grosse Klippe“ nicht. Und doch — hätte er Geld gehabt, um abzureisen — hätte diese Abreise

Gauguin alles was folgt, erspart, und das hat ihn sicherer als alle Anfeindungen, mit denen man ihn überschüttete, getötet: er starb am 8. Mai 1903.

* * *

Zweifellos war Gauguin krank. Man hat erklärt, er habe den Aussatz, die Elephantiasis, die Syphilis. Das letzte stimmt, darf aber nicht dem Lande zugeschrieben werden: es war eine richtige Pariser Seuche. Zweifellos war auch das Herz schwach; das aber hatte flüssigere Hindernisse als das Blut überwunden: Zweifel und Verlassenheit. Dazu kam noch der schmerzhafteste, aber ungefährliche Ausschlag an den Beinen; und der alte aus der Bretagne stammende Beinbruch, der ihm bis zum Schluss zu schaffen machte. Aber Gauguin starb nicht aus allen diesen Gründen, sondern, da er dort sterben musste, wurde das Opfertier durch eine unterschlagene Entscheidung auf Golgatha geopfert. Seine Rechtsstreitigkeiten töteten Gauguin.

Er hatte für die Maori Partei ergriffen. Der Kampf hörte nie auf und wird sich fortsetzen bis zum Ende dieses schon toten Klumpen, der Unfruchtbarkeit ist, Mestizentum oder Zivilisation. Besonders auf den Marquesas-Inseln war dieser Kampf herbe, verschlagen und listig, der Kampf zwischen den schönen bekehrten Kannibalen und den importierten Gendarmen. Keine Festmahle mit Menschen- oder Götterfleisch, — wohl aber Saufereien mit gegorenem Fruchtsaft, auf die der Eingeborene ein Recht geltend machte. So gab es Orgien im Gebirge, dann Ertappung „auf frischer Tat“, Protokoll und Verhandlung! Gauguin nahm Partei für den Eingeborenen und legte sich auf die Lauer, ganz wie der Gendarm, der im Gebirge den Weinbrenner belauschte. Er überraschte die Gefälligkeit eines Aufsehers der Nachbarinseln, der seine Pflichten als Zollbeamter vernachlässigte: ein amerikanischer „clipper“ brachte, ohne das französische Gesetz zu achten, konserviertes Fleisch an Land und nahm statt dessen frische Frauen an Bord, verkaufte das eine und das andere und trieb auf diese Weise ungehindert Freibeuterei.

Die Tatsache steht geschichtlich fest. Aber alles verurteilte den Ankläger. Dieses an das andere Ende der Welt gebrachte europäische, republikanische Gleichgewicht hat manchmal diese Kehrseiten wie Geisseln. Die angeklagte Justiz bedeckte ihre Scham mit Papieren und Beschlüssen. In grosser Unbewusstheit, aus Gewohnheit oder handwerksmässig, erliess ein Herr H . . . , Richter von Beruf, das Urteil, das an seiner Stelle und in seinem Amt jeder, durch das gleiche Budget bezahlte Beamte hatte fällen müssen: der Gendarm war unschuldig.



Also musste Gauguin verurteilt werden. Und er wurde es: zu tausend Francs Strafe und drei Monaten Gefängnis wegen „Klageführung gegen einen Soldaten der Gendarmerie“

„Die Revision des Prozesses liegt auf der Hand,“ erklärt Jean de Rotonchamps in der schon erwähnten Biographie. Sie wird melancholisch und kalt wie eine Leichenschau sein. Gauguin hatte sofort Berufung eingelegt. Zweifellos hätte er (aber weiss man das bestimmt), beim Obergericht sein Recht bekommen. Dazu musste er seine Reise nach Papeete und auch einen Anwalt bezahlen. Mehr als Justiz, mehr als jede noch so tief sitzende Rache aber hatten Erschöpfung und Verzweiflung Gauguin getötet, — der an alledem gestorben ist.

Ich habe Gauguin zu seinen Lebzeiten nicht gekannt; und doch waren wir zu gleicher Zeit in Polynesien. Aber zwischen Gauguin und mir lagen über vierhundert Seemeilen, keine direkte Verbindung: kein Echo über die „Weissen“ auf Tahiti. Einer sagte mir: — „Gauguin? Ein Narr. Der malt rosa Pferde!“ Ein anderer, ein Kaufmann: — „Es geht ihm schon besser mit seinen Geschäften, er beginnt jetzt zu verkaufen. Es gibt immer noch Dummköpfe.“ Ein Beamter: — „Gauguin macht uns viel Scherereien.“ Eine fromme Person: — „Alle Tage verneigt er sich vor einem Götzenbilde aus Terrakotta, und man behauptet, dass er die Sonne anbetet.“ Wir waren in den ersten Monaten des Jahres 1903. Im Juni oder Juli erst teilte man mir mit: — „Ah, Gauguin ist gestorben.“ Ich musste noch warten, bevor ich zu den Marquesas hinüber konnte, und dann musste ich unter ihnen die suchen, die er erwählt hatte. Sein Haus, das er fast nur mit seinen Händen erbaut hatte, stand aufrecht. Es hatte gut stand gehalten unter dem grossen Atem der Zyklone, — aber es war leer durch die amtlichen Pfändungen, ausgeleert wie eine Kokosnuss durch Erdwürmer. Es war ein marquesanisches, etwas besser und etwas höher gebautes Haus als die andern mit dem grossen, von Pandanusblättern eingeschnürten Dach. Keine Spur, es sei denn welche vom Hinaustragen. Dort oben, über der Oberschwelle der Tür stand der Wahlspruch, Haus des Freuens, so voll in der Substantivform des Verbums, so hell, dass es sich nicht ziemt, ihn als Wappen einem anderen Hause zu geben — in sein eigenes Herz als Wahlspruch sollte man ihn tun. Und rechts und links grosse, geschnitzte, farbenüberriebene Füllungen. „Seid verliebt, und ihr werdet glücklich sein,“ und man sah zwei dumpfe verhüllte Gestalten fernhin zur Liebe fliehen; eine andere Gestalt, verkrampft in einem Sprung aus Furcht oder aus Schrecken oder aus Lust. Die zweite Füllung lehrte: „Seid geheimnisvoll, und Ihr werdet glücklich sein,“ und andere

Visionen durchdrangen das Holz wie Larven, strömten auf die andere Seite des Raumes, zu jenem Lande jenseits alles Schlechten, alles Guten, jenseits alles sichtbaren Daseins.

Gegenüber, nur wenige Schritte entfernt, eine andere Wohnstätte, winzig klein, ein kleiner Kiosk, aber er beherbergt einen Gott. Dort stand eine Statuette aus Ton, sie war trotz des Daches vom täglichen Brennen so rissig, so zerbrechlich, dass ich es nicht wagte, sie mitzunehmen und auf dem Meer dem Schlingern auszusetzen; ich wollte nicht die Entweihung begehen, sie eines Tages zusammenkleben oder ihre Brocken aufbewahren zu müssen; deswegen erschien es mir als heilige Pflicht, sie an ihrem Platz verfallen zu lassen unter denselben Gezeiten der Tage, die ihren Schöpfer hatten sterben sehen.

Man zögerte, ihr einen Namen zu geben. Man konnte sie annähernd, wie ich es damals tat,) beschreiben: „Ein Buddha, der in Maoriland zur Welt gekommen ist.“ Das ist nicht wahr. — Unter dem Mantel, der eine schwere, fettleibige, schwammige Form hatte, war dieses Götzenbild sehr lehrreich. Es ist die massige Verwirklichung des göttlichen Aufstiegs, des Auftauchens des Schöpfers, wie er vielleicht in Gauguin grollte. Der Schädel ist hoch und beherrscht das Gesicht, so dass Nasenrücken und Nackenfall — besser als beim Griechischen! — in die Linie eines Kreises passen. Der ganze Kopf ist eine Spitze, ein Trieb, ein Höcker. Die Schultern fliehen; der Rücken ist ganz gerade, die Hände sind ungestalt, unnützlich, ruhen auf den Knien, das verkümmerte Sitzteil sitzt auf flacher Ebene. Vom Scheitel bis zu den Zehen fällt eine einzige Bewegung, ein einziger geballter, kaum gestalteter Wille, als stiege dieses Wesen aus dem Bauche der Materie. — Nicht der vergangene, gegenwärtige oder erwartete Gott der andere, der immanente, der Artgenius, der belebend Lavakruste emporhebt, Fleisch oder Häutchen, sein Gedanke über seinem Kopf wie ein Helm, zur Muske geworden sein Antlitz, darauf noch Urfaß klebt: irgendwie ein schmutziger und gewaltiger Fötus-Gott.*

Diese Tonstatue, die einen Fuß hoch war, war vielleicht der wilde Genius Gauguins. Auf Tahiti sagte man, er verbeuge sich vor ihr. Das klingt nicht wahrscheinlich. Aber wäre die Reise einst zu machen, um sie zu holen und zu retten, — ich unternähme diese Reise und holte sie zurück.

*) Gauguin in seinem letzten Schmuck. (Gauguin dans son dernier décor. *Mercure de France*, Juin 1904).

Dann versuchte ich im Distrikt von Atuona Bescheid zu bekommen. Ich musste mit Leuten über Gauguins Tod sprechen wie über einen Zwischenfall in der Lokalpolitik. Drei Zeugen waren da: der Gendarm, der Missionar, der Eingeborene.

Der Gendarm, stark in seinem Recht und stolz auf das gefällte Urteil, erklärte Gauguin zu seinen Lebzeiten für einen Unruhestifter. Aber der tote Gauguin war nicht zu fürchten. Der Gendarm wurde ihm nachträglich gerecht, indem er den Eingeborenen sagte, dass die von der Mission als „obligatorisch“ bezeichnete Schule es nicht war. Nach Gauguins Tode musste man, da kein Testament vorhanden war, ein Verzeichnis aufstellen. Der Gendarm machte das Verzeichnis und eine „Aufstellung der Räume des Hauses Gauguin“. So lernte ich genau die Aufstellung der verschiedenen „Verkaufsnummern“ des Mobiliars kennen: Petroleumkocher, Harmonium, Schreinerwerkzeug, „obszöne und andere“ Schnitzereien, die den „Pfaffen von Bischof“ darstellten.

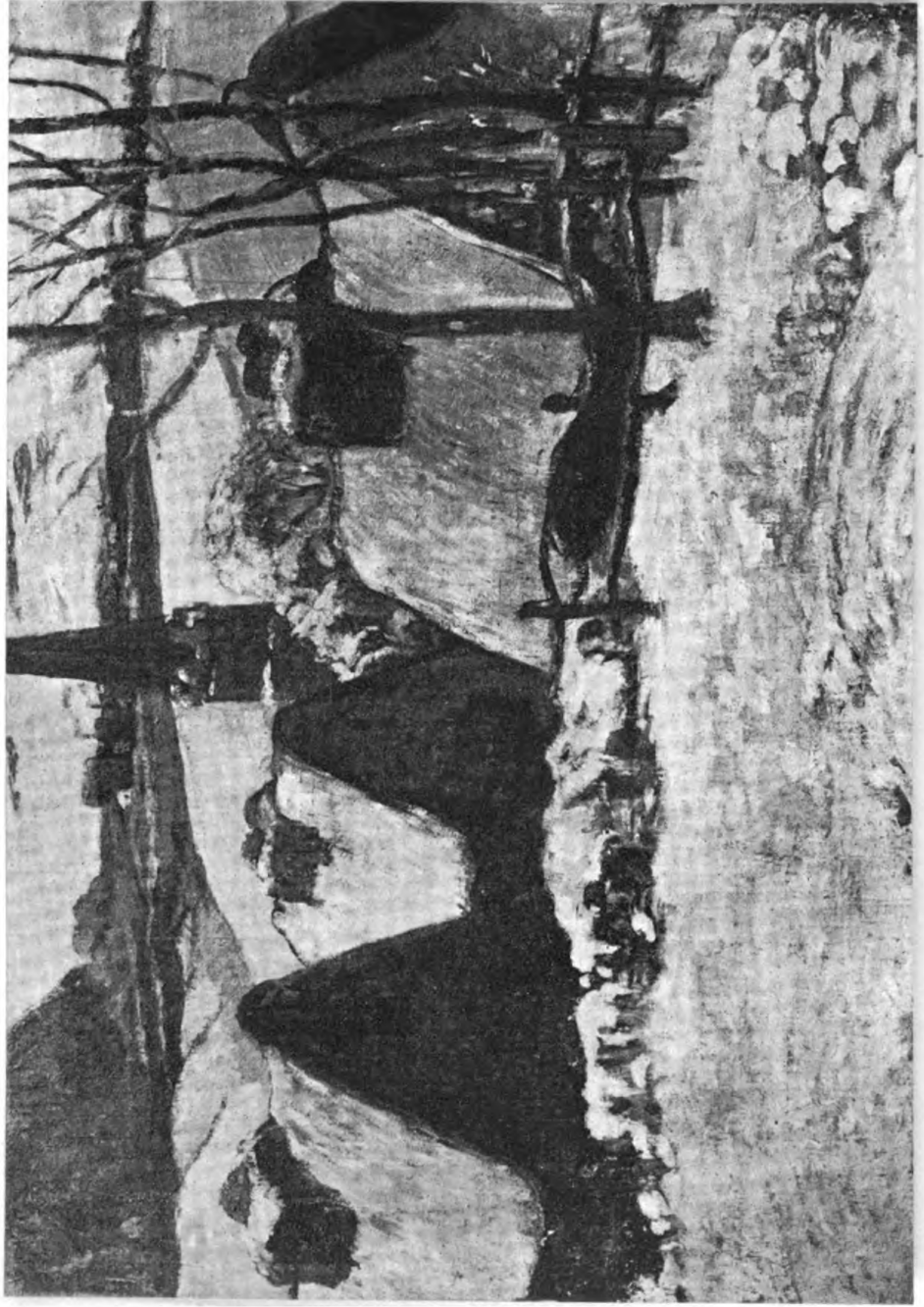
Der Missionar kam da unten in zwei deutlich unterschiedenen Sorten vor. Und man muss wirklich bewundern, dass die Maori dabei an einen einzigen Gott zu glauben vermochten! Die eine Sorte nennt sich römisch-katholisch, trägt lange schwarze Gewänder, nimmt keine Frauen und vernachlässigt sich in der Pflege des Körpers (was der Maori niemals tut); sie lehrt „allgemeine“ Wahrheiten, aber in deplazierter, lokaler Anwendung. Die andere, evangelistische, bringt aus Europa ihre eigene Frau mit. Ziehen europäische Kleidung mit getrennten Beinen an und wäscht sich. Ihre Maorireden bieten dieselben Wahrheiten in etwas verschiedenen Worten. Die Reden sind viel länger und werden deswegen aufmerksamer angehört.

Gauguin war seit seiner Ankunft der Zwangsgast der katholischen Geistlichkeit. „Alle Land“, schreibt er, „gehört hier der Mission.“

Vielleicht hatte er über den Besitzer zu klagen, oder er rächte sich im Voraus mit der Schärfe seiner Schere auf einem unschuldigen Baumstumpf, und er machte das Porträt des Bischofs mit den Zügen Messire Satans. Und unter den Haupthandlungen dieses Schutzherrn der sieben Sünden erläuterte er die Wollust, die er auf ein anderes Holz schnitzte in der Gestalt „Therese“. Die gleiche Freiheit hätte sich im Mittelalter der kleinste Maurerlehrling herausgenommen. Aber wir haben nicht mehr die Zeiten der Kathedralen. Das bewies ihm der Bischof schon wenige Stunden nach seinem Tode . . .

Die andere Sorte von Missionaren war für Gauguin weniger feindlich, menschlicher. Mit dem Pastor Vernié tauschte er höfliche Briefe, darin die gute Erziehung wenigsten Zusammenstöße verhinderte.

XXX





Die Maori, die er gemalt und verteidigt hatte, regten sich, Statisten des Dramas, aber nur lässig. Angeklagt wie er, verurteilt wie er, im Sterben wie er, assen sie faul, tranken sie trunken und lebten ihr Leben bis zum Ende, dieses Sonnentagleben. Sie umringten ihn ohne grosse Ehrerbietung, treu oder meineidig. Dieses schöne Volk, dem er seine letzten Jahre geschenkt hatte, verriet ihn, ohne es zu wollen und verliess ihn, ohne es zu wissen, in seinen letzten Tagen „nahe an Golgatha“.

(Mit einer Ausnahme: sein Freund, sein Fetii, Tioka, verliess ihn nicht, der Mann mit dem „Studentenbaret“, das er von Gauguin geerbt hatte. Er sprach das Wort aus, das ich gleich wiedergeben werde, das einzige, das gesprochen werden durfte . . .)

Zu dieser Zeit schwankte Paul Gauguin wie ein Baum. Seine Verurteilung — die er die Schande hatte, als eine Schande anzusehen, er, der, vogelfrei, durch Meisterschaft Wilde, — gab dem Baum den letzten Axthieb — von den Stricken gezogen, beugt er sich, spannt sich und reisst sich selbst, um nachzugeben, die Wurzeln heraus. Er fiel.

Es war ein Morgen zu Beginn der kühlen Jahreszeit. Der mit warmem Regen überladene Winter schmolz in einem trockeneren, kühleren Frühling — wenn es auf diesen Inseln voller Sommer überhaupt einen Frühling gibt! Seit geraumer Zeit schon schloss er sich in seinem Hause ein. Seine letzten Tage unter uns Weissen hatten keinen anderen Zeugen als Paul Vernié, der mir folgendes mitteilte:

— „Gauguin“, vertraute mir der Pastor an, „war krank und fast gebrechlich . . . Ich kann mich nicht als seinen Freund bezeichnen, aber ich war sein Nachbar . . . Er war ein Wilder. Aber er kam mich besuchen, und zuletzt liess er mich rufen.

Er ging selten aus; dann schleppte er sich mühselig barfuss auf seinen mit Geschwüren bedeckten Beinen herum; den Oberkörper bedeckte das Tahitianische Hemd, um die Hüften trug er einen Pareo; auf dem Kopf das „Studentenbaret“ aus grünem Leinen, das an der Seite eine Silberkugel hatte.

Gegen Anfang April bekam ich folgende Zeilen: „Lieber Herr Vernié, ist es zuviel verlangt, wenn ich Sie um Ihren Besuch bitte? Meine Augen werden immer schlechter. Ich bin sehr krank, ich kann nicht mehr gehen.

P. G.:

Ich ging zu ihm. Er hatte fürchterliche Schmerzen an den Beinen, die ganz rot und von Ausschlag übersät waren. Ich wollte ihn verbinden, aber er dankte mir sehr freund-

lich und meinte, das würde er selber besorgen . . . Er unterhielt sich mit mir und sprach in bewunderswerten Ausdrücken von seiner Kunst. Er lieh mir einige Bücher von Jean Dolent, Aurier und den ‚Nachmittag eines Faunes‘, den er von Mallarmé selbst bekommen hatte.

Ich verliess ihn und sah ihn zehn Tage lang nicht . . . Der alte Tioka sagte mir: ‚Weisst Du, das geht nicht gut mit dem Weissen, er ist sehr krank!‘ Ich ging zu Gauguin: er lag stöhnend im Bett, noch einmal aber vergass er seinen Schmerz, um über Kunst zu sprechen. Ich bewunderte diesen Kultus . . .

Am 8. Mai liess er mich sehr früh durch Tioka rufen. Er klagte über heftige Schmerzen im Körper. Er fragte mich, ob es Morgen oder Abend, Tag oder Nacht sei. Er hätte, sagte er mir, zwei Ohnmachtsanfälle gehabt. Und war sehr unruhig darüber. Er sprach mit mir von Salammbô. Nach dieser kurzen Unterhaltung war er ruhig und ausgeruht, als ich ihn verliess.

Gegen elf Uhr kam sein junger Diener Ka-hui und rief mich in aller Eile: ‚Komm schnell! Der Weisse ist gestorben!‘

Ein Bein von Gauguin, noch warm, hing aus dem Bett. Tioka war bei ihm, schrie und weinte und sagte: ‚Ich wollte sehen, wie es ihm ging . . . Ich rief schon von draussen: Kokè! Kokè! Er hat nicht geantwortet . . . Da ging ich hinein . . . Hie! Hie! Kokè rührte sich nicht mehr . . . Mata! Mata! Mata! . . .‘ Und Tioka kaute kräftig die Schädelhaut seines verstorbenen Freundes . . . — ‚mata‘ —, um ihn ins Leben zurückzurufen . . . Ich machte Wiederbelebungsversuche . . . Paul Gauguin war nicht mehr, ich vermute, dass er einem plötzlichen Herzschlag erlegen ist.“

Da blickte Tioka zum letzten Male seinen Freund Kokè an und sagte:

„Jetzt gibt es keinen Menschen mehr!“

Am nächsten Tage rächten sich Bischof und Mission, die Gauguin zu seinen Lebzeiten verhöhnt hatte, an seinem Leichnam; weit vor der üblichen Stunde schafften sie „zwangweise“ seine Leiche, um sie mit katholischem Pomp zu begraben, auf den katholischen Friedhof, den Privatbesitz des Bistums.

Dann erfolgte der gerichtliche Verkauf in der gesetzmässigsten und schmutzigsten Art und Weise. An Ort und Stelle verkaufte man die „nützlichen“ Gegenstände, Kleidungsstücke, Kücheneinrichtung, Konserven und Wein. Eine zweite Versteigerung fand in Paapeete statt und umfasste einige Bilder, zwei Alben, das Bildnis Satans und der Konkubine Therese, Vorderseite und Seitenstücke aus dem Hause des Freuens, den Stock des Malers und seine Palette.

Käufer: Kaufleute und Beamte; einige Marineoffiziere; der Gouverneur, der damals regierte; Maulaffen und ein Mallehrer ohne Schüler, der öffentlicher Schriftsteller geworden war. Insgeheim liess der Gouverneur ein Album kaufen und kaufte es dann um denselben Preis für sich. Ein Kaufmann erwarb den Stock, (in den Griff war eine grosse Barockperle eingelassen) und die zwei Holzschnitzereien, „Therese“ und „Vater Wollüstling“. Ein Seekadett liess sich nicht von einem schönen Bilde abbringen: drei Frauen, deren eine nährt und zu Füssen der anderen unter gelbem Himmel sitzt. Der Mallehrer probte mit verständnisinniger Miene die Weichheit der Pinselhaare auf dem Nagel seines linken Daumens und kaufte ein ganzes Pack um drei Francs. Die Palette fiel mir für zwei Francs zu. Ich versuchte zu bekommen, was zu haben war. Ein Bild, das der Versteigerer verkehrt herum zeigte und „Niagarafall“ nannte, erzielte einen grossen Lacherfolg. Es ging für sieben Francs in meinen Besitz über. Bei den Holzschnitzereien — Vorderseite und Seitenstücke aus dem Hause des Freuens — überbot niemand mein Angebot von . . . fünf Francs! Ich behielt sie.

Allein und traurig erstaunt kehrte ich in mein tahitianisches Faré zurück, dessen Wände leer waren; ich breitete die Trophäen aus, die ich lästerlich durch im Zufall gerufene Worte und durch den Zuschlag eines Hammers erobert hatte, den nichts mehr wieder aufheben konnte. Die Holzschnitzereien aus dem Hause des Freuens bestimmte ich für das andere Ende der Welt, für den bretonischen Sitz, den sich Saint-Pol-Roux als unwiderrufliche Stätte am Golf von Toulinguet auf der atlantischen Halbinsel baute. Die Palette konnte ich keinem Würdigeren schenken —, nicht, um sie wie eine Reliquie zu tragen, bei der man gläubig auch die Herkunft würdigt, sondern um durch das Oval mit scharfem Rand seinen Daumen zu stecken, der das Feld der Farben trägt und darbietet, keinem Würdigeren als . . . Georges-Daniel de Monfreid.

Betrachtet man diese Palette sorgfältig mit ihrem perlmutterfarben-blauen Rosa, ihrem Weiss in zehntausend Nuancen, ihren Bergen aus Smaragdgrün und noch weichen Veronesegrün und den anderen vom Pinsel gekneteten Tönen, so ist diese Palette der erhabene Spiegel des Bildes, das in meiner Hütte an der Wand hing, der „Nummer“, die unter dem Namen „Niagarafall“ ausgerufen wurde. Richtig aufgehängt und fern von Lästerung und Feilschen wurde dieses Bild eine bretonische Landschaft, ein Winterdorf im Schnee: strohbedeckte Hütten stützen die Linie des Horizonts und drängen sich um den steilen Kirchturm, der genau in der Mitte steht. (Der obere Rand des Rahmens schneidet den zu spitzen Pfeil ab.) Links fällt ein violetter Felsen gegen den Dämmerhimmel.

Rechts steht eine Reihe magerer Bäume. Der ganze Boden ist aus Schnee und überrieselt von geschmolzenen Lichtern, ein herrliches blaurosa Fell, ein Pelz auf gefrorenem Boden. Davon also träumte der sterbende Maler voller Sehnsucht? Unter der Sonne, die alle Tage schien, sah der Gestalter der heissen Götter ein „Bretonisches Dorf im Schnee!“

Dieses Bild habe ich behalten. Es zu verschenken wäre schon verletzend. Gauguin starb, als er es malte, es ist ein Vermächtnis. Als einziges unter allen andern zeichnet es sich durch das Fehlen der Signatur aus.

V.

Die Maoribriefe von Paul Gauguin an Georges-Daniel de Monfreid, im ganzen dreiundachtzig, sind auf ganz gewöhnlichem Papier geschrieben, nicht einmal auf „Geschäftspapier“. Den fühlbaren Vorwurf, den Monfreid Gauguin über einige Bilder macht: „Sie pflegen das Material zu wenig,“ muss ich mit demselben Verdruss vor diesen Blättern mit mittelmässigem Schriftbilde wiederholen. Gauguin, der die harte Substanz meisterte, sie zwischen seinen Händen knetete, mit den Fingern höhlt und behauptete, ein „neues Grundierungsverfahren“ erfunden zu haben, (ohne dass man genau wüsste, welches) unterliess selbst, als er an einen Maler schrieb, sich ein Schriftbild, ein Format, eine „kalligraphische Abrundung“ zu wählen. Seine Selbstverleugnung ging so weit, dass er manchmal Papier mit amtlichem Aufdruck verwandte, Amtspapier! Damals trug Gauguin bei der schrecklichen Fronarbeit der Finger — derselben Finger, die den Pinsel hielten, — den Stempel, das Schandmal der Arbeit wie ein Galeerensträfling auf der Schulter. Ich habe den Kopf dieser Briefe wiedergegeben. Er bezeichnet die neutrale Zeit, in der Gauguin nicht malte.

Andere Briefe weisen mit Aquarellfarben verstärkte Federskizzen auf; sie ergänzen die Beschreibungen, die der Maler von seinen Bildern gibt. Manche haben wieder Holzschnitte aus der Zeitschrift „Sourire,“ die Gauguin zum Entsetzen der kolonialen Machthaber herausgab, mehr um sich zu erheitern, als um zu polemisieren.

Von einem Brief zum anderen ist die Schrift wechselnd, nuanciert, getreu der Stunde, dem Elend, der Hoffnung — immer aber in schönem Schwung entrollt. Sie wirkt kraftvoll in den Augenblicken, wo er Erklärungen über Kunst gibt, wo er letzte Bestimmungen trifft. Sie wird dürftig, geradezu arm, wenn es sich darum handelt, Geld zu verdienen oder Vorschuss zu bekommen. Eine einzige Seite in dieser Tonart nur ist voll und satt, steht kräftig auf Beinen, die verschwenderisch über das Papier stolzieren, ohne die weisse

Fläche zu schonen, denn er hat „seine kleine Erbschaft“ gemacht. Man fühlt, man sieht er hat sie in der Tasche.

Über zwölf Jahre verteilt bilden diese Briefe eine einheitliche Erzählung, ein Drama, wie man es in dieser Abgeschlossenheit selten in einem Briefwechsel sieht. Der erste Brief ist vom 1. April 1891 datiert, „Unterwegs nach Mahe“. Auf der Rückreise, 1893, verschiedene Nachrichten aus Marseille, Paris und Pont-Aven; sie bezeugen den dauernden Austausch. Während seines zweiten Aufenthaltes auf Tahiti sind die Sendungen regelmässig, und in monatlicher, logischer Aufeinanderfolge schliessen sie jedes Missverständnis aus.

Gewiss, es gibt andere mit demselben Stempel versehene, an andere „Freunde“ gerichtete Briefe — aber sehr wenige, denn diese Freunde erwiesen sich als wenig zuverlässig. In allen seinen Klagen schreibt Gauguin immer wieder an Monfreid:

— „Ich erhalte nur einen einzigen Brief, Ihren . . .“

— „Wie jeden Monat ist Ihr Brief der einzige . . .“

Mögen die andern getrost veröffentlichen, was sie vom Maori-Gauguin erbt. Die Briefe, die sie haben, sind wohl kostbar, aber episodenhaft — denn diese hier umschliessen das Wesentliche.

Den letzten hält man voller Trauer in der Hand. Ein einfaches Stück Papier, oben rechts vom April 1903 datiert — d. h. aus dem vorletzten Monat seines Leben. Die Schrift ist klein, gedemütigt, Gauguin war verurteilt worden. — „Ich bin,“ schreibt er, „soeben das Opfer einer fürchterlichen Falle geworden,“ und in wenigen Worten erzählt er seinen Prozess; zum letzten Male verlässt er sich auf Monfreid und schliesst mit der, bei ihm aufrichtigen, Formel: „Von Herzen ganz der Ihre“, unterzeichnet und jügt hinzu: „Bitte wenden“.

Man gehorcht, springt instinktiv auf die letzte Zeile . . . man liest: „Alle diese Sorgen töten mich.“ Ein Strich unterstreicht die beiden letzten Worte. Noch der Name: P. Gauguin, — und es ist vorbei.

Ich habe es mir zur Pflicht gemacht, diese Briefe trotz der Wiederholungen ungekürzt herauszugeben; ich bedaure nur, kein Faksimile haben geben zu können, aber der Zustand der Originalbriefe macht das unmöglich. Hier und da habe ich die Interpunktion verbessert, um dem Leser unnötige Anstrengung zu ersparen; die systematischen Gedankenstriche aber beibehalten, die den Satz stützen. Weniger aus Diskretion, als vielmehr aus

Scham, um den Text nicht mit gewöhnlichen Namen zu belasten, — denn nur grosse „Lebende“ oder Entschwundene, Degas, Van Gogh oder Mallarmé, sollten das Recht haben, genannt zu werden und einige malerische Anfänger, — habe ich einige andere Namen durch falsche Initialen ersetzt. Die so behandelten Ungenannten können mir keinesfalls böse sein: sie waren da nicht am rechten Ort. Und übrigens werden alle, die sie kannten, sie unbedenklich beim Namen nennen.

* * *

. . . Ein grosses Bedenken taucht bei der Herausgabe dieser Briefe auf. Als Paul Gauguin sie schrieb, verlangte er Stille um seinen Namen: „Ich glaube, über mich ist alles gesagt worden, was gesagt und was nicht gesagt werden musste . . . Ich will nur Ruhe und nochmals Ruhe. Man soll mich in Frieden und vergessen sterben lassen.“

Gauguin ist tot. Wir sind des schweigsamen Versprechens entbunden. Jetzt kann man alles sagen: denn er gehört uns. An uns ist es, ihn auferstehen zu lassen durch unsere Lippen, die von ihm sprechen, durch unsere Augen, in deren tiefer Freude seine Malerei sich spiegelt. In seinem stolzen, bemitleidungswürdigen Todeskampf vermacht er uns, — nicht wie ein Märtyrer seine leibliche Hülle, — sondern seine Werke, sein Werk. Und alles Bedenken ist nun überflüssig und kindisch: Daniel de Monfreid, der rechtmässige Besitzer dieser Briefe, ermächtigt die Gabe an die Leser, d. h. an die, die würdig sind, an diesem Briefwechsel teilzuhaben, auf posthumer Reise, da es keine Posten mehr gibt — die würdig sind, teilzuhaben an diesem stolzen, wilden Gauguin, den ich niemals gesehen habe und den ich versucht habe, darzustellen, wie er war.

Victor Segalen.





I.

11. April 91.

Mein lieber Daniel

Denken Sie, die Reise über Numea kann lange dauern und fünfhundert Francs mehr kosten, das heisst, wenn die Verbindung (wie man sagt) wirklich so unregelmässig ist: es kann (sagt man abermals) drei, aber auch fünf Monate dauern.

Sagen Sie also den Freunden Bescheid; falls einer von ihnen hier herunter will, so soll er direkt New-York—San-Franzisko etc. reisen.

Es war sehr töricht von mir, zweite Klasse zu nehmen, die dritte ist fast ebensogut, und ich hätte fünfhundert Francs gespart —

Heute nur rasch ein Wort, sonst kommt mein Brief zu spät. — Umarmen Sie Juliette von ganzem Herzen, als wäre ich es selbst.

Herzliche Grüsse für alle Künstlerfreunde. —

P. Go.

Unterwegs nach Mahe —

II.

7. November 91.

Mein lieber Daniel

Ich beginne zu glauben, dass mich alle in Paris vergessen, denn ich erhalte keine Nachricht von da unten und bin sehr einsam und spreche nur das bisschen Tahitisch, das ich kann.

Ja mein Lieber, nicht ein Wort Französisch —

Kann ich der armen Juliette und dem Kinde im Augenblick nicht helfen?

Ich wundere mich gar nicht, dass es dem Kinde schlecht geht. Sie ist trotz allem so weit gekommen; und Gott allein weiss, in welcher Lage ich sie gezeugt habe. Schliesslich —, . . .

Sie fragen mich, was ich tue — Das ist schwer zu sagen, denn ich kenne den Wert meiner Arbeit selbst nicht.

Bisweilen finde ich, dass es ganz gut ist, und gleichzeitig bin ich über den Anblick entsetzt. Bis jetzt habe ich nichts Besonderes gemacht; ich begnüge

mich damit, in mir selbst zu suchen, nicht in der Natur, und ein bisschen zeichnen zu lernen — es gibt doch nur die Zeichnung —, und dann sammle ich Material, um in Paris zu malen — Gibt Ihnen das ein Bild, desto besser; mehr kann ich allerdings nicht sagen, oder ich müsste Geschichten erfinden und Ihnen Illusionen machen, die Sie bei meiner Rückkehr nach Paris verlören.

Bei „Rückkehr“ fällt mir ein: Sie wissen doch, dass die Vorstellung zu meinem halben Benefiz nichts ergeben hat.*)

Ich rechnete da mit etwa eintausendfünfhundert Francs. Und die werden mir hier schrecklich fehlen.

Tasten Sie doch 'mal das Gelände ab mit dem Malerfreunde, den Sie kennen. Er hat auf meiner Ausstellung irgend etwas gekauft, ein religiöses Bild, glaube ich —

Könnte er das Loch verstopfen, so wäre ich ihm sehr dankbar, und er verlöre nichts mit mir — nach meiner Rückkehr würde er gut bedient werden — Bis dahin könnte er als Garantie nehmen, was ihm beliebt, und es später umtauschen.

Ich ersehe aus Ihrem Briefe, dass Sie Scherereien haben; die Erde wird ihre Sitten und andere für die Menschen schädliche Dinge also nie ändern. Warum haben die Menschen die Scherereien erfunden, als ob ihnen die Natur mit der schlechten Gesundheit des Körpers nicht genug gegeben hätte.

In Tahiti haben die Menschen ein Wort erfunden: „No atu“ das ist unser „Ich pfeif' drauf“, das hier von vollkommener Natürlichkeit und Ruhe ist — Sie können sich nicht vorstellen, wie ich mich an dieses Wort gewöhne — Ich sage es jetzt oft, und ich begreife es —

Also einen herzlichen Händedruck; alles Gute für Ihre Dulcinea und die Freunde —

Für Juliette dieses Stück Papier —

Ganz der Ihre

Paul Gauguin.

*) G. sollte mit Verlaine teilen. Das „Théâtre d'Art“ (Vaudeville) gab: „Cherubim“ von Ch. Morice, „Der Eindringling“ von Maeterlinck. Es wurde gesprochen: „Der Rabe“ von E. A. Poe in der Übersetzung von Mallarmé, etc. Man vergleiche den Bericht von Pierre Quillard im „Mercur“, Juli 1891.

III.

11. März 92.

Mein lieber Daniel

Ihr Brief hat mir mehr Vergnügen bereitet, als Sie sich denken können. Denn Briefe sind für mich eine seltene Gabe: seitdem ich hier bin, bekomme ich so wenig Briefe — Von N. . . habe ich noch nichts bekommen, und das bringt mich in grosse Verlegenheit, denn ich bekomme auf diese Weise nicht nur kein Geld, sondern ich weiss auch gar nicht, woran ich bin. Sie haben recht, mein Lieber, ich bin ein starker Mensch, der das Schicksal nach seinem Geschmack zurechtbiegt; ich kann Ihnen nur sagen: was ich in den letzten fünf Jahren getan habe, ist ein rechtes Kraftstück gewesen. Ich spreche nicht vom Kampf als Maler, obwohl der auch mit rechnet. — sondern vom Kampf ums Leben, ohne jemals eine günstige Aussicht gehabt zu haben!

Manchmal frage ich mich, warum nicht alles zusammenbricht, so oft höre ich es krachen — Nur vorwärts, — am Ende steht immerhin das grosse Heilmittel —

Ich will Ihnen einmal mein Geheimnis anvertrauen — es besteht in grosser Logik, und ich handle mit viel Methode. Von Anfang an wusste ich, dass es ein Leben von einem Tag zum andern würde, und deswegen habe ich logischer Weise mein Temperament daran gewöhnt. Anstatt meine Kräfte auf Arbeiten und Sorgen für den nächsten Tag zu verschwenden, habe ich meine ganze Kraft auf den Tag selbst konzentriert. Wie der Ringer, der seinen Körper erst dann bewegt, wenn er kämpft. Lege ich mich des Abends nieder, so sage ich mir: wieder ein gewonnener Tag, morgen werde ich vielleicht tot sein.

Und ebenso bei meiner Arbeit als Maler — ich kümmere mich nur um den Tag — Allerdings besteht die Methode darin, sich darauf einzurichten, dass alles natürlich aufeinander folgt und dass man am 5. des Monats nicht das tut, was am 20. zu geschehen hat. — Die Korallen machen es genau so — Nach einer gewissen Zeit bildet das eine ganz schöne Oberfläche — Wenn die Menschen doch ihre Zeit nicht mit unnützen Anstrengungen und Arbeiten verlören, die nichts mit ihnen zu tun haben! Jeden Tag eine Masche — Das ist es — Genug davon —

Ich war in der Tat ziemlich schwer krank — Denken Sie, Blutspeien, ein Viertelliter pro Tag — nicht aufzuhalten; Senfpflaster auf den Beinen, Schröpfköpfe auf der Brust, nichts verfiel. Der Arzt im Hospital war ziemlich in Sorge und hielt mich für erledigt. Die Brust sei in Ordnung und sogar ziemlich widerstandsfähig, sagte er: das Herz spielt mir diese Streiche. Und das hat schon so viele Stöße zu ertragen gehabt, dass es wirklich nicht erstaunlich ist — Als die Blutungen vorbei waren, habe ich eine Digitaliskur durchgemacht, und jetzt bin ich wieder auf dem Posten, ohne Rückfälle gehabt zu haben — Trotzdem muss ich jetzt aufpassen — Ich lebe jetzt wie ein Wilder, mein Körper ist nackt ausser der Hauptsache, die die Frauen nicht sehen mögen (sagen sie). Ich arbeite immer mehr, vorläufig aber nur Studien oder Bruchstücke, die sich ansammeln — Wenn sie mir später nichts nützen, so werden sie den andern nützlich sein. Ein Bild habe ich immerhingemacht, ein Gemälde zu fünfzig. Ein Engel mit gelben Flügeln verkündet zwei tahitianischen Frauen die ebenfalls tahitianische Maria und Jesus — nackte Körper, die nur den Pareo tragen, einen geblühten Baumwollstoff, den man beliebig um die Hüften schlingt. Ganz dunkler Gebirgshintergrund und blühende Bäume — Dunkelvioletter Weg, smaragdgrüner Vordergrund; links Bananen — Ich bin ganz zufrieden damit. —

Sie bitten mich um Bilderaustausch; (natürlich), seien Sie unbesorgt — Sie wissen am besten, ob ich lange handle und feilsche — Die sechzig ersparten Francs behalten Sie bitte; sollten Sie allerdings ein Bild verkaufen, dann schicken Sie sie mir mit dem Erlös zusammen — Was schreiben Sie mir von Z . . . — Ich glaube, er ist krank — er hat meiner Frau gegenüber über meinen Charakter geklagt — Gott weiss, ob ich einen schlechten Charakter habe; Sie haben selbst darüber urteilen können — Ich habe keinen Platz mehr, ich grüsse Sie und die Freunde.

Herzlichst —

P. Gauguin.

Mein lieber Daniel

Schnell einige Worte, um Ihnen auf Ihren Brief zu antworten, denn gerade im Augenblick, wo die Post abgeht, bin ich durch verschiedene Dinge sehr beschäftigt, die leider nichts mit Malerei zu tun haben. Ich bin, wie man sagt, auf dem Hund und ganz fassungslos. Soll ich heimreisen oder bleiben — Im Juni bin ich angekommen, und bald bin ich ein Jahr in der Kolonie; ich kann also die Erlaubnis zur Wiederheimkehr erzwingen. Ist dieser Zeitraum verstrichen, so darf ich nichts mehr beanspruchen, oder man kann ablehnen. Andererseits, bekomme ich in einigen Monaten Geld, so kann ich noch arbeiten und dann komme, was mag. Ich werde schon zurückkommen —

Und an alledem hat N. . . schuld, der mir seit meiner Abreise nicht ein einziges Mal geschrieben hat. Er hat einiges Geld für mich und schickt es mir nicht — Es ist ausserordentlich, wie ich jedes Mal in der Tinte sitze, sobald ich Paris verlassen habe — kaum bin ich zurück, habe ich Geld; bin ich fort, Nichts. Das Bild bei Tanguy sollte J. Dolent haben; ich hatte Tanguy verboten, es zu verkaufen. Jetzt liegt die Sache anders. Nicht mit Dolent darüber sprechen und es für fünfhundert Francs verkaufen und mir sofort das Geld schicken! Noch etwas Unbestimmtes; ich weiss nicht bestimmt, ob Sie in Paris sind, wenn mein Brief ankommt. In diesem Falle schreiben Sie bitte sofort an Brouillon, damit er es besorgt.

Mit meinem Brief zusammen geht Ihnen eine Studie zu; tragen Sie sie bitte zu Goupil; vielleicht kann man sie ihrer Neuheit wegen verkaufen — Noch etwas! Dieser Joyant spricht, aber handelt nicht: seitdem er im Hause ist, hat er mir noch nichts verkauft.

Und Portier! Auch nichts.

Ihr Brief teilt mir eine traurige Sache mit, dass Sie die Malerei verlassen, aber Sie sprechen nicht von dem, was Sie nun beginnen wollen. Trotzdem kann man hoffen, denn Sie hoffen selbst, sie wieder aufzunehmen und dann für immer, wie Sie sagen — Ich hoffe es mit Ihnen —

Schicken Sie mir bitte die hundertdreissig Francs für den photographischen Apparat (100 Francs), wenn Sie sie nicht Juliette versprochen haben, wie mein letzter Brief es Ihnen auftrug. Dann blieben ihr noch dreissig Francs.

Ich habe einen Brief von ihr bekommen, das arme Geschöpf ist nicht glücklich. Ich kann nichts für sie tun —

Viele Grüsse für die Freunde.

Händedruck

Paul Gauguin.

V.

Juni 1892.

Mein lieber Daniel

Ein Glück, dass ich Ihren Brief bekomme, sonst hätte ich überhaupt keine Post. Keine Nachricht aus Europa. Denken Sie, ich war in der Stadt, die vierzig Kilometer von meinem Nest entfernt liegt, um den Gouverneur zu sprechen und die Überfahrt nach Frankreich zu erreichen; ich hatte fünfundvierzig Francs in der Tasche. Sie werden sagen, dass es nicht klug ist, alles bis zum letzten Augenblick aufzuschieben, aber ich bin nun einmal so; ich laufe bis zum letzten Minute herum, und dann erwarte ich jeden Monat einige Francs aus Frankreich. „Schwester Anna, siehst Du nichts kommen!“ Aber nichts. Ich sage mir, es wäre töricht abzureisen mit einem Geldschein in der Tasche, und dann halte ich Stange bis zum Ende. Ich war wütend wie ein Irrsinniger. Gerade an der Tür des Gouvernements treffe ich einen Kapitän, der mit einer kleinen Bark alle Inseln abklappert und als Freibeuter gilt. Ich hatte seine Bekanntschaft zwei Monate vorher gemacht. Was wollen Sie nun anfangen? fragte er mich.

— Ja, ich werde das Widerlichste unternehmen, was es auf der Welt gibt. Ich werde den Gouverneur um meine Reise anbetteln, mein Schiff hat den Kurs verloren und ich sitze auf dem Trocknen.

Da drückt mir der Kerl vierhundert Francs in die Hand. „Sie geben mir ein Bild dafür, und dann sind wir quitt.“

Ich bin gar nicht zum Gouverneur hereingegangen, und jetzt warte ich wieder auf Geld aus Frankreich.

Vielleicht soll ich das Porträt der Frau des Freibeuters machen, dann gibt er mir noch dreizehnhundert Francs; dabei aber muss man diplomatisch vorgehen, denn sie ist nicht immer leicht zu nehmen, sagt er. Dann — geht es wieder, und ich will in aller Ruhe zehn Monate arbeiten. Nur mir können solche Sachen passieren.

Ich habe schwer gearbeitet diese ganze Zeit, und zurzeit habe ich vierzig Meter Leinwand mit den Farben von Lefranc et Cie. bedeckt.

Ich bin jetzt mitten drin, glaube ich, und es wäre schade gewesen, wenn ich hätte abfahren müssen. Gerade bin ich mit einem abgeschnittenen Eingeborenkopf fertig, der hübsch sauber auf einem weissen Kissen liegt in einem Palast, den ich erfunden habe und der von Frauen bewacht wird, die ich auch erfunden habe.

Ein schönes Stück Malerarbeit, glaube ich. Es ist nicht ganz von mir, denn ich habe es aus einem Fichtenbrett gestohlen. Man darf nichts darüber sagen, man tut was man kann, und wenn Marmor oder Holz Ihnen einen Kopf vorzeichnen, so ist man sehr versucht, zu stehlen.

Und Sie, Sie haben einen Fuss wieder im Steigbügel. Gut so. Man muss wieder zu Kräften kommen, indem man sich um Familie und Sorgen nicht kümmert. Unempfindlich wie ein Stein heisst auch stark wie ein Stein sein. Über Ihre hygienischen Ratschläge habe ich schön lachen müssen: nicht zu viel Alkohol und keine verfälschten Weine trinken. Ich versichere Sie, sie sind nicht gefälscht. Alle Tage klares Wasser. Wenn Sie mich wiedersehen werden, so werden Sie einen Gauguin mit der Figur eines jungen Mädchens vor sich haben. Ich tröste mich, indem ich mir sage, dass ich vorher mit dem Fett, das mich verheerte, ekelhaft ausgesehen haben muss.

Ach ja, die Kirchenfenster! Ein schönes Stück Wiederbelebungsarbeit. Ich glaube auch, dass Ihnen das nichts schaden wird, hauptsächlich, wenn es Ihnen ein wenig Unabhängigkeit sichert.

Mein Brief wird Ihnen etwas zusammenhanglos erscheinen, aber ich stehe

noch unter dem Einfluss von vorgestern, meines Abenteuers mit dem Freibeuter; und ich platze vor Lachen, wenn ich in meiner Hütte daran denke. Nein, so etwas kann nur mir passieren — meine ganze Existenz ist so: ich stehe am Rande des Abgrundes und falle nicht hinein — Als van Gogh verrückt wurde, war ich erledigt. Auch davon habe ich mich erholt. Das hat mich aufgerappelt. Ganz gleich, für mich gibt es eine eigenartige Verkettung von Zufällen — jedenfalls habe ich noch einige Tage gewonnen, und ich will arbeiten —

Gruss, Händedruck für alle Freunde —

und herzlich ganz der Ihre

Paul Gauguin.

VI.

5. November 1892.

Mein lieber Daniel

Nur schnell eine Antwort auf Ihren Brief. Die von Ihnen gesandten dreihundert Francs habe ich erhalten — Da ich fast immer Pech habe, hätte ich sie beinahe nicht bekommen. Die Post wurde ungeduldig erwartet und kam nicht: gestern kommt endlich eine kleine Bark von den Sandwich-Inseln mit den Briefen. Die Post wäre beinahe verloren gegangen, und das Schiff ist beschädigt und ohne Mast vor dem Unwetter zu den Sandwich-Inseln geflohen. Etwas ärger, und das Geld wäre futsch gewesen, für eine gewisse Zeit wenigstens. Und gerade wollte ich mich vorbereiten, zu „versuchen“, heimzukehren. Ich bin auf dem Hund und recht müde.

N . . . schrieb mir einige Zeilen, er wundert sich über mein Schweigen!!! Er hat mir Geld geschickt, sagt er — Wie finden Sie das? — Ich antworte ihm nicht an seine Adresse; ich lasse ihm den Brief durch J. Dolent geben, der mit ihm sprechen soll — Wir werden ja sehen! Für den Augenblick werde ich mit den dreihundert Francs schon noch Stange halten, aber ohne die gleiche Summe, die mir für eine gewisse Zeit Ruhe sichert, gehe ich nicht auf die Marquesas-Inseln, wo ich vor meiner Heimkehr gerne noch gearbeitet hätte — Meine Gesundheit ist nicht in Ordnung; nicht etwa, dass ich krank wäre, (das

Klima ist wundervoll) aber all diese Geldsorgen machen mir Schmerzen, und ich bin ganz plötzlich erstaunlich alt geworden —

Ausserdem esse ich nichts, um meinen Angelegenheiten die Stirn zu bieten und trotzdem aufrecht zu bleiben — Ein bisschen Brot und Tee, was mich sehr hat abmagern lassen, ich bin schwach geworden, und mein Magen ist verdorben — Wollte ich Fisch oder Fei*) im Gebirge holen, so könnte ich nicht arbeiten und würde mir Sonnenstiche holen — ach, was für elende Sorgen wegen dieses verfluchten Geldes —

Danken Sie dem Freunde Maillol bestens und beste Grösse für alle Kameraden —

Ganz der Ihre

Paul Gauguin.

Ich habe einen Brief von Sérusier bekommen, der mich über die neuen Maler informiert. Es scheint, C . . . intrigiert viel —

Als Z . . . meine Studie gesehen hat, hat er ausgerufen: Das ist doch Symbolismus?

Der arme Junge wird nie etwas von Malerei verstehen — Ich muss schliefen. Wenn ich den Abgang der Post versäume, würden Sie über den Empfang des Geldes in Unruhe sein —

Ich kann die Zeichnung für Mirbeau nicht finden; (sicher habe ich etwas darin eingewickelt). Ich schicke Ihnen eine andere Zeichnung für Mirbeau — Sehen Sie die Adresse im Adressbuch nach, oder erkundigen Sie sich bei Joyant. Man muss ihn an mich erinnern. Er kann mir bei meiner Rückkehr nützlich sein —

*) Bananen.

8. Dezember 92.

Mein lieber Daniel

In diesem Monat habe ich keinen Brief von Ihnen — überhaupt keinen — von niemandem. Ich bin zurzeit ganz ausser mir, und nach einer guten Nachricht — Denken Sie, im vergangenen Monat bekomme ich von hier die Mitteilung, dass ich abreisen könne, wann ich wolle, die Reisekosten aber müsste Paris tragen, da der Bestand der Kolonie nicht ausreiche. Ich bin froh, setze meine Abreise für Januar fest und arbeite inzwischen; ich brüte über vier guten Bildern. In diesem Monat nun reise ich nach Papeete und spreche mit dem Gouverneur: er sagt mir — Sie können nicht abreisen, denn, der Minister hat uns keinen Befehl dazu gegeben; er hat uns lediglich gebeten, zu prüfen, ob wir Ihnen freie Überfahrt gewähren können. Unsere Finanzen erlauben uns diese Ausgabe nicht. Jetzt sitze ich wieder mit hundertfünfzig Francs in der Tasche da; der Rest — Und kommt selbst eine günstige Antwort, so kann ich sie nicht vor Ende April haben. Ich bin ganz verzweifelt.

Inliegend einige Zeilen für Sérusier, lesen Sie sie, tun Sie sie in einen Umschlag; Adresse: 15 Place de la Madeleine —

Ich hoffe, dass Sie mit meinem Brief zusammen ein Paket Bilder erhalten. Es bot sich eine Gelegenheit. Ein Artillerie-Offizier hat sie mitgenommen, und er wird sie auf der Eisenbahn aufgeben. Das Porto ist noch zu bezahlen — Entschuldigen Sie bitte, ich kann es nicht anders einrichten. Ich fürchte die Reise für diese Bilder, und vielleicht müssen sie etwas ausgebessert werden. Waschen Sie sie bitte sorgfältig und sehr vorsichtig, um Malerei und Schutz nicht mit wegzunehmen; dann wachsen Sie sie bitte. Zeigen Sie sie den Freunden und schreiben Sie meiner Frau, wann man sie ihr zur dänischen Ausstellung schicken müsse; tun Sie bitte „Vahine no te tiare“*) dazu. Fragen Sie sie bitte, ob die Ausstellung die Sendung bezahlt, dann schicken Sie sie ihr bitte in verschlossenem Wagen. Wenn nicht, zusammengerollt, und dazu die genaueren

*) Die Frau mit der Blume.

Maasse, damit sie die Rahmen machen lassen kann — Ich schreibe ihr übrigens mit gleicher Post — Hier folgt die namentliche Liste —

Parau Parau — Unterhaltungen, oder das Geschwätz.

Eaha oe feii — Was? Du bist eifersüchtig.

Manaö tupapaü — Denk ans Gespenst, — oder der Geist der Toten wacht.

Parahi te maraè — Hier herrscht der Maraè (Tempel der Gebete und der menschlichen Opfer).

Wollen Sie bitte folgende Titel auf die Bilder setzen, die noch keine haben. —

Frau im Hemd — Te Faaturuma.

Landschaft mit grossem Baum — Te raau rahi.

Haus mit Pferd — Te fare maori.

Zwei Frauen und ein Hund — I raro te oviri.

Für diese Ausstellung habe ich eine Auswahl getroffen, die jedem Geschmack gerecht werden soll.

Figuren, Landschaft, Nacktes. Hoffentlich kommt es in gutem Zustande an. — Einen Ratschlag — Nehmen Sie von innen Maass, um die Bilder besser spannen zu können — um sie gut zu spannen, müssen Sie es so machen — Sie müssen das Bild an der Rückseite etwas anfeuchten und dann spannen. Tun Sie die Nägel bitte in dieselben Löcher, sonst wirft sich die Leinwand. Schicken Sie meiner Frau die Bilder unaufgespannt, so geben Sie ihr bitte diese Ratschläge weiter —

Frau Gauguin, 57 Vimmelskafte — Kopenhagen K —

Herzlich ganz der Ihre

P. Gauguin.

Wenn ein aussergewöhnlicher Zufall es mit sich bringt, dass man sich auf meine Bilder stürzt, will ich nicht unter sechshundert Francs verkaufen: machen Sie die Preise je nach der Wichtigkeit des Bildes, sechshundert, siebenhundert, achthundert etc. . . . Das Bild Manaö tupapaü möchte ich für später behalten — Oder zweitausend Francs. Sowie ich da bin, werde ich ja sehen — Meiner Frau schreibe ich übrigens dasselbe. Dieses Bild ist für mich (Ausgezeichnet) — Die Genesis (für Sie allein —) Allgemeine Harmonie — Dunkel

aus Düsterviolett und Dusterblau mit Chrom I — Die Wäsche ist Chrom II, weil diese Farbe die Nacht „suggeriert“, ohne sie zu erklären, ausserdem dient sie als Übergang vom Orange gelb zum Grün, das vervollständigt den musikalischen Akkord — Die Blumen sind wie Phosphoreszenzen in der Nacht, (im Gedanken). Die Wilden glauben, dass die Phosphorfunken, die sie des Nachts sehen, die Totengeister sind.

— Und schliesslich ist es ein schönes Stück Malerei, wenn es auch nicht nach der Natur gemalt ist —

VIII.

Ende Dezember 1892.

Mein lieber Daniel

Mit dieser Post habe ich Ihnen wenig mitzuteilen. Vollkommenste Entkräftung. Fünfzig Francs in der Kasse und nichts in Aussicht. Beantwortet das Ministerium mein Rückreisegesuch günstig, so kann ich es Ende März frühestens erfahren.

Was tun bis dahin; ich verliere noch den Kopf, und das ist meiner Gesundheit nicht gerade zuträglich. Ohne gerade krank zu sein, fühle ich, dass alle Saiten, die einst stark waren, überspannt sind und reissen werden. Und jünger wird man auch nicht.

Wenn ich richtig darüber nachdenke, so muss ich nach meiner Rückkehr mit der Malerei aufhören, die mich nicht zu ernähren vermag. Ich habe Paris nach einem Siege verlassen, einem kleinen zwar, aber einem Siege. In achtzehn Monaten habe ich nicht einen Centime mit meiner Malerei verdienen können, d. h. ich habe weniger verkauft als vorher. Die Folgerung daraus ist leicht zu ziehen. Und da ich keine grosse Erbschaft in Aussicht habe, wovon soll ich leben, wovon meine Farben kaufen? Gewiss, ich werde einige Bilder mit heimbringen! Und die Bilder sind besser: d. h. schwerer verkäuflich als die andern.

Wäre van Gogh nicht tot, ich wollte nichts sagen — Ich sitze in der Tinte: gut so; hätte nicht hineinspringen sollen.

Ich habe drei Bilder beendet, zwei zu dreissig und eins zu fünfzig. Ich glaube,

es sind meine besten, und da wir in wenigen Tagen den 1. Januar haben, habe ich eines, das beste, 1893 datiert.

Ausnahmsweise habe ich ihm einen französischen Titel gegeben: „Pastorales Tahitiennes“; auf Maori fand ich keinen entsprechenden Titel. Ich weiss nicht warum — ich habe reines Veronesegrün und ebensolches Zinnoberrot verwandt; — aber ich glaube immer, dass es ein altes holländisches Bild ist — oder ein alter Wandteppich — Wie kommt das? Übrigens erscheinen alle meine Bilder mir matt in den Farben: ich glaube, das liegt daran, dass ich keines meiner alten Bilder oder ein Bild aus der Ecole des Beaux-Arts als Vergleich und Maassstab vor Augen habe. Welch Gedächtnis, ich vergesse alles. Ich glaube, das kommt durch zuviel Tabak. Wenn ich zurück bin, will ich mir Rechen-schaft darüber ablegen.

In welchem Zustande mögen die Bilder ankommen, die ich Ihnen gesandt habe: ich zittre für sie.

In Ihrem Briefe teilen Sie mir mit, dass Sie durch den Tod Ihrer Schwiegermutter Ihren Haushalt wieder aufgenommen haben. Ich habe nicht recht verstanden, ob Sie sich haben scheiden lassen oder in gegenseitigem Einverständnis die eheliche Gemeinschaft fliehen. Ist die Tür offen oder versperrt, oder halboffen. — Dieser letzte Zustand scheint mir nicht gut —

Nur klare Situationen — Sie wissen, dass ich Ihnen keine Komplimente über Ihre neue Vaterschaft mache; Sie können mir dasselbe sagen; aber mit mir, der ich niemals da bin und nicht klebe, ist das nicht dasselbe; es ist weniger schwierig.

Mein neuer Sprössling ist scheinbar wohlauf: Juliette hat mir geschrieben, sie hat mir ihre neue Adresse mitgeteilt und von der Kleinen erzählt. Sollten Sie ausnahmsweise Geld für mich haben, so heben Sie es für den April auf. Um diese Zeit hoffe ich aufzubrechen: übrigens werden Sie es durch Sérusier erfahren, der die Schritte unternehmen sollte, von denen ich in meinem vorigen Brief geschrieben habe.

Ich drücke Ihnen die Hand.

G. d. I.

Paul Gauguin.

11. Februar 1893.

Mein lieber Daniel

In diesem Monat erreicht mich Ihr Brief im grössten Dreck; ich renne nach Geld und muss mindestens drei Monate warten, bevor ich abreisen kann, wenn das Ministerium meine Rückkehr genehmigt. Wenn nicht, weiss ich wirklich nicht, wie ich mich herausrappeln soll — ich erhalte einen Brief von Joyant: „Sie können sich nicht vorstellen, wie sehr die Geister sich verändert haben und wie stark Ihre ganze Ecke ‚arriviert‘ ist.“ Im übrigen schickt er mir meine Abrechnung; ich sehe da am 23. Mai 91 (d. h. vor fast zwei Jahren) achthundertdreiundfünfzig Francs fünfundzwanzig an N . . . Das bedeutet, dass N . . . mir eintausenddreihundertdreiundfünfzig Francs abgelockt hat, die mir das Leben gerettet hätten. Joyant hatte nach meiner Abreise für eintausendeinhundert Francs Bilder verkauft, Maklergebühr miteingerechnet. Ich muss gestehen, ich bin sprachlos über diesen Diebstahl. Denn das ist einer.

Meine Frau hat ausserdem für achthundertfünfzig Francs verkauft, aber sie braucht sie selbst und entschuldigt sich, mir kein Geld schicken zu können. Was soll ich sagen!

Es scheint, dass ich im Norden immer grösseren Erfolg habe. Ein Künstler aus London hat mir gesagt, es müsste unbedingt eine Ausstellung in England veranstaltet werden. Ich muss erst zurück sein, um all das zu prüfen. Mein Gott, ich bin toll vor Wut! Nur der Zorn hält mich noch aufrecht. Schreiben Sie nicht mehr, sobald Sie diesen Brief erhalten haben. Sollten Sie mir Geld zuschicken haben, so heben Sie es bitte sorgfältig auf.

Sie teilen mir mit, dass Z . . . an meine Frau geschrieben hat. — Wozu: da er meine Lage kennt, hätte er besser daran getan, mir mein Reisegeld zu schicken. Ich würde gern zwanzig Prozent zahlen und noch gut dabei fahren. Aber es gibt Leute, die niemals zur rechten Zeit nützlich sein können und kein gutes Geschäft machen können. In der Hoffnung auf einen kleinen Gewinn kaufen sie sich lieber Panama-Aktien. Jetzt müssen Sie meine Bilder schon erhalten haben, und meine Frau kann in Dänemark arbeiten.



TAYLOR & FRANCIS
OXFORD



Der arme Aurier ist gestorben. Wir haben wirklich Pech. Van Gogh und nun Aurier, der einzige Kritiker, der uns verstand und uns eines Tages sehr nützlich gewesen wäre.

Viele Grüsse für alle

Herzlich g. d. I.

Paul Gauguin.

X.

14. März 1893.

Mein lieber Daniel

Ihre dreihundert Francs kommen mir ausgezeichnet zustatten, ich war ohne jedes Geld und konnte mir keines verschaffen — Am 1. Mai schiffe ich mich auf alle Fälle für die Heimat ein — Ich habe endlich jemanden gefunden, der mir gegen Zinsen und einige Bilder als Bürgschaft das Geld für meine Reise vorgeschiesst, falls die französische Regierung ihre Einwilligung versagt — Das muss so sein, denn über Amerika kostet mich die Reise doppelt so viel wie über Numea, und das Kriegsschiff, das im Mai nach Numea dampft, fährt nicht oft dorthin.

Sonst gibt es nichts Neues — Bei meiner Ankunft in Marseille werde ich Ihnen vermutlich telegraphieren, Sie möchten mir das nötige Geld für die Eisenbahnreise schicken — Also tun Sie Ihr „Unmöglichstes“, um das Geld für mich zu beschaffen. Sie haben fast zwei Monate vor sich. Sobald ich in Paris bin, verpflichte ich mich, sie zurückzugeben.

G. d. I.

P. Gauguin.

XI.

31. März 1893.

Mein lieber Daniel

Da ich Ihren Brief vom Juli (?) erhalten habe und ihn beantworte, bin ich noch hier (würde la Palisse sagen). Ja mein Lieber, ich halte hartnäckig Stange,

trotz dem Dreck, in dem ich stecke. Mit jeder Post erwarte ich das Geld, das N . . . für mich hat. Trotzdem ich ihm vor fünf Monaten geschrieben habe, habe ich keine Nachricht von ihm: Wahrscheinlich hat er meinen Brief nicht bekommen, da er umgezogen ist: Sprechen wir nicht von ihm und von diesem Geheimnis; ich werde das schon bei meiner Rückkehr in Ordnung bringen. Ausser ihm kann man vielleicht auf Tanguy, Portier oder Joyant rechnen: wenigstens etwas Geld mit der nächsten Post. Ich muss unbedingt noch einige Monate vor meiner Rückkehr auf den Marquesas-Inseln malen und den Wilden sehen.

Die Studie, die ich Ihnen gesandt habe (Gott sei Dank, Sie haben sie erhalten), — ich fürchtete schon, dass der betreffende Herr, ein Gendarm übrigens, sie mir entwendete — diese Studie ist der Anfang zu anderen wundervollen Arbeiten; Sie finden sie schön, desto besser. Sie wissen, sie ist von mir, nicht von C . . . Ich habe ungefähr fünfzig Bilder, die Ihnen Freude machen werden, denn viele sind weit besser als diese Studie. Zurzeit schnitze ich eine Art wilde Nippsachen in Holzstämmen. Ich bringe ein Stück aus Eisenholz mit, an dem ich mir die Finger wund gearbeitet habe, aber ich bin zufrieden damit; und Sie wissen, es ist nicht von C . . . Übrigens, weil ich gerade von diesem Lausejungen spreche, ich wundere mich gar nicht, dass er mit Z . . . auseinander ist. S . . . stands geschrieben. Der arme Z . . . hat sich von diesem Rotzjungen schön hineinlegen lassen! Und ich habe es natürlich ausbaden müssen! — Ich bin ihm nicht böse, wünschen Sie ihm alles Gute von mir; ich hoffe, dass es seiner Frau und seinen Kindern gut geht. Grüsse für die Freunde; Brouillon, Maillol, C . . . nicht zu vergessen.

Ich habe Nachricht von meiner Frau, die gleich nach ihrer Ankunft in Kopenhagen vier Bilder verkauft hat; eines, ein ganz unbedeutendes, (kleiner bretonischer Kopf) für eintausendfünfhundert Francs; sie rechnet damit, den Rest demnächst zu verkaufen — Da sind ja die Moneten, werden Sie sagen — aber die arme Frau brauchte das Geld selbst. Das schadet nichts, es geht gut für mich in Dänemark — Im nächsten Frühjahr wollen sie eine Auswahlausstellung machen, teilen sie mir mit, und sie bitten mich, ihnen von hier Bilder zu schicken. Leider kann ich es nicht: es würde mich die Augen aus dem Kopfe kosten.

und ich könnte auch den Transport nicht bezahlen — Ja, in Dänemark gibt es einen Haufen Dummköpfe, die den Zeitungen glauben, und jetzt finden sie, ich hätte Talent. Daher hat sich ein dänischer Maler neunhundert Francs ergattern können, indem er sich eine nackte Frauenstudie auf den Wanst klebte, die ich 76 gemalt habe (Huysmans spricht von ihr). Ausser den eintausend-fünfhundert Francs — es geht schon vorwärts da unten.

Mit dieser Post habe ich zwei Photographien erhalten, die ein Freund von Sérusier gemacht hat, den Christus mit den Oliven und meine Holzschnitzerei. Das sollte in der „Revue Contemporaine“ mit einem Aufsatz von Aurier über Symbolismus erscheinen. Wussten Sie etwas davon?

Schon vor langer Zeit habe ich an de Haan geschrieben. Keine Antwort — Haben Sie Nachricht von ihm — Übrigens, ausser von Ihnen bekomme ich überhaupt keinen Brief. Sie sind ein getreuer Briefschreiber, und ich bin Ihnen sehr dankbar dafür. Sie können sich nicht vorstellen, wie traurig es ist, keine Briefe zu bekommen, wenn man so weit weg ist —

Bald werde ich hier in Ozeanien wieder Vater sein — Himmel und Hölle! Ich muss also überall meine Saat aussäen. Allerdings ist das hier nicht schlimm, die Kinder sind hier gern gesehen und von den Eltern schon im Voraus verhätschelt. Wer sind wohl die Nähreltern. Denn auf Tahiti gibt es kein schöneres Geschenk als ein Kind. Deswegen bin ich über sein Schicksal nicht unruhig.

Mit Vergnügen bemerke ich, dass Sie den Pfad der Schönen Künste wieder aufnehmen. Dann aber müssen Sie arbeiten und nicht Ihre Zeit verlieren. Gehen Sie unverdrossen Ihren Weg und haben Sie Mut; seien Sie zwei Stunden am Tage verrückt und lassen Sie die Weisheit für Bouguereau.

E nei manao vau, tirara parau

Ia ora na

Das soll heissen, dass ich genug geschwatzt habe und Sie grüsse.

Ich spreche jetzt schon ganz gut Maori und finde es sehr vergnüglich —

Also, Grüsse an Alle.

Ganz der Ihre

Paul Gauguin.

Mein lieber Daniel

Ich erhalte die siebenhundert Francs — Butter in den Spinat. Hätte ich sie vor einem oder zwei Monaten bekommen, so wäre ich nach den Marquesas Inseln gefahren, um mein interessantestes Werk zu vollenden. Aber ich bin müde, und das Schiff nach den Marquesas geht erst in eineinhalb Monaten ab. Übrigens erwarte ich mit der nächsten Post die Bestätigung meiner Reiseerlaubnis etc. . . . All diese Dinge halten mich in dauernder Bewegung und lassen mich keinen Entschluss fassen. Ich begrabe also meine Marquesas und werde eines Tages in Paris auftauchen. Ich habe vor einigen Monaten an Sérusier geschrieben und ihm eine Antwort an M. eingelegt; ich habe keine Nachricht. Ob Sérusier meinen Brief erhalten hat?

Mein Gott, wie schwer lassen sich die Geschäfte brieflich erledigen! In zwei Jahren habe ich die Angelegenheit N . . . noch nicht aufklären können. Aber ich verspreche Ihnen, vierzehn Tage nach meiner Ankunft ist das letzte Wort gesprochen.

Ein komischer Kauz dieser Z . . . ! Er konnte die Gelegenheit, mir Geld zu senden, wohl nicht dazu benutzen, mir auch zu schreiben!

Welche Zeit menschlicher Dummheit und Eitelkeit! Dieses kleine Geschöpf ist wütend, dass ich eher als er Erfolg habe und wirft mir seine Verspätung vor. Dabei hat er doch über das Schicksal nicht zu klagen. Zum einfachen Handwerker oder Pförtner oder Kramladner geboren, hat er ohne jede Anstrengung (alles kam von wo anders) ein Herr und Besitzer eines fünfstöckigen Hauses werden können.

In der Malerei hatte er ein Temperament unter Null — Nachdem er die Baudry und Konsorten bewundert hatte, ist er aus Oppositions- oder Geschäftsgeist umgekippt, da der Salon ihm seine Pforten nicht öffnen wollte) — Dann hat er ja den heiligen Krieg gepredigt und wollte mir folgen und mich überflügeln; aber ich bin in meinen Siebenmeilenstiefeln nicht so rasch einzuholen und keuchend hat er mitten auf dem Wege Halt gemacht. Wenn er wenigstens

gehorsam wäre, aber er will seinen Kopf durchsetzen und trotz allem Erfinder sein. Daher alle Missstimmungen, von denen wir wissen. Er wirft mir vor, vollkommen zu sein, und er fürchtet für seine Freiheit etc. Welch Widerspruch: er will allein gehen und wirft mir vor, ihn nicht mitgerissen zu haben. Das alles ist traurig und vor allem kleinlich.

Jetzt sind Sie trostlos, Sie sind in der Zeit der Misserfolge. Manchmal ist das ausgezeichnet. Aus der Entfernung kann ich nichts beurteilen und mich auf nichts festlegen. Ich werde alles bei meiner Rückkehr sehen. Verlieren Sie nicht gar zu sehr den Mut, und arbeiten Sie.

Vielen Dank für die Farben. Etwas habe ich noch und brauche nichts mehr. Seit zwei Monaten arbeite ich nicht mehr: ich beobachte nur und denke nach und mache Skizzen. Während zweier Jahre, darin nur wenige Monate verloren waren, habe ich sechsundsechzig mehr oder weniger gute Bilder ausgeheckt und einige ultrawilde Schnitzereien. Das ist genug für einen einzigen Menschen. —

Ich glaube, ich habe jetzt in Dänemark mehr Erfolg als in Frankreich: leider ist es nur ein kleines Land mit sehr beschränkten Mitteln. Die Ader wird rasch leer sein —

Übrigens läuft heute eine ganze junge Gesellschaft hinter mir her, blüht und gedeiht, „sagt man“: da sie jünger ist, mehr Trümpfe in der Hand und grössere Geschicklichkeit hat, werde ich vielleicht an die Wand gedrückt werden. Aber ich denke, die neue Etappe auf Tahiti soll alles wieder einholen; sie wird mich von meinen bretonischen Studien ablenken, und da werden sie noch einige Zeit brauchen, um mir nachzukommen.

Wir werden ja sehen! Es sei denn, dass ich die Malerei aufgebe, wie ich es Ihnen in meinem letzten Briefe mitteilte.

Grüsse für die Freunde. —

G. d. I.

Paul Gauguin.

Sie wissen doch, dass ich sehr unter Schlaflosigkeit litt und viele meiner Kinder ebenso; nachts sind sie nicht zum Einschlafen zu bringen.

Meine Frau schreibt mir die Grösse Emils, meines ältesten Sohnes — ein Meter sechsendneunzig — mit achtzehneinhalb Jahren: ein gutes Versprechen. Dann wird man sagen können: der Grosse Gauguin.

XIII.

Marseille, 3. August 1893.

Mein lieber Daniel

Ich bin heute Mittwoch Mittag hier angekommen — Mit vier Francs in der Tasche! Sie werden das merkwürdig finden, da ich vor meiner Abreise eintausend Francs erhielt. Nach Bezahlung einiger Schulden blieben mir sechshundertfünfzig Francs: Pech, ich musste in Numea bleiben. Und fünfundzwanzig Tage sehr teuer im Hotel leben, dazu die Gepäckaufgabe.

Auf dem Schiff ging es mir so schlecht, dass ich Zuschlag lösen musste, um zweiter Klasse zu fahren. Teufel, welch dreckige Reise! Dreihundert Soldaten waren an Bord, und in der dritten Klasse hatte jeder fünfzig Quadratcentimeter zu seiner Verfügung. Dazu sehr schlechtes Wetter bis Mahe — Nach grosser Kälte in Sidney unerhörte Hitze im Roten Meer — Drei Mann, die von Hitze gestorben waren, mussten wir über Bord werfen — Schliesslich ist alles gut, was noch halbwegs gut ausgeht — Da bin ich — gleich nach meiner Ankunft habe ich zwei Depeschen nach Goupil (Joyant) und an Sie geschickt, in denen ich zweihundertfünfzig Francs erbitte, um mich hier in Marseille auszulösen. — Dann bin ich alle Augenblicke auf die Post gerannt — Ein guter Gedanke, denn Ihr Brief war da, und ich habe dann nochmals nach Benilan und an Sie telegraphiert — Wollen Sie bitte an Ihren Hausmeister telegraphieren, damit ich bei meiner Ankunft in Paris, Freitag, einen Ort habe, wo ich absteigen kann. Dann will ich 'mal zusehn, was es zu tun gibt —

Sie schreiben mir in Ihrem Brief kein Wort von der Ausstellung in Kopenhagen. Also keine Nachrichten, oder schlechte Nachrichten —

Alles Gute für Annette. Ich drücke Ihnen die Flossen.

G. d. J.

Paul Gauguin.

XIV.

Paris, 4. September 1893.

Mein lieber Daniel

Bei meiner Heimkehr finde ich Ihren Brief und den meiner Frau —

Denn ich komme eben aus Orléans, wo ich meinen Onkel begraben musste. D. h. ich habe Laufereien ohne Ende bei meiner Ankunft in Paris. — Der Brief meiner Frau ist nicht sehr beruhigend; meine Werke aus Tahiti haben bei den Künstlern einen moralischen Erfolg gehabt, Resultat beim gewöhnlichen Publikum: nicht ein Heller. Zum Glück hatte mein Onkel den glücklichen Einfall, zu sterben, und seine ganz kleine Erbschaft wird mir erlauben, mich wieder flott zu machen und die Vorbereitungen zu meiner Ausstellung beträchtlich zu fördern. Ich weiss noch nicht genau, was mein Onkel mir hinterlassen hat, aber ich rechne ungefähr mit zehntausend Frank: in diesem Augenblick ist es die Rettung.

Ich wollte Sie noch etwas anderes fragen. Als ich Sie bat, meine Rückkehr vorzubereiten und Geld aufzutreiben, haben Sie sich da an Z . . . gewandt? Ich muss das wissen wegen meiner zukünftigen Beziehungen zu ihm.

Sie verstehen . . .

Da ich jetzt nicht nach Dänemark reisen kann, habe ich ihm *) geschrieben, er möchte für vierzehn Tage nach Paris kommen, wenn die Familie die Reise bezahlt: in zwei Monaten werde ich alle meine Schulden bezahlt haben, die übrigens recht gering sind und weniger ausmachen als das, was man mir schuldet. N . . . hat mir geschrieben, er würde mich aufsuchen, sobald ich es mit ihm verabreden würde, er möchte so rasch wie möglich einen Zustand beseitigen, der ihm sehr schmerzlich wäre. Sowie ich in Orléans alles erledigt habe, denn ich muss morgen noch einmal hin, werde ich sehen, wie sich das alles verhält, und ich will meine eintausendvierhundert Francs wiederhaben, oder ich verliere meinen Namen dabei —

G. d. Ihre

Juliettes Adresse?

Paul Gauguin.

*) Es handelt sich nicht mehr um Z . . .

XV.

Paris, 12. September 1893.

Mein lieber Daniel

Seitdem ich hier bin, laufe und laufe ich, ohne etwas zu erreichen: Niemand ist in Paris. Doch, Durand-Ruel habe ich gesprochen, er hat mich freundlich empfangen; er hat den Handel mit Impressionisten, den er einstmals aufgegeben hatte, wieder aufgenommen. Pissaro, Guillaumin scheinen sehr gut zu gehen — Er hat mir versprochen, sich meine Arbeiten anzusehen, sowie sie so weit sind und eine Ausstellung zu veranstalten. Ich werde mich also tüchtig ins Zeug legen, und da man nicht richtig arbeiten kann, wenn man keine vernünftige Unterkunft hat, so habe ich ein Opfer gebracht und in der Rue de la Grande Chaumière 8 gemietet, (ich habe die Miete sogar im Voraus bezahlt; das Geld dazu hat mir die Milchfrau gegenüber geliehen)* —

Ich habe meine Sachen aus Ihrem Atelier geholt, ich brauche weisse Hemden und hatte keines mehr im Koffer.

Auf dem Hängeboden habe ich nur Bilder gefunden — Können Sie mir für mein Atelier Ihre Staffelei und einen Stuhl borgen? Wenn ja, dann schreiben Sie doch Ihrem Hausmeister Bescheid, damit ich mir einiges holen kann.

Ich habe Ihren Brief nicht richtig verstanden — Sie sprechen davon, unten zu bleiben und nur vorübergehend nach Paris zu kommen.

Bei Boussod habe ich mir den Schnabel verbrannt — Joyant hat das Haus verlassen und ist böse mit den Herren; von mir ist nichts mehr im Hause. Hoffen wir, dass ich nach einer Ausstellung eine kleine Aussicht bei Durand-Ruel habe.

Schreiben Sie mir ausführlich.

P. Gauguin.

*) Frau Caron lebt heute in Noyon und hat eine kleine Sammlung guter Bilder, darunter einige Gauguins.

XVI.

September (?) 1893.

Mein lieber Daniel

Endlich ein Brief von Ihnen. Was ist denn mit Daniel, sagte noch vor kurzem Meilheurat — Algier hat also kein besonderes Klima? Hier friert es zurzeit auch.

Ich war sechs Tage in Belgien; famose Reise: in Brügge habe ich Memlings gesehen — welche Wunder, mein Lieber, und wenn man nachher Rubens sieht (die Pforte zum Naturalismus), so schmeisst das um. — Ich schreibe Ihnen in aller Eile, um Ihnen zu antworten und mitzuteilen, dass es mir ganz gut geht und dass der Notar endlich meinen keuschen Händen das Geld anvertraut hat, und deswegen schreibe ich Ihnen besonders; d. h. Sie sollen sich „um Moneten keine Sorgen machen“.

Also, meine Predigt ist zu Ende — Freundschaftlichen Händedruck für Barbin. Herzliches Gedenken für das rothaarige Kind.

Und herzlich ganz Ihr

Paul Gauguin.

PS. Leclerq sendet Ihnen seine herzlichsten Grüsse.

XVII.

Pont-Aven, 20. September 1894.

Mein lieber Daniel

Denken Sie sich, ich habe keine Minute für mich übrig — Morgen muss ich wegen eines Duells von N . . . herumlaufen, und bei solcher Art Verrichtungen ist man nicht Herr seiner Zeit —

Würden Sie so freundlich sein und zu einem Chemiker gehen und ein Kilo Kasein kaufen, aber vor Sonntag oder Montag, denn da ist Feiertag — also geschlossen.

Vielen Dank im voraus —

— P. Go. —

XVIII.

Oktober-November 1894.

Mein lieber Daniel

Ja, ich schreibe nicht gerade häufig, und alle beklagen sich darüber — Das liegt daran, sehen Sie, dass ich furchtbare Schmerzen habe, hauptsächlich des Nachts, wo ich überhaupt nicht schlafe. In diesem Zustand habe ich natürlich noch nichts gemacht, vier Monate sind hin mit grossen Ausgaben — Übrigens habe ich den festen Entschluss gefasst, für immer in Ozeanien zu leben.

Im Dezember werde ich nach Paris zurückkommen, um mich ausschliesslich damit zu beschäftigen, meinen ganzen Laden, ganz gleich zu welchem Preise, zu verkaufen. (Alles.) Gelingt es mir, so reise ich sofort im Februar — Dann werde ich meine Tage frei und ruhig ohne die Sorge um den nächsten Tag und fern vom ewigen Kampfe gegen die Dummköpfe zubringen können — Dieses Mal reise ich nicht allein, ein Engländer und ein Franzose begleiten mich auf zwei oder drei Jahre; ich bleibe aber unten — Leb wohl, Malerei, es sei denn als Zerstreuung: mein Haus soll holzgeschnitzt sein.

Ich ersehe aus Ihrem Brief, dass Sie mit Ihrem Aufenthalt im Süden zufrieden sind, und dass es Ihnen beiden, Annette und Ihnen, ausgezeichnet geht. Das nenne ich gut arbeiten.

Von Z . . . habe ich einen sehr langen und schmerzlichen Brief bekommen. Ich fürchte sehr, dass er in einem Jahr ganz der Hypochondrie verfallen sein wird. Das ist alles nicht sehr lustig und trägt nicht eben dazu bei, dass ich in diesem schmutzigen Europa zu bleiben wünsche.

In der Hoffnung auf bessere Tage drücke ich Ihnen herzlich die Hand.

Ganz der Ihre

Paul Gauguin.

XIX.

November 95.

Mein lieber Daniel

Zur Stunde, da ich Ihren lieben Brief erhalte, habe ich noch keinen Pinsel

angerührt: ein Fenster habe ich in meinem Atelier gemacht. Ich musste in Paapeete bleiben und eine Entscheidung treffen; ich lasse mir eine grosse tahitianische Hütte auf dem Lande bauen. Eine herrliche Lage, im Schatten, am Wege und hinter mir die Aussicht auf das überwältigende Gebirge. Stellen Sie sich einen grossen Vogelkäfig mit Bambusstäben und Kokosdach vor, der durch die Vorhänge aus meinem alten Atelier in zwei Teile geteilt wird. Einer dieser Teile bildet das Schlafzimmer mit sehr wenig Licht, damit es kühl bleibt. Der andere Teil hat ein grosses Fenster, des Ateliers wegen. Auf dem Boden Matten und mein alter Perserteppich: das Ganze noch geschmückt mit Stoffen, Kleinigkeiten und Zeichnungen.

Sie sehen also, ich bin im Augenblick nicht zu beklagen.

Alle Nächte treiben sich verteufelte Mädchen in meinem Bett herum, gestern mussten drei antreten. Ich will aber mit diesem Kutscherleben aufhören, um eine ernsthafte Frau ins Haus zu nehmen und auf Teufel komm 'raus zu arbeiten, umsomehr, als ich mich bei Kraft fühle und glaube, bessere Arbeiten als früher zu machen.

Meine frühere Frau hat sich während meiner Abwesenheit verheiratet, und ich war gezwungen, ihrem Gatten Hörner aufzusetzen, aber sie kann nicht mit mir zusammen wohnen, trotzdem sie einen Abstecher von acht Tagen zu mir gemacht hat.

Das ist die Vorderseite der Medaille; die Kehrseite sieht weniger erfreulich aus. Wie immer, wenn ich Geld in der Tasche habe und voller Hoffnungen bin, gebe ich aus, ohne zu zählen, vertraue der Zukunft und meinem Talent, und eines Tages sitze ich wieder auf dem Trockenen. Nach Bezahlung meines Hauses bleiben mir noch neunhundert Francs, und ich erhalte aus Frankreich keine Zeile, was mich etwas bedrückt. Als ich abreiste, sollte Lévy mir zweitausendsechshundert Francs schicken, die ich vom Café des Variétés zu bekommen hatte. Mit andern Aussenständen schuldet man mir insgesamt viertausenddreihundert Francs; und ich bekomme nicht einmal einen Brief.

Sie sind wie immer der erste, der an mich denkt, und ich danke Ihnen herzlich dafür. Suchen Sie nach Empfang meines Briefes Levy in der Rue Saint-La-

zare 57 auf, sagen Sie ihm, ich sei sehr in Sorge sowohl um mein Geld, als um meine Bilderangelegenheit. Wenn Sie in London sind, schreiben Sie an Mollard.

Man wird mir vorhalten: Warum reisen Sie soweit weg — Aber wenn ich auch so nahe bin, wie z. B. in der Bretagne, so ist es ganz genau dieselbe Sache.

Sie sind also Schmuckkünstler in London. Ich bin sehr glücklich für Sie, wenn Sie eine produktive Reise machen können, die auf alle Fälle interessant ist — Ich ersehe aus Ihrem Brief, dass Sie im Süden gewesen sind und in Scheidung leben. Sie teilen mir aber nicht mit, wie die Geschichte ausgelaufen ist. Wieviel Ärger man sich immer mit der Heirat macht, dieser blödsinnigen Einrichtung. Und ich sehe, dass Maillol in gutem Zuge ist: ich wünsche ihm viel Glück. Aber ich habe Angst um ihn, und es wäre schade, denn er ist eine gute Seele und ein Künstler.

Sehen Sie, wie ich es mit dem Haushalt gemacht habe: ich bin ohne weiteres verduftet. Lasst meine Familie sich allein den Schädel einrennen, denn, wenn nur ich ihr helfen kann!!! Ich will mein Leben hier in meiner ganz stillen Hütte beschliessen — ach ja, ich bin ein grosser Verbrecher. Sei's drum! Michel-Angelo auch; und ich bin nicht Michel-Angelo.

Schönen Gruss für die Freunde und für Annette.

Von Herzen ganz der Ihre

Paul Gauguin.

Ich schreibe mit gleicher Post an Z . . .

XX.

April 96.

Mein lieber Daniel

Wie die Nachrichten auch immer sein mögen, die Briefe der wenigen Freunde, die an mich denken, erhalte ich immer mit dem grössten Vergnügen, und in meiner grossen Einsamkeit machen Briefe Freude.

Ich sehe, dass Sie den denkbar besten Willen haben, aber ich fürchte, Sie werden nichts erreichen, und ich bin nicht nur am Ende meines Geldes, sondern auch am Ende meiner Kräfte. Schliesslich nutzt sich alles ab, und meine

Willensstärke ist zurzeit gering: Seit meiner Ankunft wird meine Gesundheit mit jedem Tage schlechter. Mein gebrochenes Bein macht mir grosse Schmerzen; ich habe zwei Wunden, und der Arzt bekommt es nicht fertig, sie zu schliessen, und in den Tropen ist das eine heikle Sache — Nachts furchtbares Reissen, das mich bis mitternachts schlaflos macht — Mein Leben ist doch recht grausam — Ich habe während meines ersten Aufenthaltes auf Tahiti unerhörte Anstrengungen gemacht, deren Ergebnisse Sie in der rue Laffitte gesehen haben: was hat es mir eingetragen, eine vollkommene Niederlage. Feinde, und das ist alles, denn das Pech verfolgt mich unablässig, seitdem ich lebe; je weiter ich gehe, desto tiefer sinke ich. Vielleicht habe ich kein Talent, aber (ohne jede Eitelkeit) ich glaube doch, dass man keine künstlerische Bewegung verursacht, sei sie auch noch so klein, ohne Talent zu haben, oder es gibt lauter Irrsinnige — Kurz, nach dieser Anstrengung vermag ich keine neue, es sei denn fruchtlose, zu machen. Ich bin gerade mit einem Bilde 1 zu 1,30 fertig geworden, das ich für noch besser als alles Frühere halte: eine nackte Königin ruht auf einem grünen Teppich, eine Magd pflückt Früchte, zwei Greise, in der Nähe des grossen Baumes, diskutieren über den Baum der Wissenschaft; Strandhintergrund; diese leichte, hingezitterte Skizze wird Ihnen nur eine vage Andeutung geben können. Ich glaube, dass ich, was die Farbe angeht, noch niemals etwas gemacht habe, das von so grosser, gewichtiger Tonfülle war. Die Bäume blühen, der Hund wacht, die beiden Tauben rechts gurren. Wozu soll ich Ihnen dieses Bild schicken, es gibt ja schon so viele, und die werden nicht verkauft und erregen grosses Geschrei. Das wird noch grösseres Geschrei erregen. Ich bin also verurteilt, an gutem Willen zu sterben, um nicht Hungers zu sterben. Und dabei gibt es alte Leute, die leichtsinniger handeln und das Leben eines anständigen Menschen hängt davon ab: ich spreche von Lévy. Ohne ihn hätte ich es nicht gewagt, nach Tahiti zu reisen, er hat mir das Geschäft vorgeschlagen. „Sie können unbesorgt abreisen; wir werden Sie schon nicht im Stiche lassen. Vielleicht ist es nur eine Frage der Zeit, denn ihre Malerei kann man den Leuten nicht so leicht beibringen, aber, was nötig ist, werde ich schon tun.“ Und schon will er sich nicht mehr darum kümmern.

Ich bin also voller Vertrauen abgereist und habe so gerechnet, ohne mich zu irren

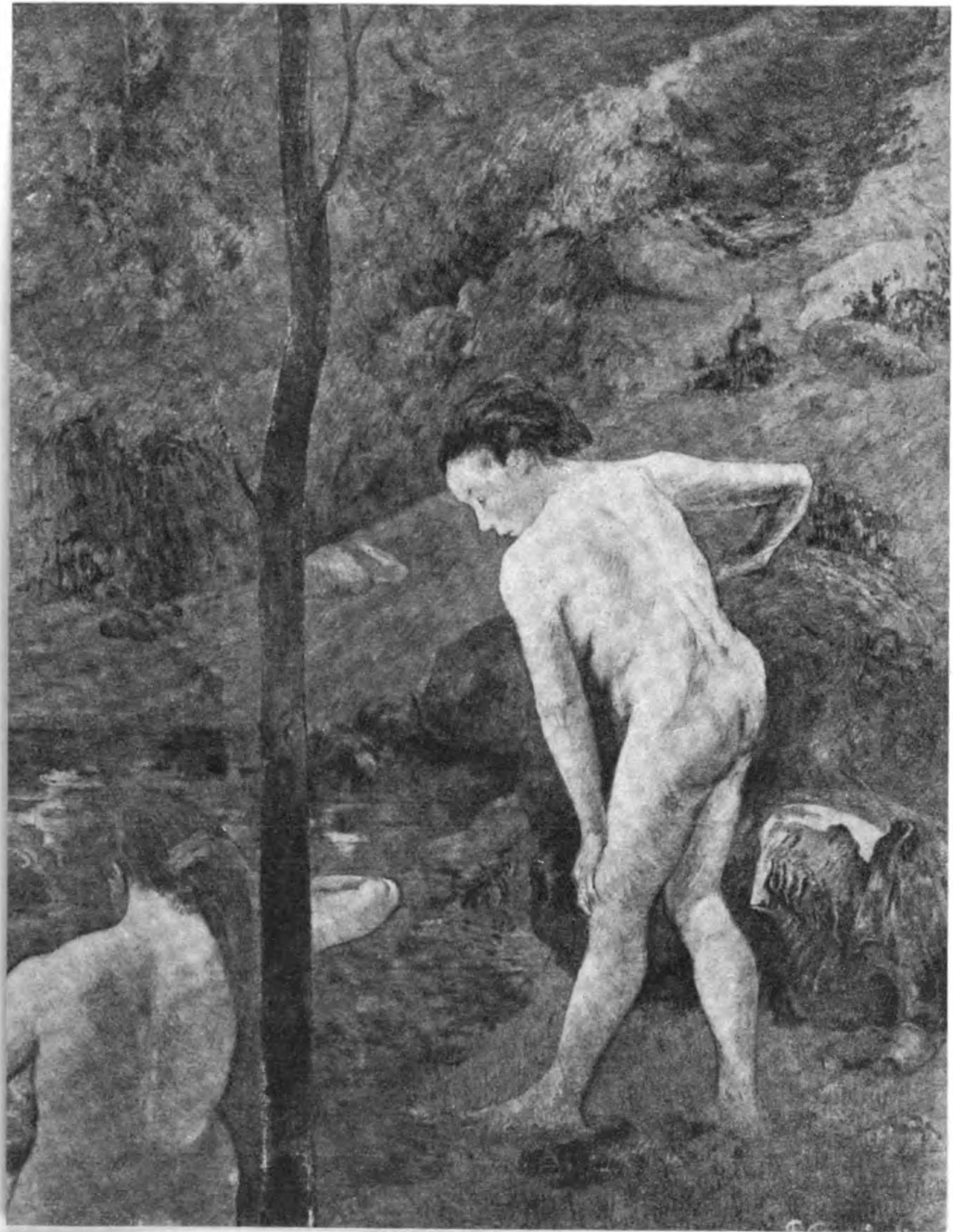
Cafétier	2.600
Maufra	300
Rahmer von Maufra . .	600
	<hr/>
	3.500

Dazu achthundert Francs für ein verkauftes Gemälde, die im Mai 96 fällig sind.

Das würde mir erlauben, für einige Zeit ruhig zu leben und abzuwarten, bis Lévy Gemälde verkauft. Jetzt geht alles in die Brüche; ich kriege nichts. Wenn der Cafétier bankrott gemacht hat, so ist doch seine Sammlung da, die man hätte verkaufen können, wenigstens zum Teil; es sind mehrere van Goghs dabei; ein sehr hübscher früher Pissarro; eine kleine Studie von Millet. Mein Gott, was bedeutet das! Ich fürchte, man hat Lévy ungeschickter Weise verärgert, und er ist ein ganzer Kerl, und sicher hat er gesagt, man solle ihm den Buckel 'raufsteigen!

Jetzt habe ich mir fünfhundert Francs geliehen, um einige Monate zu leben; dazu fünfhundert Francs, die ich noch von meinem Hausbau schulde, das macht eintausend Francs Schulden. Und ich bin nicht unvernünftig: ich lebe mit einhundert Francs im Monat, und ich und meine Vahine, ein junges Mädchen von dreizehneinhalb Jahren: das ist doch nicht viel; ausserdem Tabak, Seife und ein Kleid für die Kleine, zehn Francs Toilettenausgaben im Monat — und wenn Sie meine Einrichtung sähen! Eine Hütte mit Atelierfenster; zwei Kokosstämme, aus denen ich wilde Götter geschnitzt habe, zwei Blumensträucher, ein kleiner Schuppen für Pferd und Wagen — ja, ich habe Einrichtungs Ausgaben gehabt, um keinen Mietlohn mehr zu zahlen und um sicher unter meinem eigenen Dach schlafen zu können, und wer hätte nicht dasselbe gemacht mit Geld, das man einem schuldet und vergeblich erwartet.

Sie haben gut für die Bilder gesorgt, die Sie meiner Frau geschickt haben, aber der arme Z . . . war der Meinung, richtig zu handeln, und ich kann ihm nicht böse sein. Er hatte schon immer ein Faible für sie und hält sie für unglücklich. — Durch verschiedene Nachrichten aus Dänemark weiss ich, dass



meine Frau im Gegenteil sehr glücklich ist, so lebt, wie es ihr gefällt, und wohl gelitten und sehr verwöhnt von aller Welt ist. Sie ist durchaus nicht in Verlegenheit, während ich in der Ecke stehen muss — Aber hätte ich ihr sechstausend Francs statt eintausendfünfhundert von den dreizehntausend Francs meines Onkels geschickt, was wäre aus mir geworden, da ich heute ohne Geld und ohne Verdienstmöglichkeit bin, denn meine Bilder werden nicht gekauft — Meine Frau wird meine Bilder verkaufen und sich für das Geld Butterstullen kaufen — So — Andererseits sind meine Bilder bei dänischen Liebhabern besser untergebracht als in irgendeiner Spelunke.

Betteln ist hart — könnten Sie nicht Meilheurat aufsuchen, ihm zur Not meinen Brief zeigen und ihn um tausend Francs anbetteln, die ich ihm später wiedergeben will, wenn die Situation geklärt ist; dann würde ich ihm das Bild schicken, von dem ich Ihnen schreibe, er könnte es als Garantie behalten, wenn er will!

Viele Leute finden immer Protektion, weil man weiss, dass sie schwach sind und weil sie zu bitten verstehen. Mich hat niemals jemand beschützt, weil man mich für stark hält und weil ich zu stolz gewesen bin — Heute liege ich am Boden, schwach, zur Hälfte verbraucht durch den ergebnislosen Kampf, den ich begonnen habe, jetzt falle ich auf die Knie und lege meinen ganzen Stolz beiseite. Ich bin nichts, ein Durchgefallener —

Ich schreibe an Z . . . einen ähnlichen, aber viel kürzeren Brief; Sie kennen seine Empfindlichkeit, brauchen ihm also meinen Brief nicht zu zeigen, er glaubt sonst, ich zöge Sie vor.

Ich sehe, mein armer Daniel, dass auch Sie viel Sorgen durch Ihre Frau haben — Eine schöne Einrichtung, die Heirat —

Grüsse an Annette und für Maillols.

Ganz der Ihre —

Paul Gauguin.

Mein ganzer Trost ist die Musik — ich weiss nicht wie, aber ich habe meine Gitarresaiten verkrämt. Schicken Sie mir bitte welche —

Zwei vollständige Saitensätze und ausserdem:
6 D-Saiten,
6 E-Saiten,
3 G-Saiten,
von bester Qualität, weil sie hier leicht reissen.

XXI.

Juni 96.

Mein lieber Daniel

Ich habe eine Idee; Sie können sich denken, dass, wenn ich mit Schmerzen im Bett liege, ich weiter nichts tue, als einen Haufen Kombinationen zu erwägen, die mir aus der Klemme helfen könnten. Ich habe also an folgendes gedacht, und ich glaube, dass es möglich ist, sogar leicht; wäre ich in Paris, würde ich gern für einen anderen aufbringen, worum ich bitte — fünfzehn Leute sollen sich zusammentun, die meine Malkunst schätzen oder verdienen wollen; man schlägt ihnen folgendes vor — — Alle Jahre will ich (im Voraus) fünfzehn gute Bilder schicken; mehrere Zeichnungen nach meinem Belieben — Gegen diese Ware werden diese fünfzehn Leute mir jährlich zweitausendvierhundert Francs schicken, d. h. jeder einhundertsechzig Francs. Die Teilung erfolgt durch Lose; so dass man weiss, wer zuerst, wer an zweiter Stelle ausgewählt etc. . . . Zu diesem Preise sind meine Bilder bestimmt nicht teuer, und nach einer gewissen Zeit werden die Käufer nichts verloren haben — Im folgenden eine namentliche Liste von Leuten, die Sie aufsuchen können (mit viel Beredsamkeit).

- Portier, Kunsthändler —
- Thomas, dto.
- Lerolle, Maler
- Rouart — dto. — und Ingenieur —
- Jean Dolent — suchen Sie Z . . . auf, der kennt ihn.
- Sérusier!!!
- Seinen Schüler in Versailles, der wie ich Holz schnitzt —

— Meilheurat —

— Graf de la Rochefoucault — . . .

Der hat Bernard und Filiger je eine Rente von eintausendzweihundert Francs ausgesetzt — ich habe kürzlich an Z . . . geschrieben, um mir von ihm helfen zu lassen — Suchen Sie also Z . . . auf, und falls er mir eine gleiche Rente gegen Bilder aussetzen würde, so könnte er ja mehrere Anteile (statt der Rente) erwerben, z. B. sechs Anteile = neunhundertsechzig Francs. —

An alledem ist für Niemanden etwas auszusetzen; es ist ein Ausweg, um einem Künstler zu helfen, zu dem man Vertrauen hat, ohne ihm ein Almosen zu geben —

Einige werden ihm entgegen, sie spekulierten nicht, eine schlechte Ausrede, denn, bei einem Händler, einer Versteigerung oder zu niedrigem Preise von mir kaufen, das ist alles dasselbe; ausserdem erlaubt dieser Ausweg dem Künstler, zu arbeiten, und das ist die Hauptsache — Das ist mein Plan, und ich glaube, er ist leicht auszuführen, wenn man es richtig anfängt —

Sprechen Sie mit Z . . ., er soll Ihnen helfen — mit Séguin, rue Lepic 54 und mit Freunden, die ihn kennen. Ich sagte „im Voraus“ — folglich müssten Sie für das erste Jahr fünfzehn Bilder von Lévy nehmen, für das zweite Jahr würde ich im Voraus schicken. Die Zahlungen hätten alle drei Monate zu erfolgen, so dass die Beteiligten niemals eine allzugrosse Summe zu zahlen hätten — vierzig Francs alle drei Monate — Sie müssten einen Zeitpunkt festsetzen, der mit dem Quartal nicht zusammenfällt —

Jedenfalls, schreiben Sie mir bitte mit der nächsten Post, was Ihnen von meinem Plan einleuchtet — weiss Gott, ich bin nicht anspruchsvoll — zweihundert Francs monatlich verdienen (weniger als ein Arbeiter), mit bald fünfzig Jahren, mit ziemlich gutem Namen — ich brauche nicht hinzuzufügen, dass ich noch niemals Schund verkauft habe und es auch jetzt nicht tun werde — Die Bilder, die ich schicken werde, werden gleich den früheren wie zu Ausstellungszwecken gemalt sein — Und wenn ich mich damit begnüge, arm zu leben, so liegt es daran, dass ich nur Kunst machen will. Inliegend meine schriftliche Verpflichtung.

Jetzt etwas anderes. — Als ich meine Frau in Dänemark verliess, habe ich das gesamte Mobiliar, Wäsche usw., Skulpturen und Gemälde zurückgelassen.

Meine Sammlung ist für ungefähr fünfzehntausend Francs verkauft worden (mit Zustimmung des Käufers, meines Schwagers) — Ausserdem noch einige frühe Bilder von mir — dann Bilder und Keramiken, die Sie während meines Aufenthaltes hier schickten — und zwei Bilder aus Tahiti. Ich schätze das Ganze auf dreissigtausend Francs. [Ausserdem viertausend Francs, die ich verschiedentlich schickte.] Ich habe nur sechshundert Francs bekommen während der Jahre 93 und 94, wie Sie wissen. — Und habe immer ein elendes Leben geführt.

Deswegen haben meine Ratschläge, in Dänemark meine Zukunft vorzubereiten, nur meiner Frau etwas eingetragen, ohne auch nur die geringste Möglichkeit, dass auch ich etwas davon hätte — Ich bin sicher, dass die von Z . . . geschickten Bilder rasch verkauft sein werden und meine Frau neue erbittet.

Ich will jedoch folgendes — Will meine Frau Bilder, so schreiben Sie ihr bitte, dass Sie ihr auf meinen ausdrücklichen Wunsch drei Bilder schicken, aber nur gegen Zahlung von vierhundert Frank im Voraus, dem geringsten Preise des Drittels des früher gesandten Betrages —

Ich will (um es noch einmal zusammenzufassen) ein Drittel vom Erlös meiner Bilder, und da ich kein Vertrauen habe, will ich es im Voraus. (Das ist unmissverständlich.)

Ich schreibe mit dieser Post an Maufra, der sehr geschickt ist und viel Liebhaber kennt, um ihm meinen Plan mitzuteilen; (Plan mit den zweitausendvierhundert Frank pro Jahr). Setzen Sie sich bitte mit ihm in Verbindung — Leider sind viele zur Zeit nicht in Paris; aber sobald wie möglich —

Sie schreiben mir in Ihrem Brief: „Sollten Sie niedergeschlagen sein, der Sie sonst so stark sind.“ Ja, ich liege am Boden und habe keine Energie, wenn ich Zukunft und Gegenwart betrachte — mein Fuss schmerzt mich Tage und Nächte, die ich schlaflos verbringe, und ich habe keine Kraft. Der ganze Knöchel ist eine einzige Wunde, und das schon seit fünf Monaten — Wenn ich

arbeite, so zerstreue ich mich und werde wieder stark, aber ohne Arbeit, ja fast ohne Nahrung, ohne Geld (Schulden), was soll ich da wohl anfangen — Man mag noch so abgehärtet sein, es gibt Grenzen, die man nicht überschreiten kann —

Herzlichen Dank für alle Mühe, die Sie sich geben —

Herzlichst g. der Ihre

Paul Gauguin.

PS. Selbstverständlich gehe ich mit meinen Preisen herunter, dann aber nur bei einem fünfjährigen Verträge; die übrigen Bilder müssten durchschnittlich immer um vierhundert Francs verkauft werden.

Tahiti, am 12. Juni 1896 — Diese freimütig abgegebene und ohne Berechnung auf spätere Einwände unterzeichnete Verpflichtung soll mir während der fünf folgenden Jahre meine künstlerische Arbeit sichern.

Ich verpflichte mich, alle Jahre im Voraus fünfzehn mit künstlerischer Gewissenhaftigkeit ausgeführte Bilder zu senden, die unter den Gegenzeichnern des Vertrages zur Verteilung kommen; sie verpflichten sich durch Eingehen dieses Vertrages mir jährlich insgesamt zweitausendvierhundert Francs zu schicken.

Paul Gauguin.

XXII.

13. Juli 1896.

Mein lieber Daniel

Rasch einige Worte; ich liege im Krankenhaus, und hoffe, in einem Monat geheilt zu sein, wie soll ich das aber bezahlen. Im vergangenen Monat kündigten Sie und Z . . . mir Geld an. Irrtum: Maufra entschuldigte sich, unvorhergesehene grosse Ausgaben verhinderten ihn, mir Geld zu schicken, aber im nächsten Monat würde ich das Geld bestimmt bekommen. In diesem Monat kein Geld, nicht ein Brief — ich werde verrückt und bin ganz zerbrochen.

Ich schreibe Ihnen, weil in diesem Monat ein Offizier nach Frankreich geht

und einige Bilder von mir mitnimmt, die infolge meines Zustandes etwas ungeschickt sind; und ausserdem habe ich ein Temperament, das ein Bild mit einem Schlage und im Fieber vollenden will — Dagegen eine Stunde am Tage arbeiten . . .

Schliesslich schicke ich Ihnen die Bilder, wie sie sind. Vielleicht sind sie gut: es liegt so viel Beklommenheit und Schmerz darin, dass das vielleicht die ungeschickte Ausführung ausgleicht — Mauclair sagt, ich sei grob und brutal — welche Ungerechtigkeit —

Da das Paket fast zu gleicher Zeit in Paris ankommen muss wie mein Brief, und da Sie dann im Süden sein werden, wäre ich Ihnen sehr dankbar, wenn Sie das Nötige veranlassten, damit der Hausmeister die Annahme nicht verweigert — Entschuldigen Sie mich wegen des Portos, rechnen Sie es mir bitte bei der ersten Gelegenheit an.

Ich bin müde.

Herzlich

P. Gauguin.

XXIII.

August 96.

Mein lieber Daniel

Ich erhalte Brief von Ihnen und von Z . . . , und das ist alles. Sie beide glauben, dass ich Geld von Maufra bekommen habe, keinen Pfennig. So habe ich seit einem Jahr, das ich hier bin, von den Leuten, die mir Geld schulden, nicht einen roten Heller bekommen. Da kann der stärkste Mann verzweifeln; um so mehr, wenn er unter einer grausamen Krankheit leidet. Ich werde aus dem Krankenhaus entlassen, und stellen sie sich vor, wie mir zumute war, als ich angeben musste, dass ich die einhundertvierzig Francs erst später zahlen könne — Gott sei Dank habe ich wenigstens keine Schmerzen mehr, bin sogar zur Hälfte geheilt, aber ich bin sehr schwach, und, um mich wieder hoch zu bringen, trinke ich Wasser und esse in Wasser gekochten Reis.

Z . . . schreibt mir einen wirklich törichten und ungerechten Brief, ich weiss nicht, was ich antworten soll, denn er ist krank. Seine Ausstellung war ein vollkommener Durchfall, also ist er unglücklicher als ich, der ich berühmt, voller Kraft und voller Gesundheit bin. Natürlich! Ich hätte die Fähigkeit, schreibt er, andere eifersüchtig zu machen — und er fügt hinzu „Wären Sie klug und vorsorglich gewesen, so lebten Sie jetzt in aller Behaglichkeit; und mit etwas mehr Vorsicht und etwas mehr Wohlwollen und etwas grösserem Hang zur Geselligkeit Ihren Zeitgenossen gegenüber, würden Sie ein sehr glückliches Leben führen.“ —

Also, ich prüfe mein Gewissen; ich finde nichts. Ich habe niemals etwas Böses begangen, nicht einmal einem Feinde gegenüber; dagegen habe ich in den schwersten Augenblicken meines Lebens mehr als einmal das, was ich hatte, mit Unglücklichen geteilt, ohne jemals etwas anderes dafür zu ernten als vollkommensten Verrat. Ich habe Laval vor dem Selbstmorde gerettet und ihm mehr als die Hälfte meines Besitzes gegeben. Ich habe B . . . mit meinen Beziehungen und meinem Gelde geholfen . . . Sie wissen, was daraus wurde . . . Ich habe mich für andere geschlagen: man hat mir das Bein gebrochen — Während meines letzten Aufenthaltes in Frankreich war ich W . . . s gegenüber so liebenswürdig wie möglich. Immer mit dem Geldbeutel in der Hand. Keine Zeile von ihnen. Ich habe W . . . beauftragt, im Mai achthundert Francs für mich einzukassieren, die dann fällig sind (kein Wort, kein Geld). Übrigens, kümmern Sie sich doch bitte darum. Da haben Sie meine geringe Geselligkeit. Gewiss bin ich in Worten sarkastisch, gewiss, ich kann nicht schmeicheln und das Rückgrat beugen und in den offiziellen Salons betteln. Während der Staat ein Bild von Z . . . um dreihundert Francs kauft, weil er Beamter ist. Das ist Hang zur Geselligkeit. Z . . . hat, glaube ich, ein Gesuch eingereicht, damit der Staat mir hilft. Das kann mich überhaupt nicht rühren. Ich verlange von meinen Freunden, dass sie mir helfen, während der Zeit, in der ich Geld eintreiben muss, das man mir schuldet, und wünsche ihre Hilfe dabei, den Staat anzubetteln war jedoch niemals meine Absicht. Alle meine Kämpfe abseits vom Offiziellen, die Würde, die ich mir mein ganzes Leben lang beizu-

behalten die grösste Mühe gab, verlieren von diesem Tage an ihren Wert — Von diesem Tage an bin ich nur noch ein grossmäuliger Intrigant, aber hätte ich mich unterworfen — ja, dann sässe ich im Glück. Ach wirklich, das ist ein Kummer, den ich nicht noch ertragen wollte. Sicherlich bin ich unter einem ungünstigen Stern geboren . . .

. . . Ich ersehe aus Ihrem Brief, dass Sie nicht glücklich sind und dass Ihre Frau sich fürchterlich gegen Sie benimmt. Z . . ., der nur seine eigene Frau im schlechten Lichte sieht, wird Ihnen wie mir sagen „dass Sie hart zu ihr sind“. Man sieht den Splitter im Auge seiner eigenen, nicht aber den Balken im Auge der Frau seines Nachbarn — Im vergangenen Monat habe ich Ihnen ein Paket Bilder geschickt. Ich bin sehr besorgt, denn ich glaube, ich habe Boulevard Arago 55 statt 65 geschrieben —

Einen festen Händedruck von Ihrem aufrichtig ergebenen

P. Gauguin.

Mit dieser Post schreibe ich bestimmt nicht an Z . . ., mir graut zu sehr. Sprechen Sie ihm nicht davon, er würde es doch nicht verstehen. Übrigens hat er sich während seines ganzen Lebens noch nie zur rechten Zeit nützlich erweisen können, und wenn er es sein will, so macht er alles zu Schanden — mit dem Kredit, den er geniesst, konnte er mir Geld auftreiben, umsomehr, als die Bilder von Bauchy und meine eine genügende Sicherheit waren und noch sind —

XXIV.

Oktober 96.

Mein lieber Daniel

Ich erhalte Ihren Brief, den einzigen, den mir diese Post bringt. Mit der letzten bekam ich einiges Geld, das, wie Sie schreiben, Z . . . „für mich aufgetrieben hat.“ Zweihundert Francs von de la Rochefoucault und zweihundert Frank von einem unbekanntem Kollegen. Es wäre angemessener gewesen, glaube ich, mir irgend etwas abzukaufen, als mir eine Wohltat zu erweisen, schliesslich kennt Z . . . wie so viele andere nicht die feinen Unterschiede —

Von diesen vierhundert Francs habe ich dreihundert auf eintausend Francs Schulden abgezahlt, und mit einhundert Francs will ich jetzt versuchen, einige Monate zu leben — Seit einem Jahre habe ich sechshundert Francs bekommen, und man schuldet mir viertausenddreihundert. Es ist ja überflüssig, Ihnen immer wieder dasselbe vorzukäuen, die traurige Lage, in der man mich lässt. Ihren Satz: „Wenn Sie unbedingt Geld brauchen, so würde Meilheurat Ihr Bild für eintausend Frank kaufen“, verstehe ich nicht recht. Wissen Sie denn nicht, dass ich Geld brauche, sagen meine Briefe Ihnen das Gegenteil? — Auf alle Fälle muss man, falls es sich um festen Kauf handelt, zwei oder drei Bilder hergeben, denn die dringende Notwendigkeit zwingt mich, den Bildern keinen festen Preis zu geben. Wann wird dieses Martyrium aufhören! Es macht mir keine Freude mehr, einen Pinsel in die Hand zu nehmen. Mein Fuss ist immer noch nicht heil, und ich weiss wirklich nicht, wann das ein Ende haben wird. Über die Bilder, die ich Ihnen mit der Nummer 55 auf der Adresse gesandt habe, bin ich wirklich in Sorge, namentlich wenn Sie nicht da sind, um sie in Empfang zu nehmen. Mag kommen, was will — ich bin derartig demoralisiert und mutlos, dass ich an grösseres Unglück nicht mehr glaube. Ich sehe, mein armer Daniel, dass Sie mit Ihrer Existenz in Saint-Clément nicht recht zufrieden sind, einsam und untätig: hoffen wir, dass es nicht lange dauert. Ich wünsche Ihnen also viel Glück, und verzeihen Sie, dass ich so wenig schreibe; aber ich bin so müde, mein Gehirn ist so leer und die Untätigkeit, die mein Fuss fordert, hat mich so faul gemacht . . .!

Herzlichst ganz der Ihre

Paul Gauguin.

XXV.

November 96.

Mein lieber Daniel

Ich erhalte einen einzigen Brief, Ihren. Seit drei Posten bekomme ich nichts von Chaudet: meine unangenehme Lage wird immer unerträglicher; immer wieder sage ich, man soll jetzt nicht handeln und die Bilder, die mir gehören,

um jeden Preis verkaufen. Die Van Goghs werden ziemlich leicht zu verkaufen sein, wenn man die Preise heruntersetzt. Ach, ginge es mir gesundheitlich nicht viel besser, ich sage Ihnen, ich würde mir den Schädel einrennen; jetzt aber habe ich schon so lange gewartet, und mit jedem Monat hoffe ich auf eine neue Lösung, da wäre es lächerlich!

Ja, ich beginne gesund zu werden, und ich habe das ausgenutzt, um allerlei zu erledigen. Skulpturen . . . ich stelle überall welche in den Rasen. Wachsüberzogene Erde — Zunächst eine nackte Frau, dann ein herrlicher Phantasie-löwe, der mit seinem Kleinen spielt. Die Eingeborenen, die wilde Tiere nicht kennen, sind ganz platt.

Der Pfarrer z. B. hat sein Möglichstes getan, um mich dazu zu bewegen, die nackte Frau, die keine Gewänder trägt, wegzunehmen. Das Gericht hat ihm eine lange Nase gemacht, und ich habe ihn zum Teufel geschickt. Ach, wenn ich zum Leben hätte, was man mir schuldet, so wäre mein Dasein ausserordentlich ruhig und glücklich. Demnächst werde ich Vater eines Mischlings sein; meine reizende Dulcinea hat sich zu brüten entschlossen — Mein Atelier ist sehr schön, die Zeit vergeht sehr rasch, sage ich Ihnen — Von sechs Uhr morgens bis mittags kann ich allerlei gute Arbeit fertig bekommen — Ach, mein lieber Daniel, wie schade, dass Sie das Leben auf Tahiti nicht kennen, Sie würden nirgends anders leben mögen. Ich denke gerade daran, sowie Chaudet Geld in der Hand hat, so schicken Sie mir doch bitte die Gitarresaiten (Darmsaiten, sechs von jeder) und dann A und E für Mandoline; ich habe diese Freude nicht mehr, weil mir Saiten fehlen.

Sie sprechen von Papinaud, und ich lächle, denn Sie kennen die Kolonien nicht. Papinaud kann nichts für mich tun. Hier ist der Gouverneur eine Puppe in den Händen des aus einem Haufen von Gaunern bestehenden Generalrates. Dieser Rat hat nichts als Schulden und beherrscht den Gouverneur durch Geld. Ist er unzufrieden, so entziehen sie ihm die nötigen Gelder — So —

Herzlich g. d. I.

Paul Gauguin.

Dezember 1896.

Mein lieber Daniel

Mit dieser Post bekomme ich mehrere Briefe, von Z . . . , W . . . und von Lévi. Dieser schreibt mir einen lebenswürdigen Brief und entschuldigt sich, nichts für mich haben tun zu können. Ausserdem verschiedene Dinge, die mir unverständlich sind. Unter anderem: Chaudet hätte sich als Gläubiger angesehen (ich weiss nicht warum) und hätte von Lévi das Bild Manao Tupapau gefordert, das ihm nicht gegeben worden sei — Ausserdem hätte er an R . . . drei Bilder aus der Sammlung Bauchy für vierhundert Francs verkauft. Ich habe einmal zweihundert Francs von ihm bekommen (geborgt, hiess es); seitdem einhundertfünfzig Francs für verkaufte Bilder, das ist alles. Und jetzt habe ich seit drei Posten keine Nachricht von ihm. Wie unerträglich, aller Welt gegenüber misstrauisch sein zu müssen! Was soll man aber in solchem Falle machen, wo die Post so lange braucht. Schreibe ich unrechter oder auch gerechter Weise irgend etwas Misstrauisches, so wird Chaudet mir in nichts mehr nützlich sein, und er ist sehr empfindlich. Er hat mir einmal geschrieben, dass er auf Ihren Rat den Preis für zwei Van Goghs, die R . . . haben wollte, herabgesetzt habe. Ich habe darüber nichts mehr gehört. Sehen Sie doch einmal auf geschickte Weise darnach, denn, wirklich, ich hege nur für Sie volles Vertrauen. Z . . . ist anständig, aber so dumm und so ungeschickt. Von ihm habe ich einen langen, törichten Brief — inliegend ein Stück davon. W . . . schreibt mir einen lebenswürdigen Brief. N . . . hat mir vor drei Monaten mitgeteilt, dass mein Buch im Oktober erscheinen würde und dass ich mit dieser Post Buch und Geld erhalte. Ich höre nichts. Sprechen Sie bitte mit B . . . darüber, der Vollmacht für diese Ausgabe hat, und halten Sie mich auf dem Laufenden. Leclerq hat eine glänzende Stellung bei Bing! Er wird mir sehr nützlich sein. — Ich glaube nichts. Warum bezahlt er nicht zuerst? Übrigens ist er nicht arbeitswillig genug, um sechs Monate in dieser Stellung zu bleiben. Die Sammlung Bauchy enthält zwei Bilder von mir, die nicht auf der Liste standen: eine Tahiti-Landschaft und ein Bild aus Pont-Aven 1894, ein Bild

zu dreissig. Ich fürchte, Bauchy hat sie behalten. Das muss festgestellt werden.

Da Sie ja Sachen zum Verkaufen im Überfluss haben, wäre ich sehr glücklich, wenn Sie mir den emaillierten Wildenkopf (Maske) schickten. Es ist ein einzigartiges Keramikstück, und ich hätte riesige Freude daran, um so mehr, als ich Liebhaber dafür habe. In diesem Monat keinen Pfennig: ich habe mich gedemütigt und irgendeinen Kerl um einhundert Frank angepumpt; ich habe sie bekommen und kann nun die nächste Post abwarten. Dass ich in Frankreich, wo ich einen Haufen Beziehungen, Freunde, Bewunderer und vor allem in Bildern und Skulpturen wertvolle Bürgschaften besitze, keinen Kredit habe bekommen können! Und da soll ich in dieser armen, kleinen Kolonie, wo ich doch nur vorübergehend Leute kenne, Kredit finden! Und ich schulde hier neunhundert Francs an Leute, die hinter mir her sind —
Welch unerträgliches Dasein.

Herzlich g. d. Ihre

Paul Gauguin.

Suchen Sie bitte auch W . . . auf und fragen Sie ihn, ob nicht die Möglichkeit bestünde, einen Vermittler in Schweden und Dänemark für den Verkauf meiner Bilder ausfindig zu machen. Selbstverständlich ohne jede Beziehung zu meiner Frau. Dort versteht man mich am besten und dort habe ich die meiste Aussicht, Erfolg zu erringen —

XXVII.

Januar 97.

Mein lieber Daniel

Sie haben wahrscheinlich den Postanschluss versäumt, denn in diesem Monat hatte ich keinen Brief von Ihnen: immerhin weiss ich, dass Sie meine Bilder erhalten und die ganze Geschichte irgendwo ausgestellt haben, was Chaudet ein bisschen geärgert hat: aber ich kann mich nicht mit jeder Empfindlichkeit aufhalten. Ich habe in diesem Monat eintausendzweihundert Francs erhalten und bekomme demnächst eintausendsechshundert Francs. Auf diese Weise sind

meine Schulden hier bezahlt, und ich habe für sechs oder acht Monate Ruhe. Dann werde ich noch einmal ins Krankenhaus gehen und versuchen, mich nochmals heilen zu lassen, denn meine Schmerzen sind zu gross, ich kann nichts arbeiten und irgend etwas Gutes machen — Vielleicht kommen doch bessere Zeiten. Ich schicke Ihnen eine Vollmacht, um Dosbourg zum Zahlen zu zwingen. Selbst, wenn ein Schein ausgestellt worden ist und verlorengegangen sein sollte, kann er sich nicht weigern, zu zahlen, wenn man ihm eine notariell beglaubigte Quittung von mir oder von einer von mir durch Vollmacht ermächtigten Person vorlegt. So können Sie also handeln, und so lange Dosbourg nicht bankrott gemacht hat, also zahlungsfähig ist, muss er bezahlen — Wollen Sie mir bitte folgendes kaufen und schicken. Wohlverstanden, wenn Chaudet etwas Geld haben wird, den Aussenstand Dosbourg z. B. — Ungefähr 50 ausgewählte Pinsel und ein Dutzend feiner Pinsel in verschiedenen Grössen.

Dekorationsfarben

10 Tuben Ultramarin	5 Ocker
5 Kobalt	5 Smaragdgrün
15 Karmin	3 Hellzinober
5 gewöhnliches Krapprot	2 Kadmiumgelb Nr. 2
20 Weiss	3 Zitronenkadmium
10 Ockergelb	

Guitarre- und Mandolinensaiten (im Meter).

Metallstäbchen für Guitarre (ich habe meine verloren, und es ist schwer, welche herzustellen).

Viel Aufträge, mein armer Daniel, und ich überlaste Sie schon genug mit Arbeit und Sorgen. Verschaffen Sie sich auch etwas Geld für Rahmenkosten etc. . . . Da sind auch noch Auslagen, die Sie für mich haben. Entschuldigen Sie diesen lakonischen Brief, ich habe viel zu schreiben, und die Post geht in zwei Tagen wieder weg.

Herzlich g. d. I.

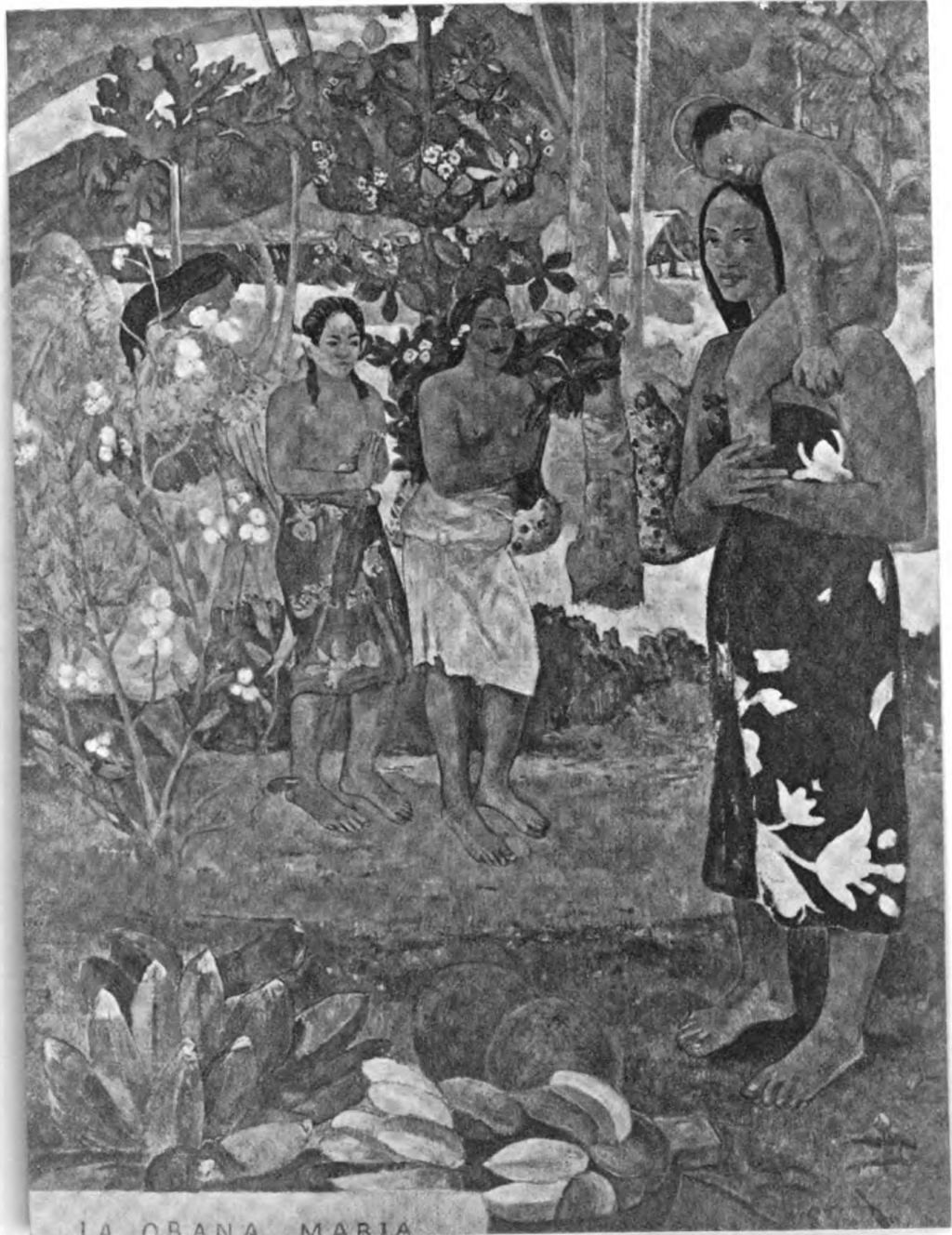
P. Gauguin.

Ich möchte auch einige Pakete Goldstaub — rot und gelb.

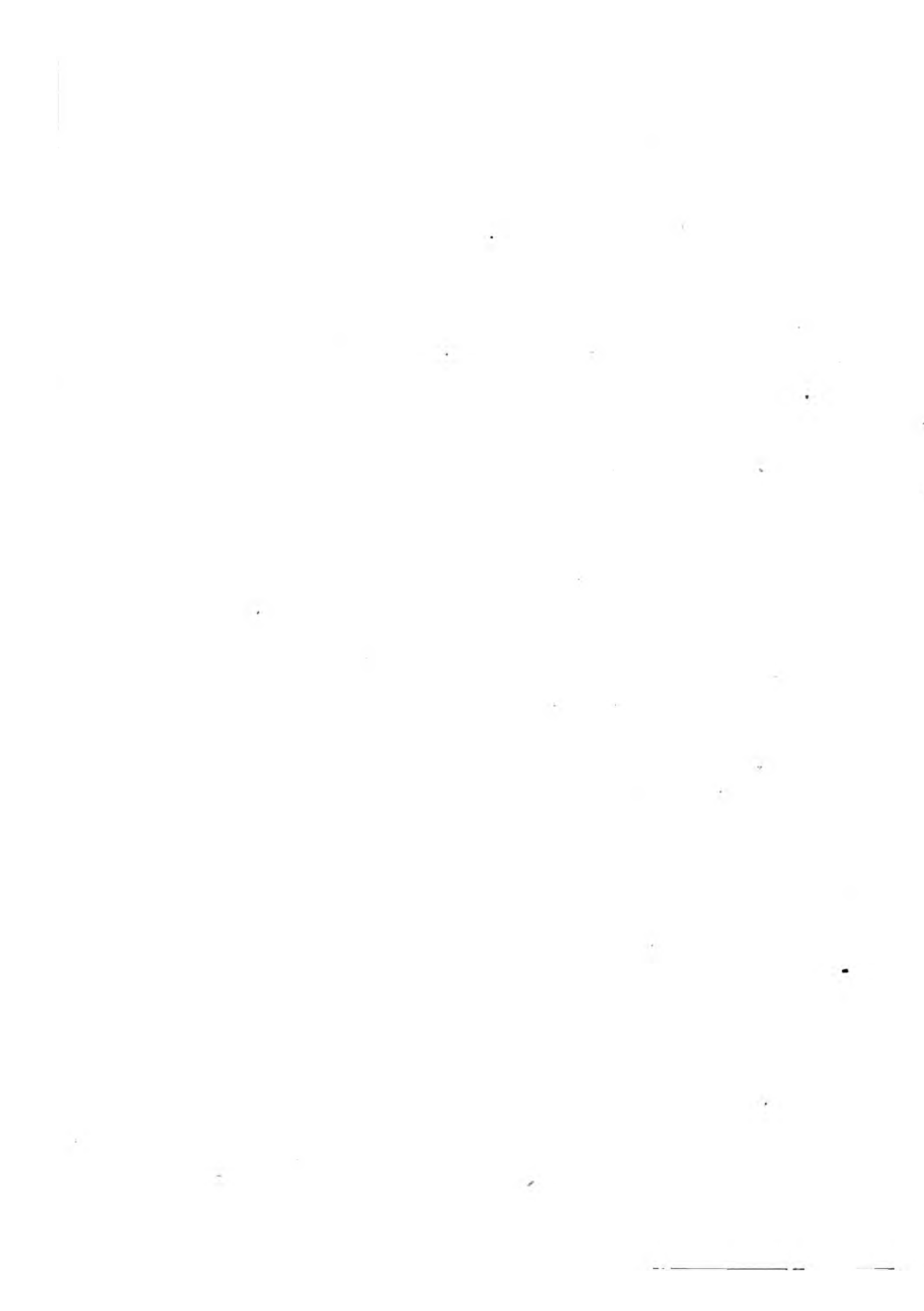
14. Februar 97.

Mein lieber Daniel

Am 6. Februar erhielt ich Ihren vom 26. November datierten Brief: was beweist, dass in den französischen Kolonien die Post ebensogut organisiert ist wie alles andere. Bezüglich der ausgestellten Bilder und der nächsten Ausstellung, von der Sie schreiben (Spaltung der „Indépendants“), teile ich Ihnen mit, dass ich absolut nicht für Ausstellungen bin. Z . . ., dieser Dummkopf, träumt nur von Ausstellungen, Bekanntwerden etc. und sieht nicht, dass das eine fürchterliche Wirkung hat. Ich habe viel Feinde und bin dazu bestimmt, immer viel zu haben, es werden immer mehr; jedesmal, wenn ich ausstelle, macht man sie lebendig, und sie bellen und schrecken die Liebhaber ab, die schliesslich müde werden. Das beste Mittel, zu verkaufen, ist schliesslich das Stillschweigen, man bearbeitet den Bilderhändler. Van Gogh allein hat verkauft und sich eine Anhängerschaft bilden können: nicht einer versteht es heute, dem Liebhaber Appetit zu machen. Denen, die aus zu grossem Geist diesen Umstand leugnen, muss man ihr Unrecht beweisen, und ein Bild sechs Monate, ein ganzes Jahr lang bei einem ernsthaften Liebhaber lassen, und der wird es vergleichen, sehen, immer wieder sehen und es lieben lernen: und er kauft es oder gibt es zurück. Das ist die wirkliche Ausstellungsart für meine Bilder — Versuchen Sie die Händler zu überzeugen, dass dieses System gut ist — Mit dem Preise darf man nicht schwierig sein, sobald die Liebhaber sich drängen, ist immer noch Zeit genug, sie zu erhöhen. Ich will weder Ruhm noch Luxus, ich will einzig und allein hier in meinem herrlichen Erdenwinkel in Ruhe leben. Würden Sie jemals frei und Ihre Mutter stürbe, so gäbe ich Ihnen unbedingt den Rat, mit zweihundert Francs monatlicher Rente hierher zu kommen. Das Leben ist so heiter und künstlerischer Arbeit so heilsam, dass es Wahnsinn ist, woanders danach zu suchen. Ich bin auf dem Wege der Besserung und habe meine Schulden mit dem Gelde bezahlt, das mir Chaudet geschickt hat. Bekomme ich im nächsten Monat noch welches, wie er es mir versprochen hat, so habe ich sechs gesicherte Monate vor mir.



LA OBANA MARIA



Man schuldet mir noch: 800 Talboun
 350 Maufra
 600 Dosbourg
 1250 Café des Variétés

 3000

was mir ein weiteres gutes Jahr sichert. Ich habe also noch nicht alle Hoffnung verloren, und es müsste doch mit dem Teufel zugehen, wenn Sie in achtzehn Monaten nicht einige Bilder von mir verkaufen sollten, ganz abgesehen von einigen Skulpturen und einigen Van Goghs, die ich bei Chaudet habe. Mein Gott, lauter Zahlen und ganz irdische Dinge, während ich am liebsten nur von Kunst sprechen möchte. Ich ersehe aus Ihrem Brief, dass Z . . . denselben Eindruck auf Sie macht wie auf mich, das heisst, dass man ihn ganz aufgeben muss, was ich geradeheraus tue, indem ich ihm immer weniger und immer banaler schreibe. Und mein Gewissen wirft mir nichts vor, weil ich von ihm nur Worte und nie einen wirklichen Dienst erhalten habe: während ich ihm sehr nützlich war und er mit seinem stets uneigennütigen Gesicht sehr gut rechnen und seine eigenen Geschäfte erledigen kann. Mir vorzuwerfen, ich hätte ihn niemals verkaufen lassen . . . und wenn man ihn nur ein wenig kennt, so war das nur freundlich von mir. Gewiss, er hat Bilder und Kunstgegenstände von mir — wird er sagen — seien Sie überzeugt, dass ihn das alles nicht viel kostet; und Sie kennen meinen Geiz in Bildern — Ausserdem rechnete er, damit eine schöne Spekulation durchzubringen, und jetzt erregt ihn nicht meine unglückliche Lage, sondern die mässige Hausse seiner Sammlung. Mein Gott, was für hässliche Dinge bei den Menschen, und wie gut tun Sie daran, sich mehr und mehr zurückzuziehen. Wer Schmutz anfasst, besudelt sich.

Sie erhalten demnächst einige Bilder: Bei meinen physischen und moralischen Schmerzen bin ich nicht in der Lage, ein Urteil über sie abzugeben, Sie werden das besser sehen als ich —

Nave nave mahana. Köstliche Tage.

Blumenstrauss.

Note aha oe riri. Warum bist du böse?

Barbarengedichte.

Stilleben.

Studie nach mir,

— ich schenke es Ihnen als einen ganz schwachen Freundschaftsbeweis für all Ihre Freundschaft. Und sollte Ihnen ein Bild sehr gut gefallen, nehmen Sie es bitte: es wird mir eine grosse Freude sein, es Ihnen zu schenken.

Ich versuche, ein Bild fertigzustellen, um es mit den andern mitzuschicken, aber werde ich Zeit haben? Ich bitte Sie sehr, die Senkrechte zu beachten, wenn Sie es rahmen; ich weiss nicht, ob ich mich täusche, aber ich glaube, es ist gut. Ich habe mit einem einfachen Akt so etwas wie ehemaligen Reichtum der Wilden suggerieren wollen. Das Ganze ist in absichtlich düstere und traurige Farben getaucht; nicht Seide und Sammet, nicht Battist oder Gold machen diesen Luxus aus, sondern lediglich der durch Künstlerhand reich gewordene Stoff. Kein Klimbim . . . allein die Phantasie des Menschen hat mit ihrer Vorstellungskraft die Niederlassung bereichert.

Als Titel Nevermore; nicht der Rabe Edgar Poes, sondern der Teufelsvogel, der auf der Lauer liegt. Es ist schlecht gemalt (ich bin so nervös und arbeite stossweise), trotzdem glaube ich, es ist ein gutes Bild — Ein Marineoffizier schickt Ihnen das Ganze, ich denke in einem Monat.

Wollen Sie bitte so gut sein (noch ein Auftrag), mir bei meinem Schuhmacher ein Paar Schnürstiefel zu bestellen (Tholance, rue Vavin 4). So: Ich will möglichst weiches, nicht doppelgenommenes russisches Leder. Schnürstiefel wie Frauentiefel, mit Löchern für die Senkel; ungefähr Seiltänzerschuhe, die von unten an zu schnüren sind. Schnürlöcher, d. h. ins Leder gebohrte Löcher. Übertrieben breite Sohle und ganz breite Spitze. Mein Fuss verlangt unbedingt Schuhzeug, das innen fest ist und nach Belieben zu schnüren ist. Dazu eine grosse Flasche rote Schuhcrème. Sie werden sich über Preis und Bezahlung schon einigen —

Herzlichen Händedruck. Ganz Ihr

P. Gauguin.

12. März 97.

Mein lieber Daniel

Mit gleicher Post erhalten Sie die Bilder, die ich Ihnen im vorigen Monat ankündigte. Das Kriegsschiff verschob seine Ausfahrt um ungefähr zehn Tage, und ich habe die Zeit ausgenutzt und habe ein Bild gemalt, das ich trotz der Eile der Ausführung für besser als die früheren halte. Es heisst *Te Rereioa* (Der Traum). Alles ist Traum auf diesem Bilde; ist das Kind, die Mutter oder der Ritter auf dem Pfade oder der Traum des Malers!!! Man wird sagen, all das sei abseits der Malerei. Wer weiss. Vielleicht nicht — Zur Zeit erhole ich mich und fühle mich sehr arbeitsfreudig; ich will die verlorene Zeit einholen, und Sie werden mit Bildern überschüttet werden. Nein, tun Sie sie nicht zu *W . . .*, der keinen Platz hat und keinen Käufer; geben Sie sie *Chaudet*. Da er aber nur wenige Käufer hat, so nehmen Sie von jeder Sendung einige von den besten, zeigen Sie sie den Freunden und stellen Sie sie dann auf Ihren Boden. Es ist besser, man hebt die guten für den Tag auf (auf den ich hoffe)!!!, da man sich entschliessen wird, mich vernünftiger zu bezahlen, und Sie keine Bilder mehr haben. Vor allem lassen Sie *Z . . .* nichts mehr machen, er will mich in eine Ausstellung mit Bernard, Denis, Ranson & Cie. stecken; was dem Kritiker des *Mercur* Gelegenheit geben wird, zu sagen, *Cézanne* und *van Gogh* seien die wirklichen Erreger der modernen Bewegung. Nein, sehen Sie, die Ausstellungen taugen nichts für mich, es sei denn, um mich ungerechter Weise erwischen und mit irgendwem zusammentun zu lassen.

Ich erinnere mich an eine Ausstellung in London: da heisst es: „Herr *Degas* scheint ein ganz guter Schüler von *de Nittis* zu sein“ —

Morgen werde ich Schüler von Bernard und *Sérusier* sein. In der Skulptur Schüler von *Paco* —

Von *Chaudet* habe ich vor zwei Monaten eintausendfünfunddreissig und eintausendzweihundert Francs bekommen; alle Rechnungen sind bezahlt und mehrere Medikamente und Malereiutensilien, Leinwand, Bleiweiss etc. besorgt...

Ich habe drei oder vier gesicherte Monate, und ich kann arbeiten; nicht etwa,

dass ich nun tolle Ausgaben mache. (Man vergleiche das Bild, das Z . . . entwirft.) Denn für ihn steht es fest, dass ich bin, was ich immer war: ein Bummeler, der tolle Ausgaben macht etc. . . ., während er, der grosse Einkünfte und ein Haus von hunderttausend Francs hat, ohne Geld dasitzt. Und die Kritiker kümmern sich nicht um ihn, und er verkauft auch die zwei Dutzend Bilder nicht, die Sie kennen und die er in einem Zeitraum von zwanzig Jahren gemalt hat. Aber wer verkauft? Verkaufen Sie? In Ihrem letzten Briefe teilen Sie mir mit, dass Sie so weiter malen wie vor 15 Jahren: Ein Irrtum, denn, was letzt- hin bei den „Indépendants“ hing, war nicht wie vor fünfzehn Jahren. Sie haben ganz recht, für sich würdevolle Kunst zu machen, ohne, wie Z . . ., nach dem Flitterkram menschlichen Ruhmes zu rennen, aber Sie brauchen sich nicht auszulöschen, nur um des reinen Vergnügens willen. Jeder auf seinen Platz, und das Schiff hat richtigen Kurs. Gitarre und Mandolinensaiten habe ich erhalten. Schicken Sie mir trotzdem, worum ich Sie letzthin bat (natürlich, wenn Geld da ist) —

Herzlich ganz Ihr

P. Gauguin.

XXX.

April 97.

Mein lieber Daniel

Ihr Brief erreicht mich zu gleicher Zeit mit einem sehr kurzen und fürchterlichen Brief meiner Frau. Rücksichtslos teilt sie mir den Tod meiner Tochter mit, die eine tödliche Lungenentzündung in wenigen Tagen hinweggerafft hat. Ich bin zu sehr an Schmerzen gewöhnt, mich hat diese Nachricht nicht aufgeregt: aber jeden Tag kommen Gedanken über Gedanken, die Wunde öffnet sich immer tiefer, und jetzt bin ich ganz verzweifelt. Ich habe sicher da oben irgendwo einen Feind, der mir nicht eine Minute Ruhe lässt — Im Augenblick, wo ich im Begriff bin, gesund zu werden und ein bisschen Geld habe, um einige Monate zu arbeiten, habe ich irgend ein fürchterliches Pech. Der Mann, der mir ein kleines Grundstück vermietet hatte, um darauf mein Haus zu bauen,

ist vor kurzem gestorben, hat sehr verwickelte Verhältnisse hinterlassen, und nun muss sein Besitz verkauft werden. Jetzt suche ich also wieder ein Stück Land und muss wieder bauen. Abgesehen von dem grossen Zeitverlust, wird mich das, schätze ich, siebenhundert bis eintausend Francs kosten, es ist, um verrückt zu werden. Chaudet schreibt mir nur, wenn er Geld hat, und ich habe, trotzdem er mir vor kurzem welches ankündigte, nichts bekommen: mein Leben voller Schulden soll also wieder beginnen — Ich habe (von Z . . .) «Die Männer des Tages» erhalten (mein lächerliches Porträt von Z . . .) Dieser Kerl langweilt mich, ärgert mich, dieser Idiot! Und welche Prätention! Ein Kreuz, Flammen, bums — ist der Symbolismus fertig —

Ich hoffe, Sie werden bei der Ankunft meiner Bilder in Paris sein, und ich bin ungeduldig, zu erfahren, was Sie davon halten; denn ich habe kein Urteil, wenn ich auch fühle, dass im Grunde viel Gutes darin steckt.

Ich hoffe, dass Sie mit Ihrer Scheidung fertig sind und von nun ab eine klare Situation vor sich haben.

Freundschaftlich ganz der Ihre

P. Gauguin.

Wenn Sie eine Minute Zeit haben, so suchen Sie bitte Mauffra auf, der mich noch nicht bezahlt hat. Er verabscheut Chaudet, was für die Verhandlungen mit ihm wenig ermutigend ist. Mauffra wird wie früher sagen, er habe das Geld geschickt. (Das ist falsch.)

Von R . . . erhalte ich einen Brief, er will allerlei, Zeichnungen und Modelle, um sie in Bronze zu giessen. Ich antwortete ihm diesbezüglich etwas ironisch: all dies bestünde schon lange und ohne jeden Nutzen für mich. Ich schreibe ihm auch, dass beim Kauf der Keramikstatue und -Maske der Abguss in Bronze für einen geschickten Menschen grossen Nutzen abwerfen kann — Sehen Sie bitte danach.

Ich amüsiere mich, ohne Presse, als Versuch, mit irgendwelchem Holzschnitt — auf der Rückseite haben Sie einen.

Mein lieber Daniel

Mit der letzten Post erhielt ich von meiner Frau einen Brief mit der schlechten Nachricht. Ich habe es Ihnen übrigens schon geschrieben, und ich versuche, mich daran zu gewöhnen. Die Scherereien, die ich zurzeit habe, sind gut, um meine Gedanken von diesem Unglück abzulenken — Ohne Land und gezwungen, mein Haus zu zerstören, dazu seit drei Monaten ohne Post von Chaudet, trotzdem er mir für die nächste Post achthundert Francs und die monatlichen einhundertfünfzig Francs des Cafétiers avisierte, bin ich ohne Überblick und habe wie ein Verzweifelter handeln müssen. Ich habe all meinen Willen zusammengerissen, meinen Stolz überwunden, gebeten, gefleht, intriguiert und schliesslich von der Landwirtschaftlichen Kasse (Bank von Tahiti) ein Darlehn von eintausend Francs auf ein Jahr bekommen. Für siebenhundert Francs habe ich ein Stück Land gekauft (viel zu gross für mich, aber das einzige, das zu kaufen war), das in meiner Nähe liegt (ungefähr hundert Meter entfernt) — Mit den übrigen dreihundert Frank will ich wieder aufbauen und neu einrichten. Um zu leben, habe ich noch zweihundert Francs — Später wird sich der Kaufpreis wieder einbringen, es stehen einhundert Kokosbäume auf meinem Grundstück, die mir jährlich fünfhundert Francs bringen können. Und wenn ich wirklich eines Tages verkaufen muss, wird das Terrain mit den Verbesserungen, die ich anlege, an Wert gewonnen haben. Wenn meine Gesundheit es mir erlaubt und ich noch etwas Geld übrig habe, will ich Vanille pflanzen, die ohne viel Arbeit ertragreich ist. Wer weiss! Vielleicht werde ich doch eines Tages frei und vor allem geschützt sein. Ach! Wäre man zu zweien — Wenn man bedenkt, dass Z . . . mit seinem Vermögen und seinen Einkünften immer schreit, als sässe er im grössten Elend. Mit einem Drittel, vierzigtausend Francs, wollte ich hier ganz behaglich leben, eine Familie ernähren und nötigenfalls noch sparen. Was für dumme Leute es gibt. Papinaud hat Ihnen als Südländer erzählt, ich sei auf den Marquesas-Inseln. Welch Unsinn! Mit welchem Gelde? Ausserdem, kommen meine Briefe, die ich nach Papinauds

Abreise geschrieben habe, nicht immer noch aus Tahiti? Versuchen Sie doch, zu erreichen, dass Chaudet mir regelmässig schreibt, auch wenn er mir kein Geld zu schicken hat, denn Ungewissheit ist das schlimmste in meiner jetzigen Lage. D... , diese Kanaille, hat bezahlt, aber zwangsweise; wann wird Mauffra bezahlen? Wann Talboum? (Verlieren Sie das nicht aus den Augen.)

Sie sind also jetzt von Ihrer Frau befreit (meinen Glückwunsch). Was die Gütertrennung anbelangt, so wage ich nicht, Ihnen davon zu sprechen, denn ich weiss nicht, ob sie vorteilhaft für Sie wäre. In solchen Fällen ist die Justiz unseren Damen gegenüber immer sehr höflich — Ich bin auf dem Wege der Besserung, aber es wird noch lange dauern, und meine Beine sind immer noch in Tücher gehüllt — Das ist ja gleich, ich habe keine Schmerzen mehr und arbeite ein wenig. Ich habe gerade ein schönes Bild, glaube ich, fertiggemacht: (die Stätte der Seelen, Te Rohutu). Inliegend Skizze, zum Zeitvertreib, denn es gibt nicht viel Aufschluss, da die Farbe immer das wichtigste bleibt — Ich muss Ihnen immer wieder sagen, wie dankbar ich Ihnen für Ihre monatlichen Briefe bin. Viele Monate, auch in diesem, sind Sie der einzige, der mir schreibt. Vor ungefähr einem Jahre habe ich an Degas geschrieben und keine Antwort erhalten. Ich fürchte sehr, dass Z...s Dummheiten ihm womöglich eine schlechte Meinung über mich beigebracht haben, die er früher nicht hatte — Grüsse für Maillol und herzlich

P. Gauguin.

XXXII.

Juni 97.

Mein lieber Daniel

Meine Aufträge werden vermutlich im nächsten Monat ankommen, ich danke Ihnen dafür, dass Sie sich so um mich kümmern, und ich empfinde es um so angenehmer, als niemand anders es sonst täte. Wie ich Ihnen kürzlich schrieb, habe ich ein Darlehen aufgenommen, um mich einzurichten, und nun bin ich mitten in der Einrichtung, was nicht angenehm ist, denn ich habe alles mögliche Pech: Zurzeit habe ich eine doppelte Bindehautentzündung, und seit zwei

Tagen brennt man mir mit Kupferschwefel die Knötchen weg — Ich fürchte sehr, niemals wieder ganz gesund zu werden. Ausserdem habe ich kein Geld. Was Dosbourg angeht, so verstehe ich nichts.

Der Notar hier und ein sehr massgebender Richter haben mir versichert, dass eine notariell beglaubigte Quittung einen verlorenen Wechsel vollkommen deckt, um so mehr einen Wechsel, der nicht existiert. Was nützt mir das Zugeständnis, wenn das Geld wie früher zurückgehalten wird. Ausserdem habe ich gesagt und es immer wiederholt, dass Sie jede Machtvollkommenheit haben und niemals meine Ermächtigung abzuwarten hätten. Jetzt muss man noch fünf Monate warten, um dieses Geld zu bekommen. Seit vier Posten habe ich kein Wort von Chaudet erhalten, auch kein Geld, trotzdem er mir aus dem Verkauf R . . . für den nächsten Monat ungefähr achthundert Francs, ausserdem einhundertfünfzig Francs vom Cafétier Bauchy versprochen hatte, was ungefähr eintausendfünfhundert Francs ausgemacht hätte, auf die ich rechnete, um wieder flott zu werden — Statt dessen: nichts, und wann kann ich jetzt auf Geld rechnen?

Ich weiss nicht, was ich anfangen soll, denn aller Kredit ist erschöpft; und in einem Jahr muss ich der Landwirtschaftlichen Kasse eintausend Francs zurückzahlen, wenn nicht, steckt man mich ein etc. . . . ohne Hilfsquelle . . .

Ich wage nicht, an Chaudet zu schreiben; ich fürchte immer, er würde böse . . .

Sehen Sie doch nach alledem, und versuchen Sie zu erwirken, dass Chaudet mir regelmässig schreibt, auch wenn er kein Geld zu schicken hat, damit ich meine Angelegenheiten erledigen kann und mich nicht in Vermutungen verliere — Aber jetzt werden sie ja alle aufs Land gehen! Ach, mein Pech ist gross.

Ich hoffe, dass die Ausstellung in Schweden ihre Wirkung erreichen und mir eine gewisse Stellung in diesem Lande schaffen wird. —

Vergessen Sie nicht die Angelegenheit Mauffra —

Ich kann nicht mehr schreiben mit meinen Augen.

Ganz Ihr

P. Gauguin.

14. Juli 97.

Mein lieber Daniel

Mit dieser Post drei Briefe: W . . . , Z . . . und von Ihnen. Ich weiss nicht, ob ich die Kraft haben werde, W . . . zu antworten; Z . . . ein andermal; übrigens enthält sein Brief nichts als Mitteilungen über den Kummer, den meine arme Frau empfinden muss, und hauptsächlich Haushaltungssorgen und Klagen über den Verrat seiner Freunde an seiner Malerei — Meine Krankheit tritt wieder stärker auf — Chaudets Sendungen haben mir sehr wohl getan, jetzt haben mir alle diese Sorgen den Rest gegeben. Ich weiss nicht, was aus mir werden soll, mit Schulden und ohne einen Sou: alle Tage Reis und Wasser können mir meine Kräfte nicht wiedergeben; ich habe Schwindelanfälle und Fieberattacken, und meine beiden Füsse, die sehr schmerzen, zwingen mich im Bett zu bleiben oder auf einem Stuhl zu sitzen. Kein Gedanke, keine Arbeit, und ohne jede Hoffnung. Chaudet hat mir seit vier Monaten kein Wort geschrieben . . . Wäre er böse, so wüssten Sie es doch. Der Cafétier muss ihm in jedem Monat einhundertfünfzig Francs für mich bezahlen. Hätte ich sie, so würde mir das immerhin helfen, ebenso die zweihundert Francs, die mir noch bleiben, wie Sie mir mitteilen. Und wären es nur fünfundzwanzig Frank, so muss man sie mir schicken. Wenn ich später weiter bin, so kann man nach grösseren Summen staffeln. Wenn man bedenkt, dass ich nicht in der Lage bin, jährlich zweitausendfünfhundert Frank zu verdienen; während D . . . zehntausend verdient. Sehen Sie sich diese zehn Kerle an, wie sie sich regen und vorwärts kommen: Sie werden sie in Schweden, in Norwegen und Dänemark auftauchen und reiche Ernte halten sehen. Wer hat sie aufkommen lassen und ihnen zur Anerkennung verholfen? X . . . , Lacombe, Roussel, etc. Und man wird von der neuen Kunst sprechen — Besonders X . . . scheint mir von gewaltiger Tücke zu sein — Und er hat Vermögen.

Ich habe die Paketadressen bekommen, — (aber ich soll zwölf Francs Zoll zahlen; ich weiss nicht, wann ich sie abholen kann) — vor einigen Tagen über Neuseeland; Amerika nimmt sie nicht an. Jetzt will ich Ihren Brief beantwor-

ten. Ich habe Ihnen ein Bild angeboten; sehen Sie, wo mir der Kopf steht. Ich kann mich nicht daran erinnern. Ich beglückwünsche mich zu diesem guten Gedanken — und ich freue mich aufrichtig, dass Sie die Barke gewählt haben. Sie finden, es sei romantisch. Warum nicht! Und Delacroix? — Sie wissen ja, dass, wenn mich die andern mit einem System bedacht haben, ich keines habe und dazu nicht verurteilt sein will. Malen, wie es mir einfällt, heute hell, morgen dunkel etc. . . ., im übrigen muss der Künstler frei sein, oder er ist nicht Künstler.

Die Bilder, die ich Ihnen sandte, sind angekommen, und Sie haben Sie bewundert; desto besser, ich hatte Furcht — denn in dem Zustand, in dem ich bin, kann ich ihren Wert wirklich nicht richtig abschätzen. Sie machen mir grosse Vorwürfe: ich pflege den Stoff nicht. Ach, wenn ich ihn überall so pflegte wie in der Malerei — Aber die Zubereitung lässt zu wünschen übrig. Das stimmt. Was wollen Sie, in meinem Zustande, — ich war so nervös und ungeduldig —, ermüdete und langweilte mich die Vorbereitung. Dann sind die Bilder, von denen Sie schreiben, von einem Marineoffizier gerollt worden (ich war im Krankenhaus), der nicht Bescheid wusste, und ohne Luft liefen sie natürlich bei dieser argen Hitze grosse Gefahr. Aufgespannt und gewachst werden sie weniger Gefahr laufen. Im Falle eines grossen Unglücks hat Portier einen ausgezeichneten Aufspanner, und das kostet ungefähr zwanzig Francs. Wenn nicht, können Sie folgendes machen: Sie kleben sofort Papier mit Klebstoff auf die bemalte Seite; dann drehen Sie das Bild um, breiten es auf einem Brett aus und giessen etwas kalten Klebstoff darauf; spannen Sie sorgfältig mit dem Messer und trocknen Sie so ab, dass der Klebstoff darunter kommt und das Spanisch-Weiss durchdringt. Ist das trocken, so müssen Sie mit einem halbwarmen Eisen mit möglichst starkem Druck darüber plätten. Ist das Bild gut in den Rahmen gespannt, so lässt sich das Papier mit angefeuchtetem Finger leicht entfernen — Wieviel Arbeit ich Ihnen mache — Auf diese Weise habe ich einen Van Gogh repariert, der sich überall abschuppte. Bleiben sichtbare Risse, so macht das nichts — Schliesslich muss man all das so gut machen, wie es geht, und von Tabiti nach Paris ist es weit. Vor einem Jahre werde ich nichts

schicken können, und auch dann weiss ich nicht, ob ich etwas Richtiges zu schicken habe —

W . . . schreibt mir Einzelheiten über die Ausstellung in Stockholm, wohin er einige Bilder geschickt hat. Wirklich eine gute Sache für die Zukunft, denn jetzt!!! Ich werde als wilder Mann gelten, und die Allzukühnen, die neben mir sanft wirken, auf diese Weise durchbringen.

Es wird nichts verkauft werden, nicht mehr als in Brüssel, doch wird es, wenn man es geschickt anfängt, für später einen Rückhalt bieten. Es wird ruhig werden und man wird angenehmer empfinden, vorausgesetzt, dass ein ernsthafter Händler Mittelsmann sein will.

Und die Forderung Mauffra.

Und die Forderung Talbourn!

Herzliche Grüsse für die Freunde.

Ihr ergebener

P. Gauguin.

XXXIV.

August 97.

Mein lieber Daniel

Ich erhalte in diesem Monat einen reizenden Brief von Gouzer, dem Marinearzt (der mir seine Adresse mitzuteilen vergisst). Er ist ganz begeistert von „Daniel“, dem talentvollen Maler und unabhängigen Kopf, der ihn gut aufgenommen hat, und er nutzt das aus (schreibt er). Das ist in der Tat ein gutes Unterkommen für ihn während seines Urlaubes. Er schreibt mir auch von der Notwendigkeit für mich, nach Frankreich zurückzukehren. Aber womit — und — wozu? Hätte ich zurückkehren müssen, wäre ich nicht nochmals hierhergereist, ich bin doch nicht wahnsinnig. Übrigens brauchen Gouzers Mitteilungen keine Folgen zu haben, denn er hat mehr guten Willen als Überlegung.

Ausser Ihrem Brief und einem vom Mercure habe ich nichts bekommen — Ich weiss nicht, was ich von Chaudet halten soll: wäre er böse, so wüssten Sie es und hätten es mir mitgeteilt. Ich habe keinen Centime und nicht einmal

Kredit beim Chinesen für Brot. Wenn ich gehen könnte, so würde ich tagelang in den Bergen etwas zu essen suchen, aber so nicht! Es war töricht von mir, im vergangenen Jahr nicht zu sterben; das wäre besser gewesen, und jetzt wäre es irrsinnig. Und doch möchte ich wissen, was ich machen soll, wenn mir die nächste Post nichts bringt. Ich habe zurzeit eintausendneunhundert Francs Schulden: wenn ich also etwas bekomme, so muss ich das Loch ein wenig verstopfen und zwei oder drei Monate leben usw. Das ist kein Dasein mehr, und das verhindert übrigens auch meine Genesung.

Ach, wäre ich in Frankreich, ich würde schon in kurzer Zeit Geld auftreiben. Das ist nur eine Preisfrage. Die Van Goghs, der Cézanne und einige Bilder von mir würden bald alles einrenken — da sage ich schon wieder die gleichen Dinge . . . ohne jeden Zweck --

Inliegend diesen Wisch vom Mercure . . . Ich glaube, dass ich meine drei Aktien vorläufig Molard gegeben habe: sehen Sie danach — Jedenfalls kann ich die einhundertfünfzig Francs nicht bezahlen. Erklären Sie dem Mercure meine Lage, und wenn er die drei Aktien nicht für einhundertfünfzig Francs (ursprüngliche Einzahlung) zurückkaufen will, soll er sie als verloren betrachten. —

Die Stiefel, die prächtig geworden sind, habe ich erhalten, aber ich kann sie erst anziehen, wenn es mir besser geht, jetzt drückt mich jeder Schuh.

Sie werden meinen Brief wahrscheinlich in der Provence erhalten, auf alle Fälle aber werden Sie bald nach Paris zurückkehren.

Herzlich Ihr ergebener

Paul Gauguin.

XXXV.

10. September 97.

Mein lieber Daniel

Ich erhalte Ihren Brief und danke Ihnen dafür. Ich antworte Ihnen, ich weiss nicht wie, mit leerem Kopf und leerem Magen, alles ist schwarz und ohne jede Hoffnung. Kein Wort von Chaudet, und ich muss jetzt, logischer Weise,

daraus schliessen, dass Chaudet mich aufgibt, eine sicherlich vorhandene Empfindlichkeit, oder vielleicht Müdigkeit; es ist so selten, in unserer Zeit dauernde Anhänglichkeit zu finden.

Was soll ich jetzt also anfangen ohne Händler, ohne irgendwen, der mir mein Jahreseinkommen sichert. Ich weiss nichts, nur den Tod, der von allem befreit.

In diesem Monat schulde ich eintausendachthundert Francs und habe keinen Kredit mehr.

Gewiss habe ich in Paris zweitausendfünfhundert Francs gut, ausserdem meine Bilder, meine Sammlung, einen Aussenstand von R . . . (glaube ich), und noch eintausendvierhundert Francs von M . . . , nach einer Aufstellung von Chaudet in einem Brief vor sechs Monaten. Da man mich aber nicht bezahlen wird, so habe ich nichts als Schulden und zum Essen: O —

Wahnsinniges, aber trauriges und böses Abenteuer, meine Reise nach Tahiti.

Herzlich ganz Ihr

P. Gauguin.

XXXVI.

Oktober 1897.

Mein lieber Daniel

Wie alle Monate kommt Ihr Brief allein: von Chaudet, Nichts. Sein letzter Brief, den ich beantwortete, war vom September 96; seither hat Bauchy, der einhundertfünfzig Francs monatlich zu zahlen hatte, eintausendeinhundertfünfzig Francs zahlen müssen. Wenn er nicht bezahlt hat, warum schreibt man es mir nicht —

Fast hätte ich Ihnen nicht geschrieben; die Post war am 10. angekommen und geht morgen am 13. wieder ab; dann habe ich mich eines Besseren besonnen: denn dieser Brief wird ungefähr der letzte sein, den ich Ihnen schreibe. Wenn ich nichts bekomme, werde ich mich Ende Oktober entschliessen müssen, es wäre nur besser gewesen, man hätte mir vor zwei Jahren geradeheraus gesagt, wie es steht, das hätte mir zwei Jahre fürchterlicher seelischer und kör-

perlicher Leiden erspart. Wie dem auch sei, ich will Niemandem böse sein — man soll nicht sagen, ich hätte es an Geduld oder Energie fehlen lassen. Die materiellen Beweise liegen vor; ich kann meinen Lebensunterhalt nicht aufbringen, so elend er auch mit dieser Malerei sein mag, namentlich, wenn ich fern von Frankreich bin. Was wollen Sie? Jetzt hat das gestrandete Schiff keinen Fetzen Leinwand mehr, alles ist fort und es legt sich um . . . Seit drei Monaten habe ich keinen Pinsel angerührt, die Farben, die Sie mir geschickt haben, sind von nun an überflüssig, und kein Mensch gäbe mir hier dafür ein Stück Brot; das ist geradezu von lächerlicher Bitterkeit. Ich erinnere mich folgende Worte von Lévy, der mit Chaudet übereinstimmte: „Da Sie nach Tahiti zurückwollen, gibt es folgende Möglichkeit, die alles gut macht“ — und nachdem er den Kontrakt unterzeichnet hatte, den Sie kennen, sagten sie alle beide: „Sie können sicher sein, was auch geschehen möge, an Ihrem Lebensunterhalt soll es nicht fehlen.“

Ich wünsche, dass man in Frankreich schweige, und hauptsächlich dass Z . . . nicht überall hinausposaune: „Diese arme Frau Gauguin!“ Und da meine Bilder unverkäuflich sind, sollen sie es auch bleiben. Und eines Tages wird der Augenblick kommen, da man glauben wird, ich sei ein Mythos oder eine Erfindung der Presse; man wird fragen, wo die Bilder sind? Tatsächlich gibt es nicht fünfzig in Frankreich.

Ich ermüde Sie mit allen diesen Sorgen, aber es sind die letzten.

Und gerade jetzt haben wir Dampferpostverbindung, d. h. die Briefe werden 20 bis 25 Tage früher nach Frankreich gelangen, und die Post geht statt am 1., am 15. in San Francisco ab.

Ich sehe, dass Sie in glücklichster Schöpferkraft sind; Skulpturen! nicht wahr, es macht viel Spass und ist sehr leicht oder sehr schwer: sehr leicht in bezug auf die Natur; sehr schwer, wenn man sich in Parabeln etwas geheimnisvoll ausdrücken, Formen finden will. Was Ihr Freund, der kleine Bildhauer aus dem Süden, „entstellen“ nennt. Denken Sie immer an die Perser, die Bewohner von Cambodja und etwas an das Ägyptische. Das Griechische, so schön es sein mag, ist der grosse Irrtum. Ich will Ihnen einen kleinen Rat



TAYLOR & FRANCIS
OXFORD

10

2

in bezug auf den Stoff geben, machen Sie damit, was Sie wollen: Mischen Sie mit Ihrem Ton viel viel feinen Sand; das wird Ihnen nützliche Schwierigkeiten verursachen und Sie daran hindern, die Oberfläche zu sehen, und Sie werden nicht in die fürchterlichen Künsteleien der Schule der Schönen Künste verfallen. Ein schöner Strich mit dem Daumen, der fett die Begegnung von Nasenloch und Wange modelliert! Das ist ihr Ideal. Dann soll Skulptur stets Höcker, niemals aber Löcher bedeuten. Das menschliche Ohr bedarf eines Loches, um zu hören, Gottes Ohr nicht. Er hört und sieht, nimmt wahr ohne die Unterstützung der Sinne, die es nur gibt, um den Menschen erreichbar zu sein! all das geht durch ein Fluidum, durch die Seele. Das müssen Sie deutlich machen.

Herzlich ganz Ihr

Paul Gauguin.

XXXVII.

November 97.

Mein lieber Daniel

Was ich Ihnen im letzten Monat geschrieben habe, ist nur aufgeschoben, die einhundertsechszwanzig Francs, die Annette mir geschickt hat, bedeuten einen Monat Aufschub; aber eine so kleine Summe ist angesichts meiner Gläubiger keine Lösung. Chaudet schweigt sich weiter aus, und da er auch Ihren Brief nicht beantwortet hat, sehen Sie an seinem Schweigen, dass er Veranlassung hat, meine Interessen nicht mehr für seine Aufgabe zu halten, ausserdem habe ich in Paris keinen Menschen mehr, der die Schwierigkeiten beim Verkauf meiner Bilder oder beim Eintreiben meiner Schulden zu überwinden vermöchte. Der Cafétier eintausendfünfhundert, Mauffra dreihundertfünfzig und Dosbourg sechshundert, von dem Chaudet mir immer noch nichts geschrieben hat.

Mein Entschluss, ein Ende zu machen, ist insofern abgeändert worden, als die Natur es übernommen hat, aber es wird länger dauern, ein fürchterlicher Gedanke für mich, aber ich darf dem nicht vorgreifen. Mein Herz hat so viel

Erschütterungen nicht standhalten können, und die bei jeder Unruhe und jeder Aufregung eintretenden Blutungen müssen früher oder später eine endgültige Lösung herbeiführen. So werde ich wenigstens ohne einen Vorwurf sterben; aber wann?

Auf alle Fälle muss in Paris so gehandelt werden, als bestünde alles die nicht, und ich bitte (von Post zu Post) um Nachricht über Chaudet.

Dann erhielt ich zwei Worte von M . . . , der mir mitteilt, dass mein Buch zuerst in der Revue Blanche und dann als Buch erschiene. Wollen Sie doch bitte sofort den Herausgeber aufsuchen und fragen, was die Veröffentlichung in der Revue und die als Buch einbringt, und vor allem, bitten Sie ihn, nicht an N . . . , aber an mich so rasch wie möglich zu zahlen. Sollte er Ihnen sagen, dies sei mit N . . . nicht abgemacht, so bitten Sie ihn darum, an N . . . über Ihren Besuch und Ihre Bitten zu schreiben, und vor allem an N . . . nicht eher zu zahlen, bevor man sich darüber verständigt hat. Jetzt können Sie meine Briefe viel rascher beantworten, denn die neue Dampferpost*) geht von Tahiti an jedem 13., und von San Francisco an jedem 31. ab. Sie werden meine Briefe also am 15. und 16. jeden Monats erhalten, statt wie früher am

Z . . . schreibt mir einen blöden Brief wie immer, aber voll deutlicher Torheit; es dreht sich lediglich um sein elendes Leben, das jeglicher Freundschaft von Seiten der Kameraden bar sei, und er hofft, dass ich mich wohl befände und schon seit langem keine Geldsorgen hätte. Ich antwortete ihm nicht. Etwas Interessantes teilt er mir jedoch mit: dass Ihr Calvarium eine wahre Offenbarung ist; dass es das Meisterwerk Ihres Lebens sei. Ich bin sehr glücklich darüber, und sollten Sie eine Photographie davon machen lassen können, so senden Sie mir bitte eine: Plastik gelingt auf der Photographie immer gut, und dann kann ich mir eine annähernde Vorstellung von dem schönen Werk machen, das Sie sicherlich geschaffen haben. Sie haben ganz recht, nichts zum Champ de Mars zu schicken, sondern in voller Freiheit für Ihre eigene Befriedigung zu arbeiten, nicht für den leeren Ruhm, mit Meisner und Konsorten in einen Topf gesteckt zu werden.

*) Im letzten Augenblick bleibt alles, wie es ist: Keine Dampferpostverbindung!

Fast hätte ich vergessen, Ihnen von Ihrem Freunde, dem Literaten, zu schreiben. Ich glaube, er hat viel Talent, ebenso aber glaube ich, dass über mich alles gesagt worden ist, was gesagt und nicht gesagt werden musste. Ich wünsche nur Ruhe, Ruhe und nochmals Ruhe. Man soll mich still und vergessen sterben lassen, und soll ich leben, so lasse man mir noch mehr Ruhe und noch mehr Vergessenheit: Was tuts, ob ich Schüler von Bernard oder Sérusier bin! Mache ich schöne Dinge, so wird nichts sie auslöschen; und mache ich Scheisse, warum soll man sie vergolden und die Leute über die Qualität der Ware täuschen. Jedenfalls wird mir die Gesellschaft nicht vorwerfen können, ich hätte ihr durch Lügen zu viel Geld aus der Tasche gelockt. Wollte ich eine Aufstellung der untergebrachten Bilder machen, so wäre die Zahl der verschenkten Bilder grösser als die der verkauften. Ich bedaure das nicht, im Gegenteil; hätte ich in Tahiti nur dreitausend Francs Rente, so würde ich sie alle herschenken. Das nur, um festzustellen, dass ich die Gesellschaft nicht ausgenutzt habe. Z . . . teilt mir mit, dass L . . . von Bing weggegangen sei, um Kunsthändler zu werden; ich hoffe, dass Sie diesem Kauz kein Bild anvertrauen, für Norwegen nicht und auch für nirgendswoanders. Über Schweden höre ich kein Wort mehr.

Wenn Sie dem Doktor Gouzer schreiben, grüssen Sie ihn bestens; ich habe seinen freundlichen Brief nicht beantwortet, weil ich seine Adresse nicht wusste, die nicht festzustehen scheint. Diese Seeleute bleiben nie lange an Land, und wenn sie an Bord sind, so reisen sie oft von einer Station zur andern. Sie haben ihm mit einem Abguss Ihres Calvariums ein schönes Geschenk gemacht. Sie haben nicht zehn Jahre dazu gebraucht, wie Bartholomé zu seinem Grabmonument; Werke, die nur deswegen fast gut sind, weil sie sehr umfangreich sind. Die Bildhauer, die eine Venus nach der andern machen, kommen nie darauf, eines Tages ihre ganze Kraft zusammenzunehmen und das zu machen, was man wünscht, Lupanar z. B.: man würde dann sagen: Ein grandioses Werk, Donnerwetter! Welch Temperament. Während Sie mit einem Schlage ein Calvarium schaffen!!! Sie wissen um die Kunst, verstehen aber ihren Vorteil nicht: Sie werden niemals ausgezeichnet werden. Was, wenn Z . . . ausgezeichnet

würde, welche Freude: das kostet dem Staat so wenig. Man sollte jedes Jahr alle die auszeichnen, die auf Ministerialpapier darum bitten.

Annette vielen Dank für ihren Brief.

Freundschaftlichst ganz Ihr

Paul Gauguin.

Man weiss nicht, was geschehen kann. Sollte ich plötzlich sterben, so bitte ich Sie, als Andenken an mich alle bei Ihnen befindlichen Bilder zu behalten: meine Familie wird deren immer noch zu viele haben.

XXXVIII.

Dezember 97.

Mein lieber Daniel

Wie immer: kein Brief von Chaudet und folglich kein Geld. Ausser meinen Schulden muss ich meinen Unterhalt für 98 bestreiten: viel Geld, und so geht es immer weiter. Sie schreiben mir, ich solle den Kurs einhalten; aber Sie wissen als Seemann selbst, dass man den Kurs nicht einhalten kann, es sei denn, man hätte einen Fetzen Fock- oder Briggsegel. Ich habe in meinen Kammern diese Segel gesucht und gesucht, aber nichts gefunden. Meine Gesundheit wird immer kläglicher, und um meine verlorenen Kräfte wieder zu sammeln, habe ich nicht nur keine Ruhe, sondern nicht einmal ein Stück Brot; ich lebe von Wasser, Guaven und Mangos, die es jetzt gibt, manchmal Süsswasserkrabben, die meine Vahine fängt. Und immer hoffe ich auf eingegangene Aussenstände oder in Schweden (Ausstellung) verkaufte Bilder, aber es kommt nichts, nicht einmal Mitteilungen darüber. Von der Revue Blanche habe ich die erste Nummer von Noa-Noa bekommen, aber natürlich kein Geld . . .

. . . Herzlich ganz Ihr

Paul Gauguin.

Veröffentlichungen in Revuen und in Zeitungen werden sofort nach Erscheinen bezahlt. Mit Büchern steht es anders, aber ich glaube, sowie das Buch zum Verkauf gelangt, erhält der Autor Geld.

Sollte, was sehr leicht möglich ist, das Buch übersetzt oder veröffentlicht werden, so wünsche ich nicht, dass meine Frau Geld davon bekommt.

XXXIX.

Februar 1898.

Mein lieber Daniel

Ich habe Ihnen im letzten Monat nicht geschrieben, ich hatte Ihnen nichts mitzuteilen, und alles zu wiederholen, dazu hatte ich keinen Mut. Als die Post angekommen und nichts von Chaudet dabei war, war ich leidlich gesund, hatte also keine Aussicht, eines natürlichen Todes zu sterben; da wollte ich mich töten. Ich habe mich im Gebirge verborgen gehalten, und die Ameisen hätten meinen Leichnam aufgefressen. Ich hatte keinen Revolver, aber Arsenik, das ich während meines Ausschlages sorgfältig aufgehoben hatte: mag nun die Dosis zu stark gewesen sein, oder mag das dauernde Erbrechen die Wirkung des Giftes verhindert haben, ich weiss nicht. Schliesslich bin ich nach einer fürchterlichen Nacht wieder heimgekehrt. Diesen ganzen Monat quälen mich schreckliche Druckschmerzen an den Schläfen, Ohnmachten und Brechreiz nach dem bescheidensten Essen. Ich erhielt in diesem Monat siebenhundert Francs von Chaudet und einhundertfünfzig von Mauffra: damit will ich die hartnäckigsten Gläubiger bezahlen und so weiterleben wie bisher, in Elend und Schande bis zum Mai, dann wird mich die Bank fassen und dafür sorgen, dass ich meinen ganzen Besitz verschleudere; auch meine Bilder. Schliesslich werden wir sehen, dann von vorn zu beginnen. Mein Entschluss stand für den Dezember fest. Damals wollte ich vor meinem Tode ein grosses Bild malen, das ich im Kopf hatte, und während des ganzen Monats habe ich in unerhörtem Fieber Tag und Nacht gearbeitet. Zum Teufel, das ist kein Bild wie ein Puvis de Chavannes, Studien nach der Natur, Entwurf auf Pappe etc. Alles ist mit Schmiss gemacht, frisch vom Pinsel weg, auf Sackleinwand voller Knoten und Höcker, deswegen sieht das Bild auch fürchterlich verwittert aus.

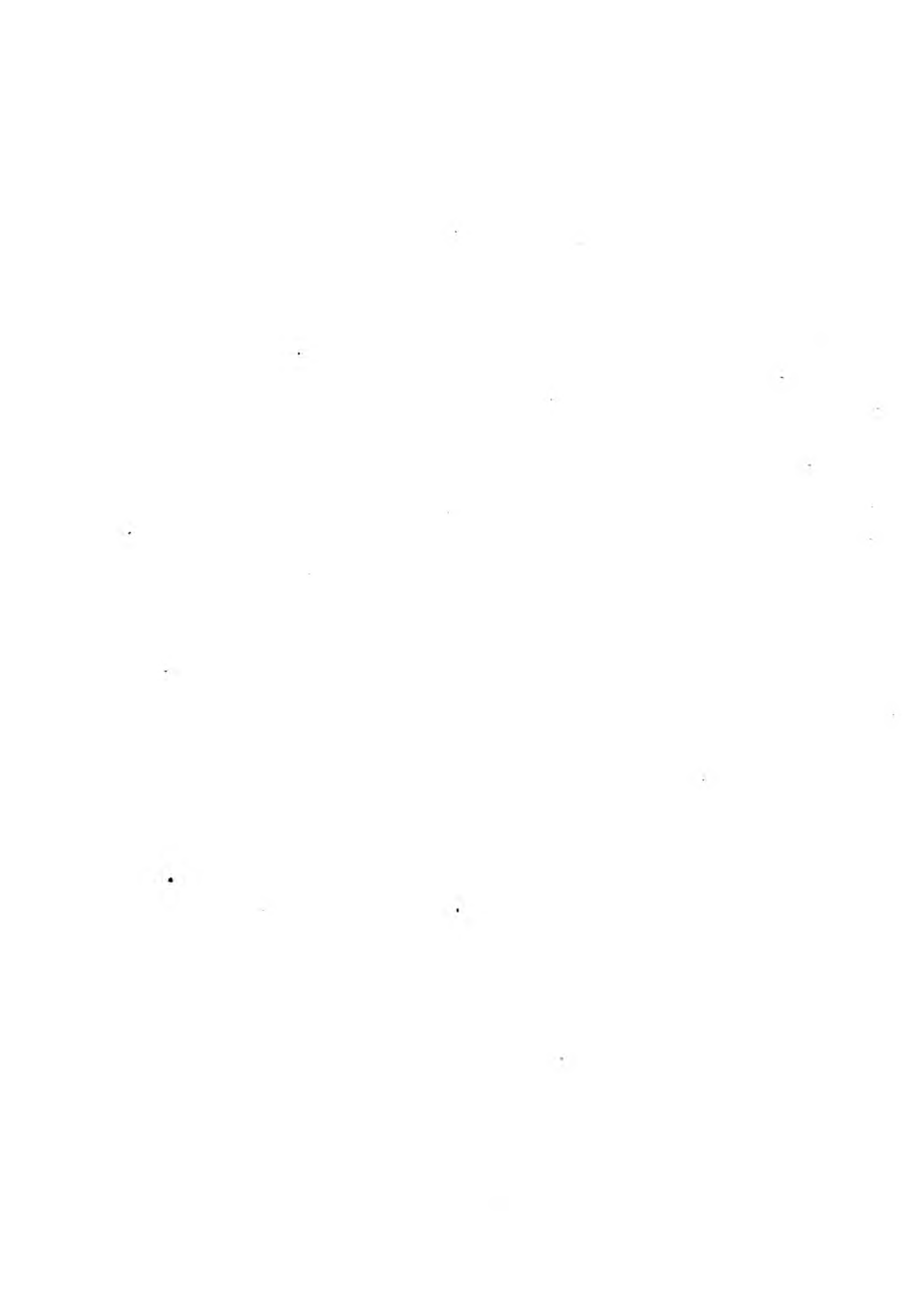
Man wird sagen, es sei nachlässig . . . unfertig. Gewiss hat man kein gutes Urteil über sich selbst, aber ich glaube, dass dieses Bild an Wert nicht nur alle

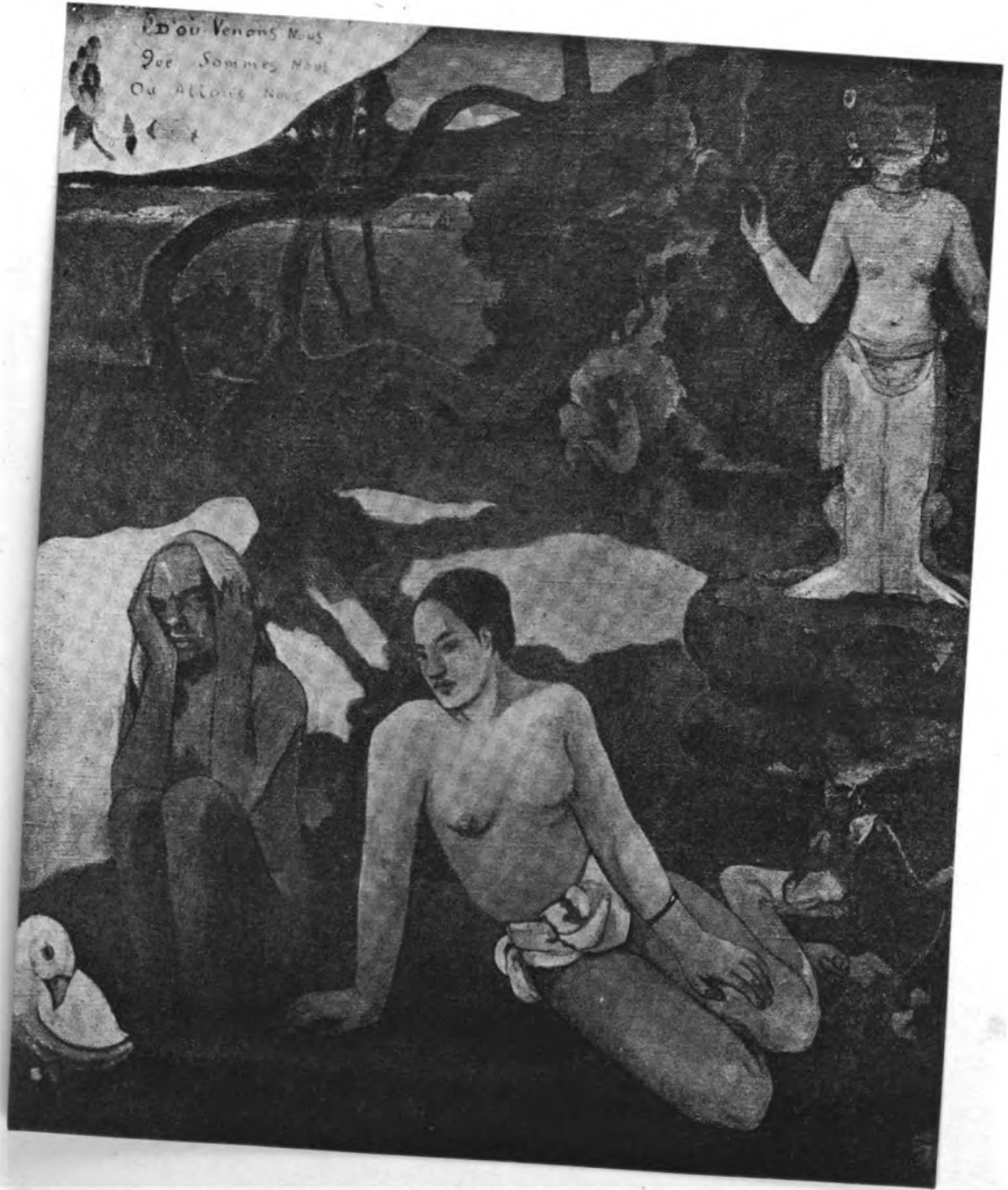
früheren übertrifft, sondern auch, dass ich niemals ein besseres oder gleiches malen werde. Ich habe vor meinem Tode meine ganze Energie hineingelegt, in furchtbaren Umständen eine so schmerzliche Leidenschaft und ohne Korrektur eine so reine Vision, dass das Hastige verschwindet und das Leben emporsteigt. Das riecht nicht nach dem Modell, dem Handwerk und den vorgeblichen Regeln — von denen ich mich befreit habe, wenn auch bisweilen zaghaft.

Es ist ein Bild von 4,50 m : 1,70 m. Die beiden Ecken oben sind chromgelb, mit der Inschrift links und meiner Signatur rechts, wie ein an den Ecken beschädigtes und auf eine Goldwand gemaltes Freskogemälde. Rechts unten ein schlafendes Kind und drei hingekauerte Frauen. Zwei in Purpur gehüllte Gestalten vertrauen sich ihre Gedanken an; eine absichtlich unperspektivische, gewaltige und sitzende Gestalt hebt die Arme in die Höhe und betrachtet erstaunt die beiden Gestalten, die über ihr Geschick nachzudenken wagen. In der Mitte pflückt eine Gestalt Früchte. Zwei Katzen bei einem Kinde. Eine weisse Ziege. Der Götze hebt seine beiden Arme und scheint geheimnisvoll und voller Rhythmus nach dem Jenseits zu weisen. Die hockende Gestalt scheint den Götzen zu lauschen; eine sterbende Alte schliesslich scheint alles hinzunehmen, zu resignieren und beendet die Legende; zu ihren Füßen stellt ein seltsamer weisser Vogel, der eine Eidechse in seinen Krallen hält, die Zwecklosigkeit leerer Worte dar. Alles geschieht am Ufer eines Baches im Gehölz. Im Hintergrunde das Meer, dann das Gebirge der Nachbarinseln. Trotz der Übergänge im Ton ist der Anblick der Landschaft von einem Ende bis zum andern durchgehend blau und veronesegrün. Davon heben sich alle nackten Gestalten in kühnem Orange ab. Wenn man den Schülern der Akademie für den Wettbewerb für Rom sagte: „Das Gemälde, das Sie zu malen haben, soll darstellen: — Woher kommen wir, wer sind wir, wohin gehen wir?“ — Was würden die wohl machen? Ich habe eine philosophische Arbeit über dieses mit dem Evangelium verglichene Thema beendet: ich glaube, sie ist gut; wenn ich die Kraft dazu habe, werde ich es nochmals malen und Ihnen senden.

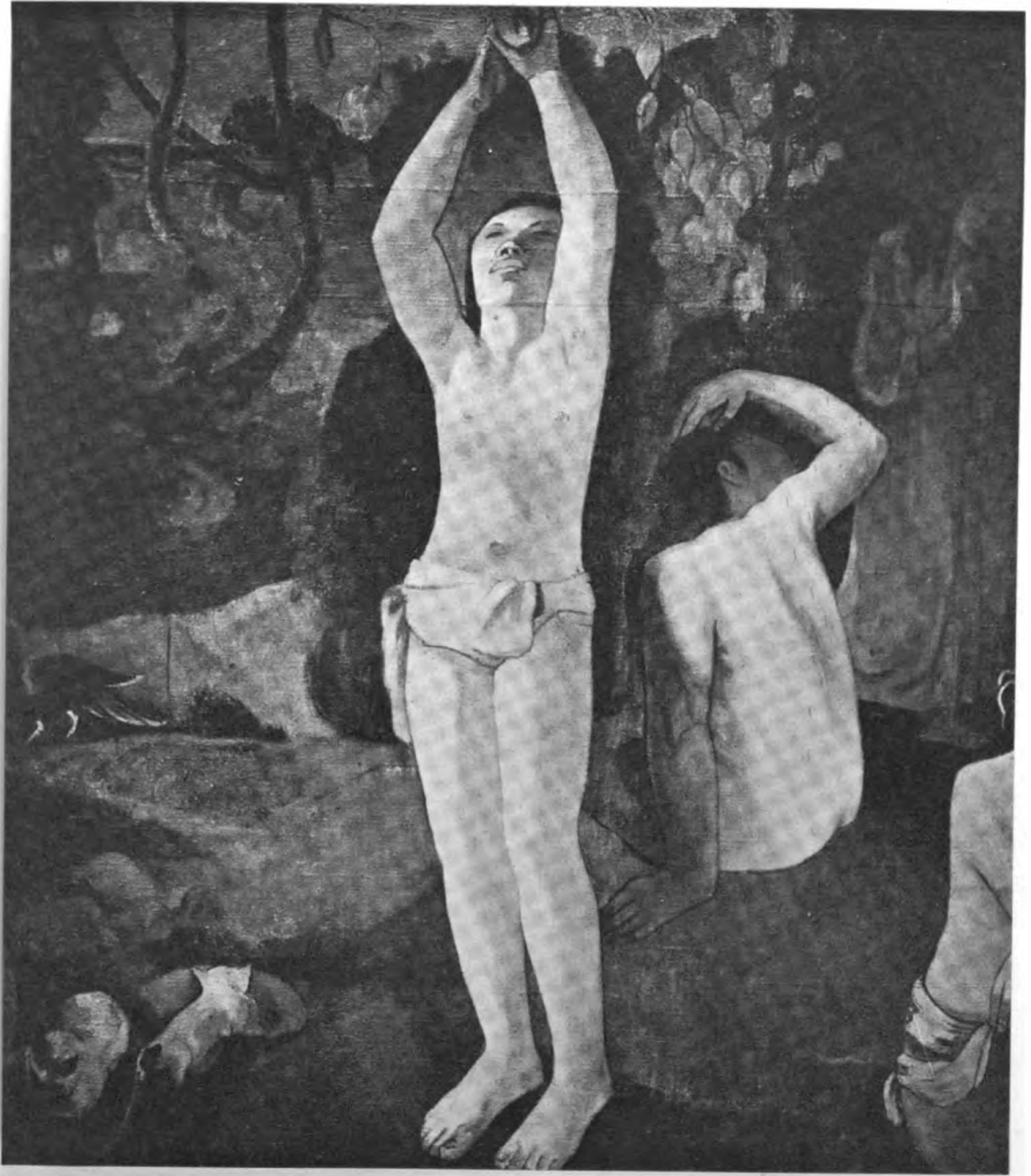
Ich schicke Ihnen eine schlechtgelungene Photographie von meinem Doppelhaus; das links dient mir ausschliesslich als Atelier; mit geschnitzten Dekora-

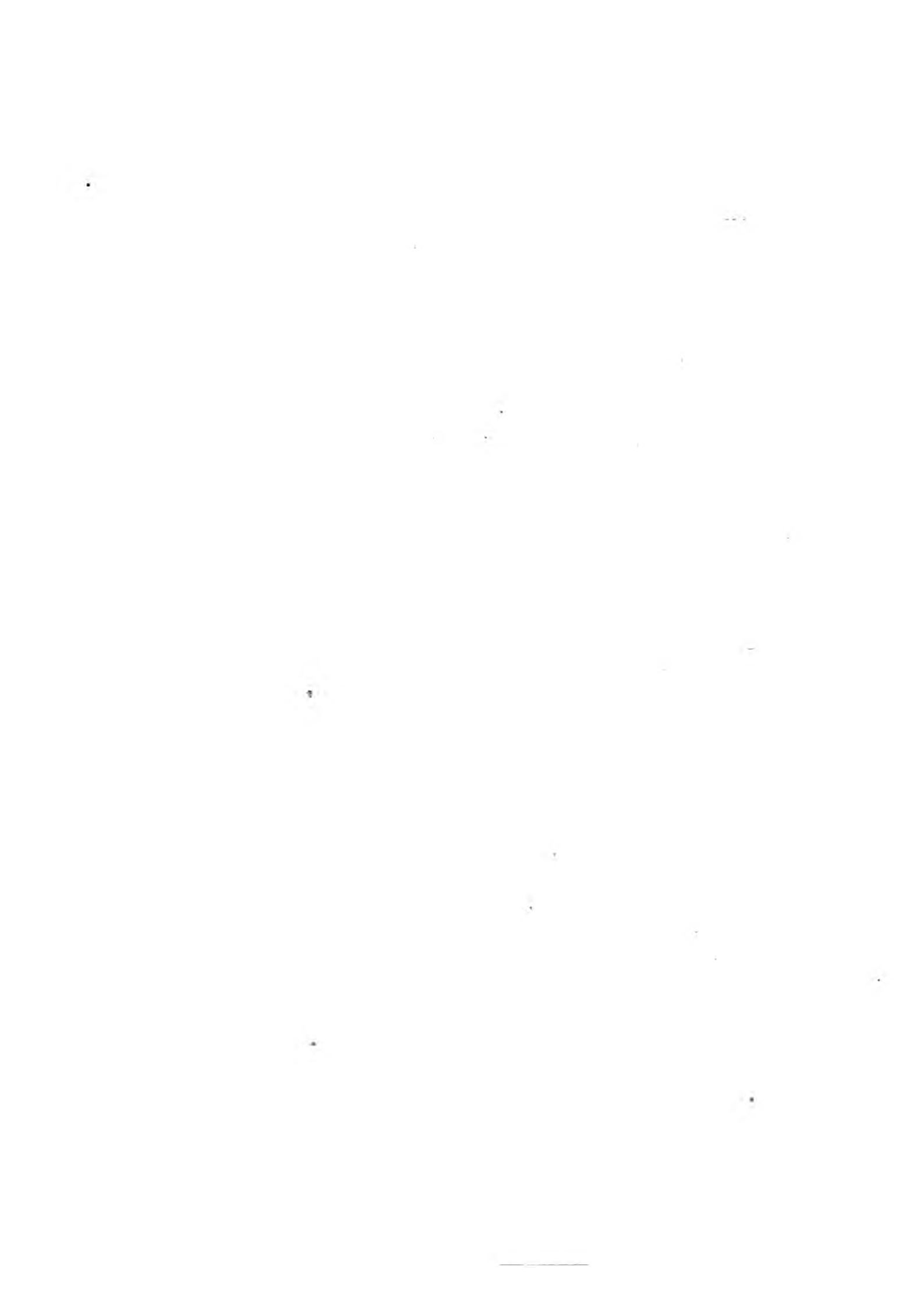


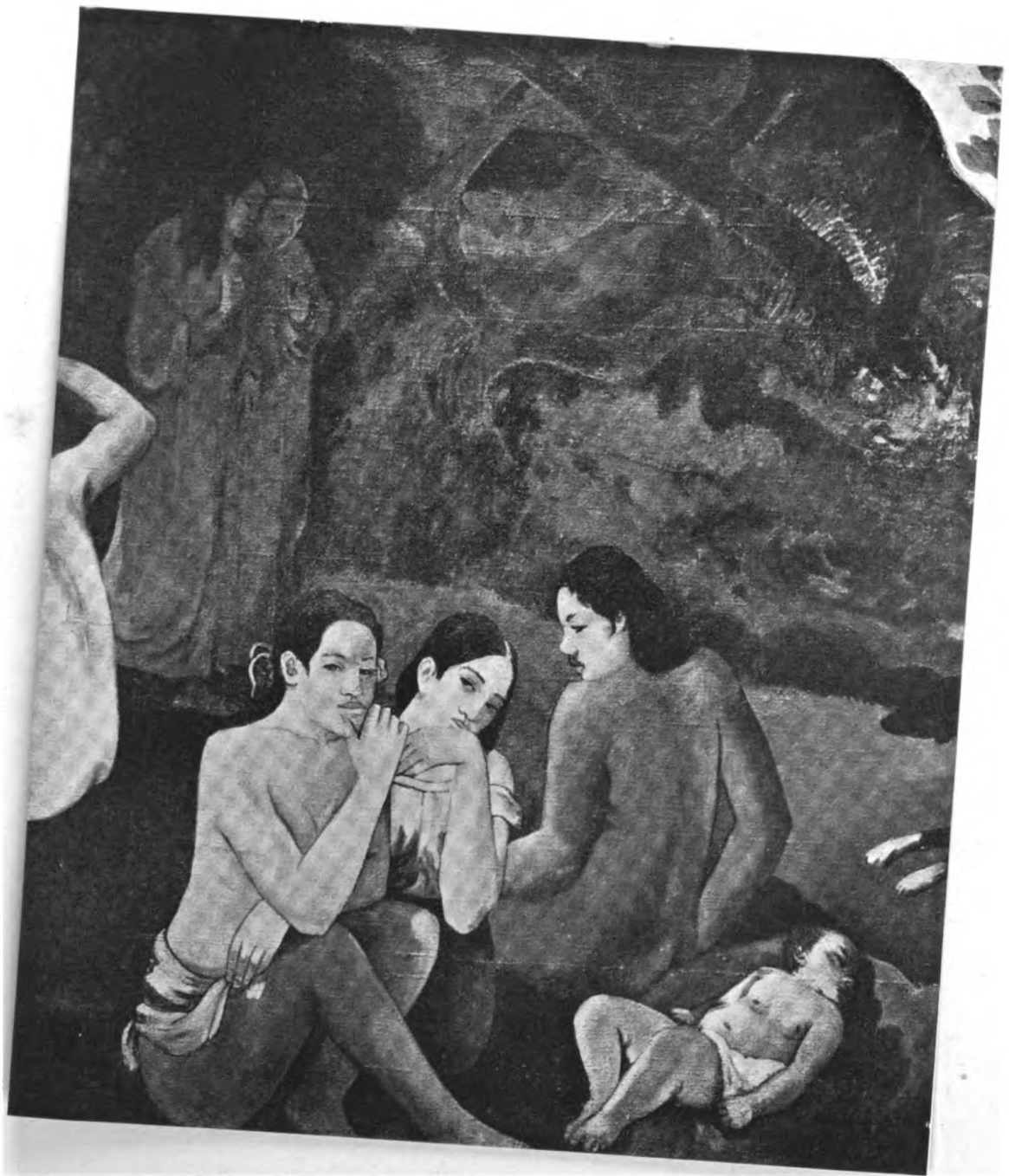


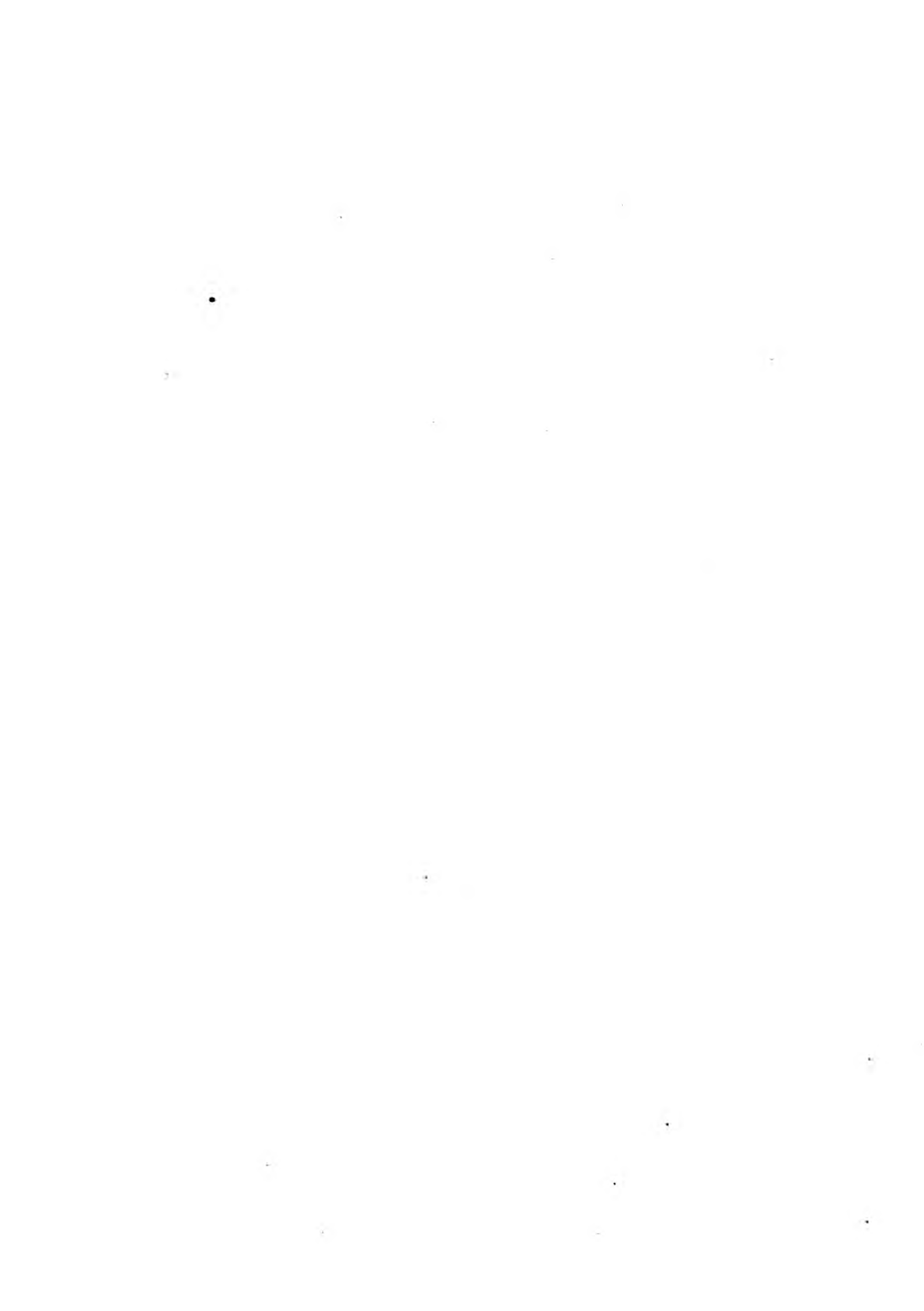












tionen habe ich daraus etwas sehr Verführerisches gemacht. Mit dem kleinen Garten, den ich angelegt habe, sind es zwanzig Meter Länge auf acht Meter Breite. Wenn einmal verkauft werden muss, möchte ich der Zerstörung meiner ganzen Einrichtung nicht beiwohnen. In zwei Monaten, denke ich, kann ich Ihnen mein grosses Bild schicken; ich will versuchen, noch andere mitzusenden. N . . . schreibt mir, das Buch käme nicht mehr bei der Revue Blanche heraus, sondern wahrscheinlich bei Carpentier, was in Bezug auf Bekanntwerden, folglich auch Bezahlung, besser ist. Ich hoffe, dass Sie sich darum bekümmern und das Nötige veranlassen: Molard hat ausdrückliche Vollmacht für diese Ausgabe: er muss mich also beim Abschluss vertreten.

Wer weiss, ob das Buch mein Ansehen nicht erhöhen und meiner Malerei nützen wird, jedenfalls wird es ihr keinen Schaden tun. Ich bin müde, ich schliesse also und drücke Ihnen freundschaftlichst die Hand.

Ganz der Ihre

P. Gauguin.

Ach, ich vergass. Ich habe die einhundertsechszwanzig Francs erhalten, falls mein letzter Brief verloren gegangen sein sollte — Chaudet teilt mir mit, er habe seit dem Tage, wo Sie Farben für mich gekauft haben, geglaubt, ich sei von jeder Sorge befreit. Ich möchte Sie darum bitten (es ist viel), immer, ein oder zwei Mal im Monat, mit Chaudet in Verbindung zu bleiben. Ich glaube, er ist ein guter Junge, aber sehr leichtsinnig, er amüsiert sich und muss immer wieder aufgerüttelt werden; er drückt sich brieflich mit Mühe aus, folglich kann ich nicht im Geringsten aus meinen Angelegenheiten klug werden: während Sie, fortlaufend, mir alles erklären können.

XL.

März 98.

Mein lieber Daniel

Dieser Monat war dank den siebenhundert Francs von Chaudet ruhiger; meine Gläubiger verfolgten mich nicht, und so habe ich mich ein wenig aus-

ruhen und weniger schwarz sehen können trotz des grossen Unglückes am Horizont: Ich muss im Mai eintausendzweihundert Francs an die Landwirtschaftliche Kasse zahlen. Meine Verdauung ist leidlich, und auch das Hämmern an den Schläfen ist seltener geworden; trotzdem bin ich in einem Zustande völliger Erschlaffung, die mich daran gehindert hat, in diesem Monat einen Pinsel anzurühren. Ich habe nichts getan. Übrigens hat mein grosses Bild für einige Zeit meine ganze Lebenskraft absorbiert; ich betrachte es unaufhörlich, und weiss Gott (gestehe ich) ich bewundere es. Je länger ich es sehe, desto klarer werden mir die gewaltigen mathematischen Fehler, die ich keinesfalls retouchieren will — das Bild bleibt, wie es ist, im Skizzenzustand, wenn man so sagen will. Aber da taucht die Frage auf, und ich bin ganz fassungslos: Wo beginnt die Ausführung eines Bildes, und wo endet sie? Im Augenblick, da höchste Empfindungen in der Tiefe des Wesens in Fluss sind, im Augenblick, da sie zum Ausbruch kommen, und der Gedanke wie Lava aus einem Vulkan bricht, ist das nicht eine Blüte des plötzlich geschaffenen, vielleicht brutalen Werkes, das aber sicherlich gross und übermenschlich ist? Das kalte Rechnen der Vernunft hat nicht über dieser Blüte gewaltet, wer aber weiss, wann in der Tiefe des Wesens das Werk begonnen wurde? Unbewusst vielleicht. Haben Sie schon gemerkt, dass, wenn Sie eine Skizze nochmals abzeichnen wollen, mit der Sie zufrieden sind und die in einer Minute, einer Sekunde der Inspiration geschaffen ist, Sie immer nur eine minderwertige Kopie zu Wege bringen, hauptsächlich, wenn Sie die Proportionen verbessern, die Fehler, die der Verstand zu sehen glaubt. Ich höre manchmal: der Arm ist zu lang etc. . . . Ja und nein. Vor allem aber nein, denn, machen Sie ihn zu lang, so verlassen Sie die Wahrscheinlichkeit, um zur Fabel zu gelangen, was kein Übel ist: selbstverständlich muss das ganze Werk denselben Stil, denselben Willen atmen. Wollte Bouguereau einen zu langen Arm machen, ja, was bliebe ihm, dessen Vision, — künstlerischer Wille — nur in der stumpfsinnigen Genauigkeit liegt, die uns an die Fessel der materiellen Wirklichkeit kettet!

Sie haben gut daran getan, Z . . . keine Bilder für eine Ausstellung zu geben: Sie haben meine früheren Briefe verstanden. Übrigens, sehen Sie doch, was die

Ausstellungen in Belgien und Schweden . . . (Stösse und Schläge, das ist alles!)
Von der schwedischen Ausstellung schreiben W . . . und Sie mir kein Wort —
Und wären es selbst schlechte gewesen, auf die ich gefasst war, so hätte ich
doch auf alle Fälle Nachrichten haben mögen. Es wäre ganz gut, wenn ohne
viel Aufhebens R . . . jeden Monat ein neues Bild hätte, nur zum Verkauf.

Mauffra hat mehr versprochen, aber nur hundertfünfzig Francs geschickt.
Chaudet hatte mir für diesen Monat ausdrücklich etwas Geld vom Cafétier
versprochen, aber nichts — ich bitte Sie, suchen Sie ihn alle Monate auf.

Die Postverbindung ist ebenso schlecht wie früher; die Dampferpost war
eine Frühgeburt. — Armes Frankreich in seinen Kolonien!

Nun zur Revue Blanche. Ich verstehe überhaupt nichts.

Ich habe eine Nummer erhalten, die den Anfang veröffentlicht, weiter
nichts; auf diese Weise hat die Geschichte weder Hand noch Fuss: und das Ho-
norar muss ganz gering und schon ausbezahlt worden sein.

Wie kommt es, dass Dr. Gouzer noch in Paris ist; sein Urlaub muss doch
schon längst zu Ende sein? — Ich freue mich auf Nachricht von ihm, wenn er
schreiben mag.

Ich glaube, ich habe alles Geschäftliche besprochen.

Stets herzlich Ihr

P. Gauguin.

W . . . schreibt mir, dass L . . ., der in Norwegen ist, zwei Bilder von mir
genommen hat; ich zittere für sie, er wird sich in diesem Monat mit einer Finn-
länderin verheiraten: ich beklage das arme Mädchen, sofern Frauen überhaupt
zu beklagen sind.

XLI.

April 98.

Mein lieber Daniel

Durch irgend einen Unfall, den das Postschiff nach New-York erlitten hat,
gibt es in diesem Monat keine Briefe ausser denen vom Ende Januar; ich habe

folglich nichts erhalten, nur den Brief eines unbekanntem Holländers, der mich um eine Menge Auskünfte bittet und fragt, wo er meine Bilder sehen könne — Ich habe ihm Ihre Adresse gegeben und bin sicher, dass Sie ihn gut aufnehmen werden.

Im nächsten Monat sind die eintausendzweihundert Francs fällig, und ich zittere wie Espenlaub — In diesem Monat nichts von Chaudet und nichts von Mauffra; d. h. ich habe nicht einen Centime. Ich habe meinen ganzen Mut zusammengenommen und mich vor dem Gouvernement auf den Bauch geworfen. Ich habe Schreib- und Zeichenarbeiten bekommen für täglich sechs Francs. Davon gehen vier Sonntage ab, freie Wohnung in der Stadt und Kleiderabnutzungsgebühren — Seis drum, ich will meine Schande bis zur Neige austrinken, und Gott allein weiss, wie ich meine Arbeit machen soll, die ein Artilleriewachtmeister beaufsichtigt. Dahin haben mich Bauchy, Mauffra und Konsorten gebracht. Warum bin ich nicht damals gestorben. Man wird nicht behaupten können, ich hätte nicht meine Pflicht und alles getan, um irgendwem den Kurs zu halten.

Ich male also nicht mehr, es sei denn, dass eines Tages — was mir wenig wahrscheinlich erscheint, — die Dinge wieder ihren normalen Zustand annehmen werden.

Sie schrieben mir in einem Ihrer früheren Briefe, ich sollte nach Paris und an die Börse zurückkehren.

Zunächst könnte ich die Kosten für die Überfahrt nicht von der Kolonie erhalten. Dann gibt es zu viel junge Juden, die immer bereit sind, in ein Bankhaus einzutreten, da braucht man keinen alten Mann von fünfzig Jahren. Und vielleicht wäre es schwieriger, in Paris sechs Francs pro Tag zu verdienen als in Papeete. Schliesslich sprechen alle Gründe dafür, hier zu bleiben —

Der Holländer, Meier-Graefe*) der mir geschrieben hat, teilt mir mit, er besässe drei kleine Bilder von mir; ich kann mir gar nicht vorstellen, wo er sie her hat, es sei denn, dieser fürchterliche C . . . hätte sie ihm verkauft.

Es ist auch möglich, dass dieser unbekanntere Verehrer kein Geld, aber gute Beziehungen hat: es wäre also gut, ihn heranzuziehen, wenn es möglich ist.

*) Kein Holländer, sondern Deutscher. V. S.

Holland ist für Bilderverkauf ein ausserordentliches Land. Er hätte, schreibt er, eine ernste Arbeit auf deutsch vor, was nicht schlecht ist, denn oft kommen die guten Winde aus dem Ausland; Beweis: die Verkäufe meiner Frau zu ihrem Nutzen.

Stets herzlichst

Paul Gauguin.

XLII.

15. Mai 1898.

Mein lieber Daniel

Die Post erreicht uns diesmal mit zehn Tagen Verspätung, zehn Tage tödlicher Erwartung. Annette und Sie senden mir fünfhundertfünfundsiebzig Francs, die ich nicht erwartete, während Chaudet und Mauffra mir nichts schickten, worauf ich wartete; keine Zeile von den Beiden. Die geringe Summe, die Sie mir schicken, werde ich zum Lebensunterhalt, zunächst aber dazu benutzen, den Zahlungsbefehl aufzuhalten, den man wegen der eintausendzweihundert Francs, die ich der Bank schulde, gegen mich erlassen wollte. Ich habe mich aus Leibeskräften gewehrt und eine Verlängerung auf fünf Monate erwirkt. Durch Zahlung von vierhundert Francs nebst sechzig Francs Zinsen zu zehn Prozent für das vergangene halbe Jahr. Welch finstere Komödie, zu zehn Prozent Geld zu leihen, um den Fehlbetrag zu decken, den Bauchy und Konsorten verursachten, und die denken nicht daran, Zinsen zu zahlen.

Mit dem übrigen Gelde habe ich einige dringende Schulden in der Apotheke und beim Brotchinesen bezahlt. So sieht es also zur Zeit mit mir aus; glücklicherweise verhindert meine Anstellung an den Öffentlichen Arbeiten, dass ich neue Schulden mache, und ich gebe sie nicht eher auf, bevor ich einen Tausendfrancsschein vor mir habe und meine Schuld bezahlt sein wird. Also tüchtig weiter verkaufen. In Ihrem Brief erwecken Sie den Anschein, als fürchteten Sie, ich sei über den geringen Preis, zu dem Sie meine Bilder verkaufen, erzürnt: nein, ich habe es Ihnen schon einmal gesagt: was Sie auch tun, es ist gut. Ich wüsste bei jedem Verkauf gern, welche Bilder Sie ver-

kaufen und den Preis dazu. Gewiss bezahlt Lerolle, der sehr reich und ein Künstler ist, sehr wenig; aber was tun: bei ihm ist das Bild sehr gut untergebracht, insofern, als viel Menschen zu ihm kommen und der beste Beweis für den Wert meines Bildes der Umstand ist, dass ein offizieller Künstler es kauft. Ach, wäre ich sicher, alle meine Bilder für zweihundert Francs zu verkaufen, sowie ich sie fertig habe, so wäre ich sehr glücklich und hätte genügend Geld, um behaglich auf Tahiti zu leben. Verkaufen Sie also getrost zu irgendeinem, welchem Preise; man kann sie immer noch erhöhen, wenn die Menge danach schreit.

Auf alle Fälle vielen Dank, ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihre Mühen und versuchen Sie doch, Chaudet häufiger zu sehen, denn es ist schwer, aus seinen Briefen klug zu werden und ihm zu trauen, denn er verspricht für den nächsten Monat und vergisst es dann: auf diese Weise kann ich niemals auf etwas Positives rechnen. Wenn Sie meinen Brief erhalten, werden Sie alle ausserhalb von Paris sein — schade!

Ich bekam zwei Worte von N . . . , er teilt mir nur mit, er hätte einen anderen Brief von mir erwartet! Gott, er braucht meine Zustimmung nicht, um zu bekommen, was ihm nicht gebührt, wie Sie es bei der Revue Blanche erleben haben. Danke für die Adresse von Dr. Gouzer, ich schreibe ihm in diesem Monat.

Meinen Dank an Annette

und G. d. J. herzlich —

Paul Gauguin.

XLIII.

18. Juni.

Mein lieber Daniel

Ich schreibe Ihnen in aller Eile, denn ein Dampfer geht nach Neuseeland — zum Glück kann er Post für Sie mitnehmen, sonst könnte man einander nicht finden, durch diesen amerikanischen Krieg. In diesem Monat habe ich keinen Brief bekommen, weder von Ihnen noch von Chaudet; wann erhalte ich Nach-

richten und Geld? Wie ich Ihnen kürzlich schrieb, male ich nicht mehr und arbeite, um mich durchzubringen, an den Öffentlichen Arbeiten; ich habe immer noch Schmerzen in meinem kranken Fuss und führe mühselig ein blödes, wenig geistiges Dasein. Bauchy, Lévy und Mauffra haben mir viel Böses angetan und leben sicher glücklich. Jetzt kommt der Sommer, und alle verreisen, was mich nicht gerade ermutigt. Warum bin ich nicht gestorben, als ich es versuchte! Ich hoffe, ich weiss es aber nicht bestimmt, dass ich Ihnen mit der Julipost meine letzten Arbeiten schicken kann (ein Offizier, der heimfährt, will es übernehmen). Inliegend eine Photographie meines grossen Bildes mit einem Stück, das rechts fehlt. Da die Farbe fehlt, können Sie sich wenigstens von der Hauptidee eine Vorstellung machen. Ich habe es stark mit Pastell retouchiert, damit die Photographie gut wird, abgewaschen sieht man nichts mehr. — Ich schliesse meinen Brief und drücke Ihnen freundschaftlichst die Hand.

Ist es L . . . gelungen, meine beiden Bilder zu verkaufen, die er mit nach Norwegen genommen hat?

Ganz Ihr

Paul Gauguin.

XLIV.

Juli 98.

Mein lieber Daniel

Wie im letzten Monat, von niemandem einen Brief; ich verliere den Kopf. Vielleicht haben Sie im Süden Scherereien von Seiten Ihrer Frau Mutter?

In diesem Monat sende ich Ihnen durch einen Marineoffizier die Bilder, die ich in diesem Jahre gemacht habe; wenig, wie sie sehen werden, und jetzt, da ich Beamter bin, mache ich gar nichts.

Das grosse Bild hat Pastellstellen; ich hatte es der Photographie wegen damit übermalt; beim Waschen geht das alles ab. Wirklich, ich schäme mich, Ihnen soviel Mühe zu bereiten, und Sie werden viel Arbeit haben. Die letzten Bilder sollte man bei Bing oder Durand Ruel ausstellen: andernfalls, — und ich glaube, dass das ganz gut ist, in Chaudets Atelier oder in Ihrem. Und dann

müssen Sie Einladungskarten versenden. So hat man statt der Menge die Leute, die man zu haben wünscht, und man schafft sich Beziehungen, die nicht schaden können. Ich sende Ihnen eine Liste der Leute, die ich im Kopfe habe, selbstverständlich fügen Sie die hinzu, die Sie für passend halten.

Degas, Renoir	Michelet	M. & Mme. Bracquemond
Portier	Geoffroy	Anatole France
Rouart & Fils	Manzi	Paul Gallimard
Cochin (Stadtrat)	Joyant	79, rue Saint-Lazare
Jean Dolent	Revue Encyclopédique	de Groux
Carrière	De la Rochefoucault	Franz Jourdain
Coquelin	Puvis de Chavannes	40, b. Haussmann
Roger Marx	Mallarmé	O. Redon
Octave Mirbeau	Delaroche (Schriftsteller)	Rodin
Mercure de France	Chaplet	Vigné d'Octon
Revue Blanche	Arsène Alexandre	

Geben Sie Portier und Vollard Karten, damit sie sie kauflustigen Kunden geben: wenn Portier sich damit als Händler (wohlverstanden bei Chaudet) befassen wollte, so wäre das ganz gut, (mit grösster Bewegungsfreiheit für die Preise). Besprechen Sie das mit Chaudet, dem Sie bitte meinen Brief zeigen wollen, denn mir steht der Kopf nicht danach, Chaudet dasselbe zu schreiben.

Was das grosse Bild angeht, muss man seiner Dimensionen wegen nicht schwierig mit dem Preise sein, vorausgesetzt, dass es in gute Hände kommt (sprechen Sie mit Lerolle darüber) Wenn Manzi, der „Iora na Maria“ gekauft hat, in Frage käme, so zögern Sie nicht . . . er liebt grosse Stücke.

Der ganzen Bande Sérusier, Denis & Cie. brauchen Sie keine Einladungskarten zu senden; ebensowenig der Presse. Ohne viel Aufhebens und wem sie zukommen, und einige Tage im Voraus. Wenn Sie es für gut halten, einige Ihrer Bilder und welche von Chaudet dazu zu tun, so machen Sie es. Das grosse Bild wird einen Rahmen brauchen, aber so billig wie möglich; eine einfache Holzleiste, kalkgeweisst, zehn Millimeter breit — wie bei einer Wandkarte. Für d

andern Bilder haben Sie Rahmen zu dreissig. Mit den letzten Sendungen vom vorigen Jahr bringen Sie eine hübsche kleine Ausstellung zusammen.

Im letzten Augenblick erhalte ich einen Brief von Ihnen und von Mauffra, mit einem Boot, das aus Neuseeland kommt — Mauffra bezahlt nicht. Vielen Dank für Ihren Brief, den ich in der Eile nicht mit ruhigem Kopf beantworten kann; ich ersehe daraus, dass Sie kein Glück mit Ihrem Hauswirt haben: Hat die Justiz den Mietern nicht immer Unrecht gegeben?

Ich schreibe ganz kurz an Chaudet, von dem ich keine Nachricht habe; wahrscheinlich werde ich für lange Zeit keinen Pinsel anrühren.

Herzlich g. d. I. —

P. Gauguin.

Inliegend die kurze Mitteilung für den Mercure. Auf Tahiti gibt es kein markengestempeltes Papier, aber Sie können die Vollmacht, die ich Ihnen sende, stempeln lassen.

XLV.

ÉTABLISSEMENTS FRANÇAIS
de l'Océanie

RÉPUBLIQUE FRANÇAISE

TRAVAUX PUBLICS ET CADASTRE

LIBERTÉ - ÉGALITÉ - FRATERNITÉ

Bureau

DU

CHEF DE SERVICE

Papeete, den 15. August 1898.

No.

Mein lieber Daniel

Ich erhalte Ihre beiden Briefe, und ich muss in wenigen Augenblicken darauf antworten; seitdem dieser traurige Krieg ist, erhalten wir die Post mit dem Dampfer, der sofort wieder ausläuft. Desgleichen erhielt ich von Chaudet siebenhundert Francs. Ich habe mit dem heutigen Tage keine Schulden mehr. Jetzt muss ich in meiner bescheidenen Anstellung den Augenblick abwarten,

wo ich wieder frei bin und meine Pinsel zur Hand nehmen kann, ich werde es aber erst dann tun, wenn ich etwas Geld als Rückhalt habe. Auf alle Fälle aber werde ich infolge dieser verhältnismässigen Ruhe etwas gesünder werden. Ich fürchte, für immer die schmerzlichen Wirkungen meines Streiches in den Eingeweiden zu spüren, trotzdem aber hat das Geistige so viel Einfluss auf mich und im Grunde ist meine Konstitution so widerstandsfähig, dass ich vielleicht die Oberhand gewinne.

Ich bin sehr froh darüber, dass Sie die Bekanntschaft von Degas gemacht haben und dass Sie, im Bestreben mir zu nützen, auch Ihrerseits gute Beziehungen anknüpfen. Ja gewiss, Degas gilt als spitz und bissig (ich auch, sagt Z . . .

Nicht denen gegenüber, die Degas seiner Aufmerksamkeit und seiner Achtung für würdig hält. Er hat den Instinkt des Herzens und des Verstandes. Ich bin nicht erstaunt darüber, dass er Sie sympathisch und talentvoll findet: sicherlich erinnern Sie sich daran, dass ich Ihnen erst dann über Ihre Begabung etwas gesagt habe, als ich sie wirklich empfunden habe; das war keine Frechheit, sondern anständiger Offenmut, und ich bin überzeugt, Sie haben mehr Freude an einem wirklichen, im richtigen Augenblick bezeugten Urteil, als an Komplimenten, die man aller Welt macht. Degas ist als Talent und im Benehmen ein seltenes Beispiel, was der Künstler sein soll: gerade er, der als Kollegen und Bewunderer alle anerkannten Grössen hat: Bonnat, Puvis etc. Antonin Proust, und er hat niemals etwas haben wollen. Von ihm hat man niemals eine unfeine oder schmutzige Handlung gehört oder gesehen, nichts irgendwie Hässliches. Kunst und Würde. — Rouart, der Millionär ist, hat das grosse Bild sicherlich nicht teuer bezahlt, wenn ich aber zu diesem Preise alle Bilder verkaufte, so würde ich vollkommen glücklich arbeiten und leben können; überdies hat er gute Beziehungen, und seine Sammlung gilt als ausserlesen, ein Umstand, der Käufer zuführen und durch das Beispiel Teilnahmlosse mitreissen kann. Die Leute, die kaufen, sind ja so dumm, solche Hammel.

Wie dem auch sei, es ist wenig zu hoffen in dieser Hinsicht, und herzlichen Dank für alle Ihre Bemühungen für mich; man führt seine Geschäfte doch besser als die Händler; die kennen nur eins: „einen dicken Auftrag überneh-

men" und verkaufen nur das, wonach gefragt wird, und das noch häufig mit Widerwillen. Ausser Durand-Ruel haben sie niemals eine Kundschaft nach ihrem Geschmack. Daher, — ich komme auf meinen letzten (hastigen) Brief zurück — ist auch die Ausstellung meiner letzten Werke in Ihrem oder Chaudets Atelier besser als ein Verkauf. Ich wiederhole: erschrecken Sie nicht über die geringen Preise: was Sie tun, sehe ich immer als vollkommen an.

Ich weiss nicht, ob ich Ihnen schon von dem Bilde für N . . . gesprochen habe. Ich tue das, um Ihnen und anderen zu beweisen, wie wenig Interesse ich für Geldfragen habe und wie sehr ich mich über die erhaben fühle, die nicht sauber handeln.

Die Überweisung habe ich ohne grosses Geschrei abheben können. Wenn Sie mir übrigens Geld zu schicken haben, tun Sie es durch Überweisung an den Crédit Lyonnais, denn ich bekomme hier drei Prozent.

Nochmals in aller Eile herzlichen Dank. Von Herzen stets Ihr ganz ergebener
Paul Gauguin.

Sie sind auch nicht glücklich; was wollen Sie, es ist nun einmal so, dass dieses Gesetz auf alle zutrifft, die an Herz und Geist überlegen sind.

XLVI.

Oktober 98.

Mein lieber Daniel

Im letzten Monat habe ich Ihnen nicht geschrieben, da ich immer noch wegen meines Fusses im Krankenhause war; hoffen wir, dass es für das letzte Mal war; ich glaube, ich werde gesund. Aber welche Ausgabe! (Zweihundert Francs Krankenhaus und einhundertvierzig Francs verlorene Arbeitstage, die mir natürlich nicht bezahlt werden.) Zum Glück erhalte ich von Ihnen und Chaudet eintausenddreihundert Francs. Also ist das Unglück nicht so gross; nur eine Verzögerung auf dem Wege zur Freiheit. Chaudet ist doch ein komischer Kauz! Er zeigte mir für den nächsten Monat sechshundert Francs als Erlös für den Verkauf meines Cézanne an, jetzt kommt kein Brief. Abwarten — Eben-

so ungeduldig erwarte ich Nachricht über die Bilder, die ich Ihnen gesandt habe; werden Sie Ihnen gefallen? Denn ich bin gar nicht mehr über den Pariser Geschmack im Bilde — vielleicht ist das ganz gut — Ich weiss nicht. Manchmal sage ich mir: Die Alten — manche wenigstens, — haben wie ich in der Einsamkeit gemalt, ohne sich um das zu kümmern, was in ihrer Umgebung geschah — Gewiss, dafür aber haben sie nicht wie ich die fürchterlichen Beispiele vor Augen gehabt, wie wir sie alle am Anfang hatten und deren wir uns nur mit Mühe entledigen, ganz abgesehen von den famosen Kunstkritikern, die einen behelligen.

Ich möchte Sie um etwas bitten. Wenn sie gelegentlich gut verkauft haben, so schicken Sie mir doch bitte Blumensamen und -Wurzeln. Einfache Dahlien, Kapuzinerkresse, verschiedene Sonnenblumen, überhaupt Blumen, die in heissen Ländern gedeihen — wie Sie meinen: ich möchte meine kleine Pflanzung verschönern, und Sie wissen, ich liebe Blumen über alles. — Hier gibt es Sträucher, aber wenig Pflanzen, — einige Rosenstöcke, die im allgemeinen nicht gut wachsen. —

Auch diese Post bringt mir keinen Brief von Ihnen, was mich beunruhigt, denn ich bin an Ihre Regelmässigkeit im Schreiben gewöhnt und weiss, dass Sie zur Zeit im Süden sind. Sollte Ihnen irgend etwas zugestossen sein, oder hätten Sie etwa Kummer von Seiten Ihrer alten Mutter gehabt?

Ein Brief von Chaudet mit sechshundert Francs, womit ich das Krankenhaus bezahlen kann.

L . . . teilt mir in einer kurzen Anzeige seine Vermählung mit der Tochter eines schwedischen Staatsrates mit — er wird weiter als Anhängsel von irgend jemandem leben. Er hätte mir bei dieser Gelegenheit statt der Anzeige lieber etwas von dem Gelde schicken sollen, das er mir schuldet. Sicherlich denkt er gar nicht daran —

Also, mein lieber Daniel, hoffen wir, dass Sie wohlauf sind und dass Ihnen nichts Unangenehmes widerfahren ist.

Freundschaftlichst stets Ihr

Paul Gauguin.

XLVII.

ÉTABLISSEMENTS FRANÇAIS
de l'Océanie

RÉPUBLIQUE FRANÇAISE

TRAVAUX PUBLICS ET CADASTRE

LIBERTÉ - ÉGALITÉ - FRATERNITÉ

Bureau
DU
CHEF DE SERVICE

November 98.

No.

Mein lieber Daniel

Ich bin sehr unruhig Ihretwegen, und ich fürchte tatsächlich, dass Sie nicht mehr am Leben sind und diesen Brief nicht mehr lesen.

Seit drei Posten haben Sie nicht geschrieben, und ich kenne doch Ihre Regelmässigkeit. Wären Sie krank, so hätten Sie mir doch ein Wort durch Annette zukommen lassen.

Was soll ich denken. Ich bin sehr unglücklich.

Paul Gauguin.

XLVIII.

ÉTABLISSEMENTS FRANÇAIS
de l'Océanie

RÉPUBLIQUE FRANÇAISE

TRAVAUX PUBLICS ET CADASTRE

LIBERTÉ - ÉGALITÉ - FRATERNITÉ

Bureau
DU
CHEF DE SERVICE

12. Dezember 1898.

No.

Mein lieber Daniel

Die wenigen Worte, die Sie mir geschrieben haben, erwartete ich voller Ungeduld, glauben Sie mir das: ich hatte mir eingeredet, Sie seien tot, was weiss

ich, statt einfach zu vermuten, Sie hätten Unannehmlichkeiten mit Ihrer Mutter, die alt ist und jeden Augenblick sterben kann. Wenn man auch auf solche Ereignisse gefasst ist, es ist immer schmerzlich, und ich teile Ihren Kummer von ganzem Herzen — Das bedeutet einen vollkommenen Wechsel in Ihrer Lage und Ihrer Existenz; sind Sie mit Ihrer Frau, die Ihnen Schwierigkeiten machen könnte, ganz und gar fertig? Die Ehe, welches Missgeschick in unserer Zeit!

Hier ist alles schwarz; die Aussicht auf einen Krieg mit England, folglich unterbrochene Postverbindung; dazu werde ich von Tag zu Tag kränker — Wenn ich doch nicht mehr gesund werden soll, ist mir der Tod hundertmal lieber. Sie haben mir meinen Streich ernstlich vorgeworfen, das sei Gauguins nicht würdig. Wüssten Sie, wozu meine Seele in diesen drei Jahren des Leidens geworden ist: Wenn ich niemals mehr malen soll, ich, der ich nur das liebe — keine Frau, keine Kinder, so ist mein Herz leer.

Bin ich ein Verbrecher? Ich weiss es nicht.

Ich bin also dazu verurteilt, zu leben, da ich alle moralische Lebensberechtigung verloren habe. Und Z... träumt vom Ruhm — Es gibt nur den Ruhm, dessen man sich bewusst ist: was tuts, ob die andern ihn kennen und verkünden. Wirkliche Befriedigung hat man nur in sich, und jetzt ekelt mich davor.

Verlassen wir diesen Weg, der zu viele Dornen hat und die Füße blutig reißt.

Ich warte ungeduldig auf die nächste Post, in der Sie mir vielleicht über die Bilder schreiben, die ich Ihnen geschickt habe: ich möchte schnell wissen, ob ich irre oder nicht. Denn mein grosses Bild muss (glaube ich) sehr gut oder sehr schlecht sein, und ich weiss, Sie sind zu männlich und zu offen, um mir etwas anderes als die Wahrheit zu sagen —

Man muss gegenwärtig tüchtig arbeiten in Paris, und ich glaube, trotz der vielen Aufschneider und Macher, wird zu Beginn des nächsten Jahrhunderts die Kunst schöne Blüten tragen —

Ingres, Delacroix, Corot — Gewiss, aber wieviele neben ihnen, von denen heute nicht mehr die Rede ist. Trotz alledem gibt es heutzutage einen schönen Aufschwung, der weit weniger direkt von der vorigen Epoche kommt als die Romantiker —

Ich habe in *Mercure* vom Tode Stéphane Mallarmés gehört und bin sehr betrübt darüber. Wieder einer, der als Märtyrer der Kunst gestorben ist: sein Leben ist mindestens ebenso schön wie sein Werk.

Die Fouquier & Co. machen sich an seinem Grabe bezahlt wie einst an Manets Grabe. Diese Gesellschaft ist unverbesserlich — man sollte fast meinen, sie täuschte sich absichtlich über den Wert der Leute, deren Wahlspruch Genie und Rechtlichkeit lautet, zu deren Lebzeiten . . . Da steht der Feind —

Schon vor langer Zeit habe ich durch ihre Vermittlung an Dr. Gouzer geschrieben, glaube ich, aber noch keine Antwort: vermutlich ist er unterwegs —
Meine Grüsse für Ihre Freunde. Freundschaftlichst ganz Ihr

Paul Gauguin.

XLIX.

ÉTABLISSEMENTS FRANÇAIS
de l'Océanie

TRAVAUX PUBLICS ET CADASTRE

Bureau
DU
CHEF DE SERVICE

RÉPUBLIQUE FRANÇAISE

LIBERTÉ-ÉGALITÉ-FRATERNITÉ

12. Januar 99.

No.

Mein lieber Daniel

Ich kann Ihnen nicht genug für das Geld danken, das Sie mir geschickt haben; es kommt gerade zur Zeit, und ich kann wieder in mein Haus. Seit einem Monat vermochte ich nicht mehr als vierzehn Tage zu arbeiten. Solche Schmerzen hatte ich an meinem Fuss.

Wann werde ich ganz gesund werden?

Sie haben gut daran getan, Délius das Bild „Nevermore“ zu überlassen. Er bezahlt es besser als R . . . Dieser R . . . hat von C . . . vor langer Zeit Bilder von mir aus der Bretagne um einen höheren Preis als jetzt gekauft. Seis drum, besser

billig verkaufen als gar nicht. Erinnern Sie sich daran, dass Sie mir verübelten, dass ich diesem Bilde einen Titel gegeben habe: glauben Sie nicht, dass dieser Titel „Nevermore“ die Veranlassung zum Kaufe gewesen ist — vielleicht!

Ganz gleich, ich bin sehr froh, dass Délius es besitzt, vorausgesetzt, dass es kein Kauf zur Spekulation ist, um es weiter zu verkaufen, sondern ein Kauf aus Liebhaberei; und später wird er sicher noch eins haben wollen, namentlich, wenn Besucher ihn dazu beglückwünschen oder ihn darüber zum Sprechen bringen.

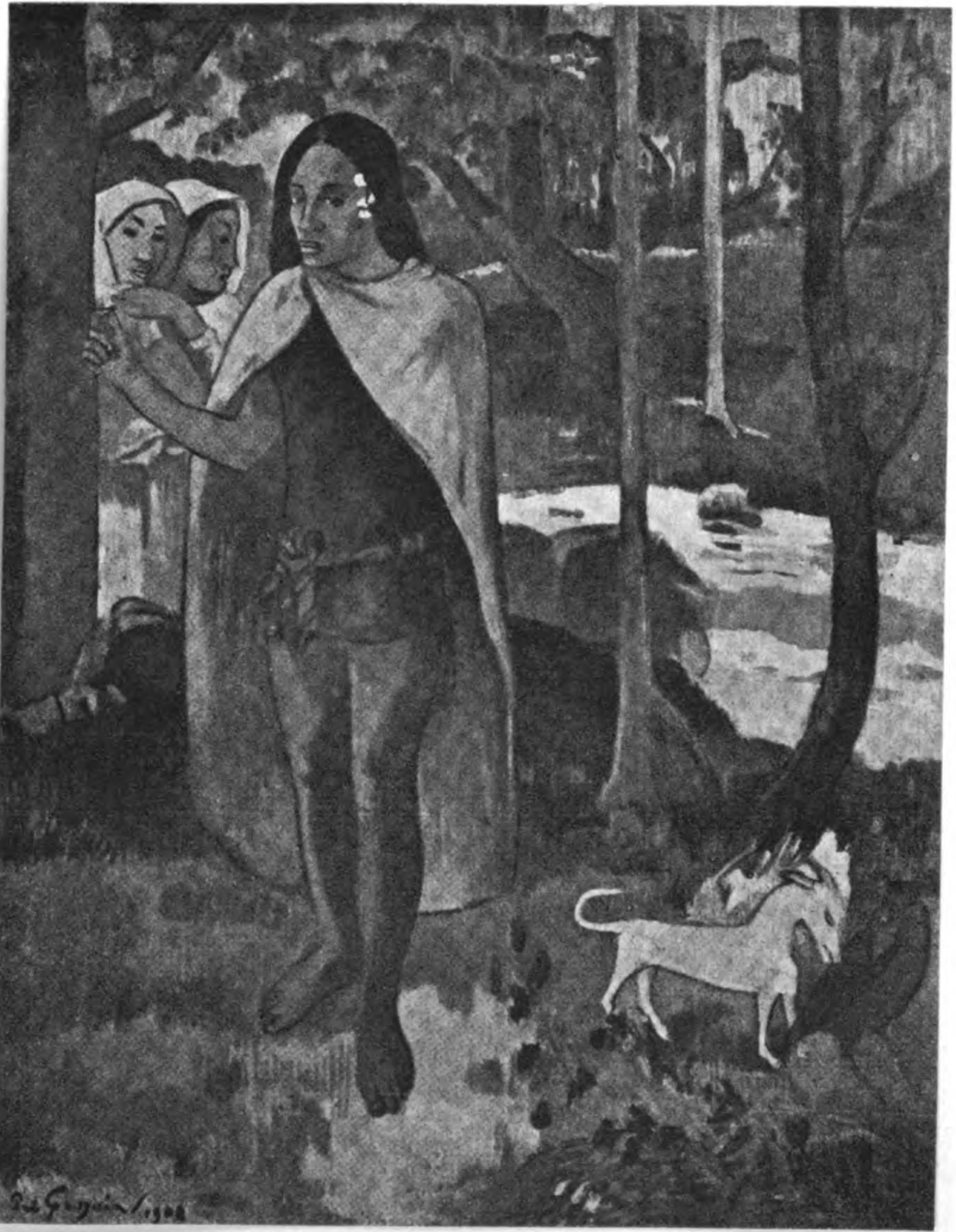
Über meine letzte Sendung sagen Sie mir kein Urteil; haben Sie einen schlechten Eindruck? Oder stecken Sie zur Zeit zu tief in Geschäften? Ich glaube, der Crédit Lyonnais nimmt von Chaudet nur ein Prozent, von Ihnen zwei; auf alle Fälle ist es gut für mich, denn ich bekomme in Tahiti drei Prozent. — Von jetzt ab, glaube ich, klärt sich meine Situation; ich habe keine Schulden mehr; einige Hoffnung für die Zukunft: sowie mein Fuss mich etwas in Frieden lässt, mache ich mich wieder an die Arbeit: bis dahin brauche ich keinen Pinsel anzurühren, ich würde doch nichts Gutes schaffen, mein Geist ist ausser Übung durch die langen Unterbrechungen. Übrigens kann ich tüchtig schaffen, sowie ich wieder in der gewohnten Umgebung und in Schwung bin. Überdies arbeite ich jetzt, wenn ich auf dem Bette liege, in Gedanken, und in einem Augenblick ballt sich das alles, und die Ausführung überstürzt sich —

Und Sie, mein lieber Daniel, Sie wollen auch für ein ganzes Jahr, von Geschäften überlastet, die Malerei liegen lassen und darunter leiden: schreiben Sie mir wie früher, nicht nur Geschäftliches, sondern alles, was Sie angeht und beschäftigt.

Paris ist nicht so notwendig für die Kunst, wie die Jugend es voraussetzt: „Sich auf dem Laufenden halten“, sagt Pissarro — Sehr gefährlich für die halben Persönlichkeiten — fünfzig Jahre lang ziehen die Gärtner gefüllte Dahlien, um eines schönen Tages wieder einfache zu ziehen.

Freundliche Grüsse für die Freunde,
von Herzen ganz der Ihre,

Paul Gauguin.





L.

ÉTABLISSEMENTS FRANÇAIS
de l'Océanie

TRAVAUX PUBLICS ET CADASTRE

Bureau
DU
CHEF DE SERVICE

RÉPUBLIQUE FRANÇAISE

LIBERTÉ - ÉGALITÉ - FRATERNITÉ

22. Februar 1899.

No.

Mein lieber Daniel

Die Post kommt jedesmal zwanzig Tage zu spät, ich erwartete sie mit Ungeduld, denn ich rechnete auf meine Ausstellung, um endgültig aufzuatmen. Stattdessen, die unglückliche Geschichte mit R . . . Ich bin sehr unzufrieden! Selbstverständlich nicht mit Ihnen, mein lieber Daniel, Sie sind nicht daran schuld, und an Ihrer Stelle hätte ich vielleicht genau so gehandelt; aber es ist doch wirklich Pech, übrigens kennen Sie meine Ansicht über R . . ., der ein Hai schlimmster Art ist. Sie schreiben von acht kleinen Bildern; (so klein, Bilder zu 30?) so bleibt also von der Ausstellung, die Sie machen, nichts mehr zu verkaufen, und R . . . kann mit dem, was er in Händen hat, ein Jahr arbeiten. Das bedeutet, dass die Leute, die meine Werke kaufen, gänzlich auf R . . . angewiesen sind.

Ach, wenn ein Paket alter Bilder billig an einen einfachen Privatmann verkauft worden wäre, so wäre das nicht schlimm, aber an R . . . alle neuen Bilder, das ist ein Unglück. Dieser Mensch ist schamlos und beutet jedes Elend aus, um einiger Groschen willen, das nächste Mal wird er Ihnen, von seinem ersten Erfolge ermutigt, die Hälfte bieten. Und dieser infame C . . . — (wer wird ihm seine Schande ins Gesicht werfen?) — und der arme Chaudet, der gerade im wichtigsten Augenblicke krank ist. Und wenn Sie sich beide wirklich aus Gründen, die nicht von Ihnen abhängen, morgen nicht mehr um mich kümmern können, wer wird sich dann um mich kümmern? Ich kenne Degas und Rouart,

sie werden R . . . gesagt haben, man müsse kaufen; weil sie lieber um einen kleinen Differenz willen von R . . ., als von Ihnen kaufen; auf diese Weise ist es keine Schande, billig zu kaufen.

Ich sehe die Zukunft wieder sehr schwarz, urteilen Sie selbst. Ich bin immer noch sehr krank und weiss nicht, wann ich werde arbeiten können; in diesem Falle werden Sie vor September 1900 nichts Neues bekommen. Bis dahin viel Aussicht, nichts zu verkaufen, und in fünf Monaten werde ich trotz allem, was Sie mir geschickt haben, nichts mehr haben. Wenn man im Hintertreffen ist verliert man auf allen Seiten. Die Zeit, die ich an den Öffentlichen Arbeiten arbeiten musste, hat mich viel Zeit gekostet: meine Hütte war in einem kläglichen Zustand. Die Ratten haben die Bedachung zerstört, infolgedessen hat der Regen viel vernichtet. Die Kakerlaken haben eine ganze Reihe Zeichnungen und sehr nützliche Entwürfe zerstört, desgleichen haben diese verdammten Insekten ein grosses, unvollendetes Bild zu Schanden gemacht. Ich habe meinen Mut in beide Hände genommen, und voller Vertrauen durch Ihre letzten Verkaufserfolge bin ich etwas voreilig gewesen; zu voreilig (siehe ich heute). Aber um nicht alles zu verlieren, musste ich die Schäden, vor allem das Dach, schon ausbessern lassen und meine Kleidung etwas auffrischen, Wäsche. Ich hatte nichts mehr.

Ich verstehe nicht, dass meine letzten Bilder in so schlechtem Zustande sind. Der Transport muss sie so zugerichtet haben.

Viel Farbe, sagen Sie . . . aber womit soll ich wirtschaften, wenn ich verschwenderisch mit der Farbe umgehe. Sehen Sie nur selbst, wieviel Meter auf dem grossen Bilde sind. Ausserdem ist das Arbeiten mit der Farbe sehr gefährlich, wenn man hetzt; in einem heissen Land muss man die Farbe sehr vorsichtig auftragen und täglich, je nachdem es trocknet, sonst gibt es Schlamm. Und dann würde ich gerade ein Drittel schaffen; beim Preise, den ich dafür erziele . . . Übrigens glaube ich, dass mit der Zeit Wachs meine Bilder bessert. Übrigens waren bei meiner ersten Reise die Bilder viel schwächer in der Farbe, und ich glaube nicht, dass sie deswegen schlechter sind.

Entschuldigen Sie meinen unzusammenhängenden Brief, aber ich bin zu

aufgeregt. Dieser Keulenschlag von R . . . lastet auf meinem Gehirn, und ich kann nicht schlafen. Ein neuer Arzt, der im Krankenhause ist, hat sich irgendwie freundschaftlichst meiner angenommen und will mich gesund machen, aber er meint, es würde lange dauern, denn die Krankheit ist sehr kompliziert und verschleppt. Zu dem Ausschlag ist Rose und Krampfaderbruch hinzugekommen.

Warum bin ich im letzten Jahr nicht gestorben. Im nächsten Jahr werde ich einundfünfzig, bin abgenutzt und übermüdet; mein Augenlicht wird mit jedem Tage schlechter, und also fehlt mir auch die nötige Energie zu diesem unablässigen Kampf.

Ich komme auf mein altes Lied zurück. Verkaufen Sie von jetzt ab, wie Sie es für gut befinden, an Privatverkäufer, an R . . . nur zu vernünftigen Preisen: um so mehr, als R . . . niemals kommt, ohne dass er Käufer hätte, und fünfundzwanzig Prozent für die Vermittlung genügen ihm nicht; übrigens kann man ihm alles sagen: er pfeift darauf, wenn er nur Erfolg hat.

Es wäre gut, wenn Sie Degas aufsuchten und ihm R.'s Schlag erzählten, denn wenn er oder Rouart von R . . . gekauft haben, kann er den grossen Unterschied im Preise sehen und dass es für sie wie für mich besser ist, Zwischenhändler auszuschalten.

Freundschaftlichst von Herzen ganz der Ihre.

Paul Gauguin.

LI.

ÉTABLISSEMENTS FRANÇAIS
de l'Océanie

RÉPUBLIQUE FRANÇAISE

TRAVAUX PUBLICS ET CADASTRE

LIBERTÉ-ÉGALITÉ-FRATERNITÉ

Bureau

DU

CHEF DE SERVICE

12. März 1899.

No.

Mein lieber Daniel

Im Augenblick, da ich Ihnen schreibe, liegt meine Vahine, die trotz allem

Elend ihr gemeinsames Leben mit mir wieder aufgenommen hat, in den Wehen, und um die Post zu erreichen, schreibe ich Ihnen in aller Eile mitten in all dem Durcheinander, das dieses Ereignis verursacht. Die Eltern sind da und regen sich unnötig auf; ich sage ihnen immer, man müsse warten und die Natur alles besorgen lassen. Es nützt nichts, die Gebete gehen vor.

Vielleicht machen Sie dasselbe durch. Leider hat für Sie ein Kind schlimmere Folge als für mich. Für mich ist es sogar ein glückliches Ereignis, insofern, als das Kind mich vielleicht wieder an das Leben fesselt; an das Leben, das mich gegenwärtig so drückt.

Von Chaudet habe ich nichts erhalten, keinen Brief, und er muss Geld für mich haben, wenn ich mich auf das verlassen kann, was er mir vor vier Monaten geschrieben hat, — und wären es nur die 200 Francs, die vom Verkauf meines Cézanne noch übrig sind. Ich wage nicht, ihm zu schreiben — was soll ich ihm sagen; er ist empfindlich, und das würde mir gar nichts nützen. W . . . schreibt mir einige Zeilen, um mir einen Brief von Crédit Lyonnais zu senden, der mir mitteilt, dass ich 109 Francs abzuheben hätte. Weiss der Teufel, darauf war ich gefasst! Ich schreibe sofort an den Crédit Lyonnais, Filiale Rennes, mir das Geld zu senden. Vielleicht macht das Schwierigkeiten, und, sollten Sie zur Zeit in Paris sein, so gehen Sie bitte vorbei und sehen Sie danach. Immer dasselbe — und ich brauche es: es ist schliesslich der Preis eines Bildes nach dem Tageskurs —

In der grossen Eile kann ich W . . . in diesem Monat nicht antworten; im nächsten Monat, ja, aber nur einige Worte, ich habe ihm nicht viel zu sagen, was ihn interessieren könnte. Mit den Grüssen, die mir L . . . schickt, der (scheinbar) im selben Hause wohnt wie er, kann ich nichts anfangen —

Welches Faulenzerleben muss dieser Kautz auf dem Rücken*) seiner Frau führen — Nanu, da mache ich, ohne es zu wissen, ein Wortspiel — dabei ist mir wirklich nicht zum Lachen zu Mute. Für meine Ausstellung weiss ich noch immer nichts. W . . . teilt mir nichts darüber mit, auch von Ihnen kein Urteil.

*) Rücken, auf französisch „dos“ im Gleichklang mit „dots“ = Mitgift. Der Übersetzer.

Wohl habe ich im Mercure eine Kritik gelesen, die Kritik eines Mannes, der nichts versteht, aber gute Absichten hat. Einige Ratschläge von ihm haben mich erschreckt und ausnahmsweise, ich weiss nicht warum, habe ich mich soeben damit abgeplagt, ihm zu antworten, nicht dem Mercure, sondern ihm persönlich. Wer weiss — ein Feind mehr, aber ich habe so viele, dass einer mehr oder weniger . . . Und dieser blöde Z . . . immer gleich schlapp, unglücklich darüber, kein Genie zu haben, nicht wahr, und im Vertrauen auf die Aufschneidereien von C . . . — wieviel Leute blöde und unnütz das Leben durchschreiten, und sie sind unglücklich, ohne zu wissen, warum. —

Gut, da beginnen die grossen Schmerzen wieder, der Wagen fährt vorbei, und morgen wird die Post weg sein.

Entschuldigen Sie, wenn ich schliesse.

Freundschaftlichst ganz Ihr

Paul Gauguin.

LII.

April [1899]

Mein lieber Daniel

In diesem Monat nichts von Ihnen, nichts Aussergewöhnliches, denn Sie haben Sorgen . . . Ausserdem haben Sie mir nichts Neues zu sagen. Von Chaudet erhielt ich drei Worte in aller Eile, nichts Interessantes. Er hofft, schreibt er, einiges Geld hereinzubekommen, das seit sechs Monaten aussteht.

Für den Augenblick habe ich mangels an Hoffnung Freude an den Samen, die Sie mir geschickt haben. Die meisten sind aufgegangen und werden bald vollständig reifen. Die Iris, Dahlien und Gladiolen wachsen schnell und wunderbar; dafür sind die Anemonen binnen drei Tagen vollkommen vom Erdboden verschwunden: keine Spur mehr zu finden — Dazu kommen noch viele Blumenbüsche aus Tahiti, die um meine Hütte ein wirkliches Eden erstehen lassen; sobald ich wieder werde malen können, werde ich einige Blumenstudien machen, wenn mir nichts mehr einfällt: Kurz, es ist für mich ein grosses Vergnügen, und ich habe es auch nötig, denn mein Leben ist so traurig durch

die Krankheit, die alle meine Kräfte verzehrt. Übrigens will ich erst dann wieder davon sprechen, wenn ich geheilt sein werde — sonst würde das eine Plage für uns beide.

Ich habe viel über das nachgedacht, was Sie mir über die Präparation der Leinwand geschrieben haben, und ich glaube, neulich die Lösung beim Prüfen eines alten Bildes gefunden zu haben. Ich glaube, das liegt an der schlechten Beschaffenheit des Bleiweiss, das man hier bekommt und das aus Amerika kommt und, glaube ich, mit Talg zubereitet ist. Ist dieses Bleiweiss trocken, so bricht es, da es nicht genug gebunden ist, und dann geht das Bild auf dem Transport entzwei. Man könnte dem abhelfen, indem man Leinöl verwendet, zu meiner Verzweiflung aber werde ich mit Ölfarben arbeiten.

Jedenfalls werde ich der Sache auf den Grund gehen.

Viele Grüsse für die Freunde. Sie schreiben mir nichts mehr von Maillol. Schafft er weiter Tapisseriemeisterwerke?

Herzlich ganz der Ihre —

Paul Gauguin.

LIII.

Mai 99.

Mein lieber Daniel

Ich bekomme Ihre beiden Briefe vom Februar und vom März, so dass ich Ihnen im vergangenen Monat zu Unrecht das Fehlen Ihres Briefes mitteilte. Dafür hat Chaudet, der mir für den folgenden Monat einen langen Brief und Geld, das man ihm für mich schuldete, ankündigte, nichts geschrieben; (wie immer, kommt das, was er mir ankündigt, ein halbes Jahr später). „Sie hätten Ihre Interessen besser selbst wahrgenommen“, schreiben Sie mir — das weiss ich wohl. Wer aber hätte die ganze Reihe von Unglücksfällen und Enttäuschungen voraussehen können? Ohne Lévy, diesen Kerl, der mir zusicherte, meine Bilder verkaufen zu können, wäre ich nicht abgereist; dazu die viertausenddreihundert Francs Aussenstände, die mir von Anfang an gefehlt haben und von denen eintausendfünfhundert Francs für immer futsch sind . . . Sie

müssen zugeben, dass selbst der stärkste Mann, ein Riese, damit nicht fertig würde; um so weniger, wenn er krank ist, wie ich es noch dazu bin, und mehrere Tage hintereinander schlaflos, und wann werde ich je gesund werden? Statt der Niederlassung, die ich schaffen wollte, d. h. statt eines Sitzes, darauf das materielle Leben fast gesichert wäre, habe ich in einem Lande ohne Hilfsmittel nur Schulden gehabt. Schliesslich muss man jetzt nicht das Vergangene sondern die Gegenwart prüfen. J'y suis, j'y reste, und ich muss sterben, vorher aber muss ich zu essen haben, und das ist schwer. Das Geld, das Sie mir schicken, erledigt einige Geschichten und ermöglicht mir zu leben — Was man doch verliert, wenn man im Rückstande ist! So wollte ich mir einen kleinen Garten einrichten lassen — denn da ich krank bin, kann ich es nicht selbst machen, — durch andere einrichten lassen, (und die Handarbeit ist hier zu Lande teuer), um Gemüse zu haben, aber man musste einen Brunnen graben. Das Loch ist ungefähr fertig, aber mangels an Geld bleibt alles liegen. Ich wollte, Sie könnten sehen, was ich gemacht habe und wie überlegt und geschickt ich gewesen bin. Hätte ich von Anfang an das Nötigste gehabt, was ich voraussah, so besässe ich heute eine kleine Pflanzung, die mir jährlich eintausendfünfhundert Francs abwürfe, meinen Lebensunterhalt gäbe, Vanille, Kaffee, Gemüse, Geflügel — Stattdessen besitze ich an Haus- und Grundstückswert ungefähr dreitausendfünfhundert Francs und einhundertfünfzig Francs Einkünfte aus Kokosnüssen. Das ist trotz allem geradezu ein Kraftstück, wenigstens so weit zu sein — Gegenwärtig verbleiben mir genau einhundert Francs in der Kasse, um im Mai, d. h. im Sommer zu leben, wo sie alle auf dem Lande sein werden und R . . . für lange Zeit Verkäufer statt Käufer sein wird. Wenn ich also noch auf allen Seiten Schulden machen soll, ohne Stellung und ohne Hoffnung auf Stellung . . . Sie sehen selbst die Folgen daraus.

Ihr Brief teilt mir etwas mit, das ich voraussah und fürchte: dass Sie eines Tages, und sehr bald, in Saint Clément wohnen würden. Und Sie sind für mich (ich spreche nicht von Freundschaft, das ist selbstverständlich) unersetzlich: Sie wissen ja selbst, was Sie von sich aus verkauft haben, und die Beziehungen werden immer besser. Auf Chaudet darf man nur gelegentlich rechnen, wie

es ihm gerade einfällt. Unter Berücksichtigung dieses Umstandes sehen Sie bitte zu, wer Sie ersetzen könnte, an vornehmem Charakter, glaube ich, käme Maillol in Betracht; aber wie immer sind die Guten arm und selbst von den Sorgen des Lebens überlastet. Denn der raffinierte Z . . . , der sogar böseartig und durch übermässige Eitelkeit ganz aus dem Gleichgewicht gebracht ist, kommt nicht einen Augenblick in Frage. Was schreiben Sie mir von seiner Frau: sie drängt auf Scheidung? Ich vermute, dass Z's Bruder ihr Ratgeber ist, der, ohne danach auszusehen, ein ausgemachter Kuppler ist. Ach ja, mein armer Daniel, Sie wissen wie ich einiges von der Ehe: irgendetwas geht dabei in die Brüche. Bei dieser edlen Einrichtung ist immer nur von Pflichten, Ehren usw. die Rede. Warum sagt man nicht ein für alle Mal die Wahrheit, dass es sich um Geld dreht, um Prostitution sogar. Ganz wie ich haben Sie auf Möbel, Wäsche, Bücher und das übrige verzichtet. Auktion — Lassen wir das, es ist fürchterlich. Ich habe einen kleinen Buben von zwei Monaten, hübsch wie alles, was ehebrecherisch ist — Wie steht es eigentlich mit dem Gesetz: Sie haben ein uneheliches Kind, das Ihnen ähnlich ist und Sie ganz zufrieden macht — Es kann nicht erben — Dagegen haben Sie ein legitimes Kind, das wie zwei Wassertropfen ihrem Hausmeister ähnelt und das ein schrecklicher Balg ist — Es erbt nach dem Gesetz, nachdem es von rechtswegen mit Gewalt erzogen worden ist. Moral!

Zum Schluss. Sie sprechen von meiner Malerei und teilen mir freimütig Ihre Ansicht mit, um die ich Sie bat. Ich bin Ihrer Ansicht und bin es nicht. Ich habe nur Bestrebungen und Versprechungen hineingelegt. Wenn ja, wie sollte wohl, meinen Sie, die Tatsache alle Teile herauszuarbeiten, diese Bestrebungen leben lassen oder auch nur unterstreichen, hauptsächlich auf einem grossen dekorativen Bilde. Das würde in diesem Falle einzelne Stücke ausmachen oder ein Stück Malerei — Ist das der wahre Zweck eines grossen Bildes? Gerade in unserer Zeit wird dieser grosse Fehler gemacht, alle Bilder als Staffeleibilder zu behandeln, oder bei andern wie bei Gustave Moreau den Mangel an Gestaltungskraft, an Konzeption, wenn Sie wollen, durch Feinarbeit, durch handwerksmässige Vollendung zu ersetzen; kein Versprechen mehr durch das Übermass des Unterstreichens. Erweckt das Versprechen nicht das Myster-

rium, da unsere Natur das Absolute nicht zulässt — Und in diesem Sinne wäre es gut, wenn jemand auf diese Gefahr aufmerksam machte. Die Salons haben die fertigen Bilder mit sich gebracht, und im Gegensatz hierzu ist man bisweilen glücklich, in einem Museum ein unvollendetes Bild eines Meisters zu finden, wie die Corots — hauptsächlich die Corots, die mit so viel Anmut skizziert sind.

Sie schreiben: „Warum malen Sie nicht reichlich, damit eine Oberfläche, damit reichere Materie entsteht? . . .“ Ich sage nicht nein, und manchmal habe ich den Wunsch danach; aber es wird mir immer unmöglicher durch die Ausgaben für Farben; ausserdem habe ich trotz meiner Sparsamkeit fast keine mehr, und ich kann Sie nicht eher um neue bitten, bevor ich nicht weiss, wann meine Existenz gesichert sein wird. Wenn Sie mir jemanden bringen, der mir fünf Jahre lang jährlich zweitausendvierhundert Francs zusichert und ausserdem Farben im Überfluss, so mache ich, was man will; ich würde in Öl malen, was dreimal so viel Zeit in Anspruch nimmt.

Ich weiss jetzt nicht, ob Sie nicht in einigen Jahren, wenn die Farbe hart genug geworden und das Öl verschwunden ist, eine reiche Materie wiederfinden, denn ich erinnere mich an einige Bilder, u. a. an ein Seestück aus der Bretagne, das so leicht wie möglich gemacht war und das van Gogh Manzi verkauft hatte. Nacheinigen Jahren war das Bild unkenntlich geworden und ganz reich an Materie!

Also — seien Sie nicht böse, wenn ich Sie um Ihre Ansicht bat und diese Ansicht nun bekämpfe: bei dieser Gelegenheit weiss ich übrigens nichts Genaueres in mir selbst. Die Hauptsache, die mich immer beschäftigt, ist die Frage, ob ich auf dem rechten Wege vorwärtsgehe, ob ich Kunstfehler mache. Denn die Stofffragen, die Frage der sorgfältigen Ausführung und selbst der Präparation der Leinwand, all das kommt ganz zuletzt — dem kann man immer abhelfen, nicht wahr? —

Die Kunst dagegen, das ist eine sehr heikle Angelegenheit und fürchterlich schwer zu ergründen.

Während der kurzen Zeit, die ich im Atelier Montparnasse Korrekturen gab, sagte ich immer: „Warten Sie nicht darauf, dass ich Ihnen geradeheraus sage, dass Ihr Arm zu lang oder zu kurz ist (wer weiss das übrigens), aber Fehler in

der Kunst, schlechter Geschmack etc. . . . Sie werden stets in der Lage sein, wenn Sie Wert darauf legen, zur Genauigkeit zu kommen; die Handfertigkeit kommt mit der Übung ganz von selbst und um so leichter, je weniger man an sie denkt —”

Das ist meine Meinung, mein lieber Daniel, und wenn ich alles überlese, so sage ich mir immer, dass ich Sie recht langweilen muss und Ihre Güte missbrauche, denn Sie sind die Güte in Person.

Für Sie ist das Leben durchaus nicht rosig und leicht, Sie brauchen also den Zuwachs an Sorgen nicht, die ich Ihnen unaufhörlich bereite, und die ich in der Zukunft doch nicht werde entbehren können.

Verzeihen Sie mir also alles miteinander, und denken Sie daran, dass Sie keine andere Belohnung zu erwarten haben als die innere Befriedigung, etwas Schönes getan zu haben.

Grüsse für die Freunde.

Und herzlich ganz der Ihre —

Paul Gauguin.

LIV.

Juni 99.

Mein lieber Daniel

Mit dieser Post von Chaudet: Nichts und wieder Nichts, so dass ich diesen Monat beim Chinesen mein Brot auf Kredit holen werde; kein Krumen mehr im Haus. Machen Sie sich keine Sorgen, ich mache mich auf sechs Monate Leben gefasst wie im vergangenen Jahr um die gleiche Zeit.

Von Maurice Denis einen Brief, in dem er mich bittet, 1900 mit dem Symbolisten, Pointillisten und dem „Rosa Kreuz“ auszustellen. — Ich antworte ihm: nein und führe als Grund an, dass ich ohne Gefahr nicht mit den vielen Meistern zusammen ausstellen kann, die ich schlecht kopiert habe. Ausserdem die Unmöglichkeit für mich, jetzt zu arbeiten. Wenn später meine Krankheit, die immer grausamer wird, einen Augenblick aussetzt, so werde ich trotz meiner Sorgen versuchen, ein Dutzend gute Bilder zu machen, die Sie dann mit

einigen alten Bildern zusammen ausstellen können — z. B. Jora na Maria, wenn Manzi sie leiht, — bei Vollard zu gleicher Zeit wie die Ausstellung der neuen Gruppe. Ich lese den Artikel im Mercure, der im allgemeinen Ihre Ausstellung sehr lobt. Ich bin zufrieden, dass Sie Degas gesehen haben, und wenn er wünscht, von jetzt ab das Eintreffen neuer Bilder zu erfahren, so liegt das daran, dass er von R . . . 's Spekulation Wind bekommen hat.

Ihm schreiben!! Ich habe immer Angst, und mit Recht, dass er meine Briefe nur als eigennützig ansähe, und ich kenne ihn — wenn er einen Dienst erweisen kann und will, so wird er es leichter und mit mehr Vergnügen aus sich selbst heraus tun, ohne von mir dazu aufgefordert zu sein. Bleiben Sie auf alle Fälle in möglichst enger Verbindung mit ihm.

Ob ich Ihnen im nächsten Monat schreibe! Denken Sie, meinen alten Bekannten, die mich von Tag zu Tag haben tiefer sinken sehen, hauptsächlich, als ich als Strassenaufseher habe arbeiten müssen, (o, die Beamten in den Kolonien!) habe ich einfach voller Verachtung den Rücken drehen müssen, was ich auch getan habe, aber da ist noch eins: ein kleiner Beamter, der mir fürchterlich mitspielt; der absichtlich die Leute, die mich bestehlen, nicht verfolgt, etc. . . . Ich habe mir also in den Kopf gesetzt, diesem Zustande ein Ende zu machen und den andern, den Gedanken, mich auch zukünftig zu belästigen, gründlichst auszutreiben, und ich habe einen sehr heftigen Brief an den Staatsanwalt geschrieben auf dem Umwege über die Zeitung und ihn vor den Entschluss gestellt, sich mit mir zu duellieren oder der Sache auf den Grund zu gehen. Diese Nummer wird am Tage nach dem Abgang der Post erscheinen, ich kann Ihnen also das Ergebnis nicht mitteilen. Wenn dieser Stiesel sich nicht schlägt, ist es wahrscheinlich, dass er mich vors Schwurgericht schleppt, und ich werde die Sache mit einigen Tagen Gefängnis abmachen, das ist mir ganz gleich; aber die Geldstrafe wäre ein schrecklicher Schlag für mich.

Dahin kommt man in den Kolonien, mein lieber Daniel, wenn man keinen Pfennig Geld hat.

Stets Ihr herzlich ergebener

Paul Gauguin.

Mein lieber Daniel

Inliegend einen Zeitungsausschnitt, der Sie über meinen Krawall vom vergangenen Monat informiert. Ergebnis: nichts gegen mich, kein Duell, keine Verfolgung; welche Verwesung in unseren Kolonien. Übrigens war es an der Zeit, so zu handeln, denn alle Leute wollten mir auf der Nase herumtanzen, da ich ja ein Mensch ohne jeden Pfennig Geld bin: jetzt beginnt man, wenn auch keine Achtung, so jedoch heilsame Angst vor mir zu haben. Wann werde ich Ihnen einmal etwas Interessantes mitteilen? In diesem Monat schweigt Chaudet noch immer und kein Geld. Noch einmal habe ich bei Lieferanten zweihundert Francs Schulden gemacht, und mein Kredit ist hier ohnedies schon klein genug! Wenn ich Geld bekomme, muss ich also die Rückstände bezahlen und so fort. Sie werden wie Chaudet ein halbes Jahr fern von Paris sein, d. h. bis zum nächsten Winter sehe ich keine Hoffnung . . . Und dazu arbeite ich gegenwärtig nicht, so wenig Ruhe lässt mir mein Fuss; ausserdem habe ich nur noch drei Meter Leinwand, fast keine Farben mehr, nicht ein Milligramm Zinnober, meine Lieblingsfarbe.

Ich bin ein bisschen wütend auf Sie: warum haben Sie in der Ausstellung bei Durand-Ruel nicht Ihr bas-relief ausgestellt? Daraus, dass viele Schwindler übertreiben und durch Reklame ihren Blech überall ausstellen — folgt doch nicht, dass gewissenhafte und begabte Künstler ihre Bescheidenheit zu weitreiben, denn auf die Weise steigt nur die Schmutzflut unablässig.

Ohne den Kritiken Glauben beizumessen, sehe ich, dass B. und F . . . trotz ihres grossen Vertrauens in ihr Genie und ihre Persönlichkeit auf dieser Ausstellung nicht übermässig überraschen, sie, meine „Lehrmeister, deren Anweisungen ich so gut übernommen habe“ (viele Schreiben bezeugen das). Ich bin entstanden aus „Cézanne, Van Gogh, Bernard . . .“ — was für ein geschickter Zusammenstoppler bin ich doch!

Sie haben ein Mädchen, welches Ereignis in Europa; während ich einen ganz weissen Jungen habe, der nicht teurer ist als ein Tier, das die Mutter nährt

Übrigens belästigen Kinder mich nicht, da „ich sie verlasse“! ich bin „ein Schmutzfink erster Klasse, der seine Frau und seine Kinder im Stich gelassen hat“. Wie wurscht mir das ist!

Viele Grüsse für Annette.

Freundschaftlichst g. d. I.,

Paul Gauguin.

LVI.

August 1899.

Mein lieber Daniel

Was soll ich Ihnen dieses Mal schreiben, wenn ich Ihnen nicht immer dasselbe Lied herunterleiern will; ich bin ohne Geld und rechne damit, auch den ganzen Sommer über keines zu haben, da Sie und so viele andere Paris verlassen haben. Chaudet muss entweder tot oder zu krank sein, um mir zu schreiben: jedenfalls bin ich ohne jede Nachricht.

Ich danke Ihnen für die guten Anweisungen, die Sie mir für die Präparation der Bilder geben: es gibt hier Rizinussamen, und ich werde einer dieser Tage eine Probe machen — aber wann! Ich kann es nicht sagen. Ich habe keine Leinwand mehr, und ich bin überhaupt zu mutlos, um zu malen. In jedem Augenblick mit äusseren Sorgen beschäftigt, und wozu auch, wenn meine Werke sich bei Ihnen anhäufen, was Sie belästigen muss, oder um einen Pappenstein an R . . . verkauft werden.

Ich frage mich überhaupt, wie es kommt, dass es Leute gibt, die Bilder kaufen, denn die Maler werden immer zahlreicher, dazu der Haufen Maler, die nichts suchen und sich den Bestrebungen der andern rasch angepasst haben, und das Ganze ist auf den modernen Geschmack zugeschnitten — Kaufmännisch gesprochen, in der Kunst müssen einige den Gips trocknen, damit das Haus bewohnbar werde.

Augenblicklich scheint meine Gesundheit sich bessern zu wollen, aber ich wage noch nicht, irgend etwas darüber zu sagen, denn ich habe schon öfter vergeblich an meine Heilung geglaubt. Diesmal scheint es aber anders zu liegen.

Denn sowie meine Füße gut werden, komme ich zu Kräften, nehme zu und fühle Tatkraft in mir. An dem Tage, an dem ich nicht mehr krank sein werde werde ich auch besser gegen die Sorgen kämpfen können —

Es tut mir leid, dass der arme Maillol so in der Klemme steckt, denn er ist ein Künstler und hat ein gutes Herz, soweit ich ihn kenne. Wird es ihm besser gehen, wenn er am Champ-de Mars teilnimmt? Ich glaube nicht, denn in diesen Läden sind die raffinierten Kerle noch zahlreicher und drängen alle anderen heraus.

Seine Kunst ist zu vornehm, als dass man sie bemerkte; Sehen Sie Q . . . er kommt vorwärts, aber hinter sich hat er eine Familie und eine Frau, die intriguiert!!

Von R . . . habe ich immer noch nichts bekommen; nichts für Aquarelle auch kein Angebot für das grosse Bild. Welch Schurke unter seiner honigsüssen Miene steckt; Z . . . bewunderte ihn auch; das sagt alles.

Hoffentlich geht es Annette und dem Kleinen, wie es meiner Vahine und dem Kinde geht.

Stets herzlich

ganz Ihr

Paul Gauguin.

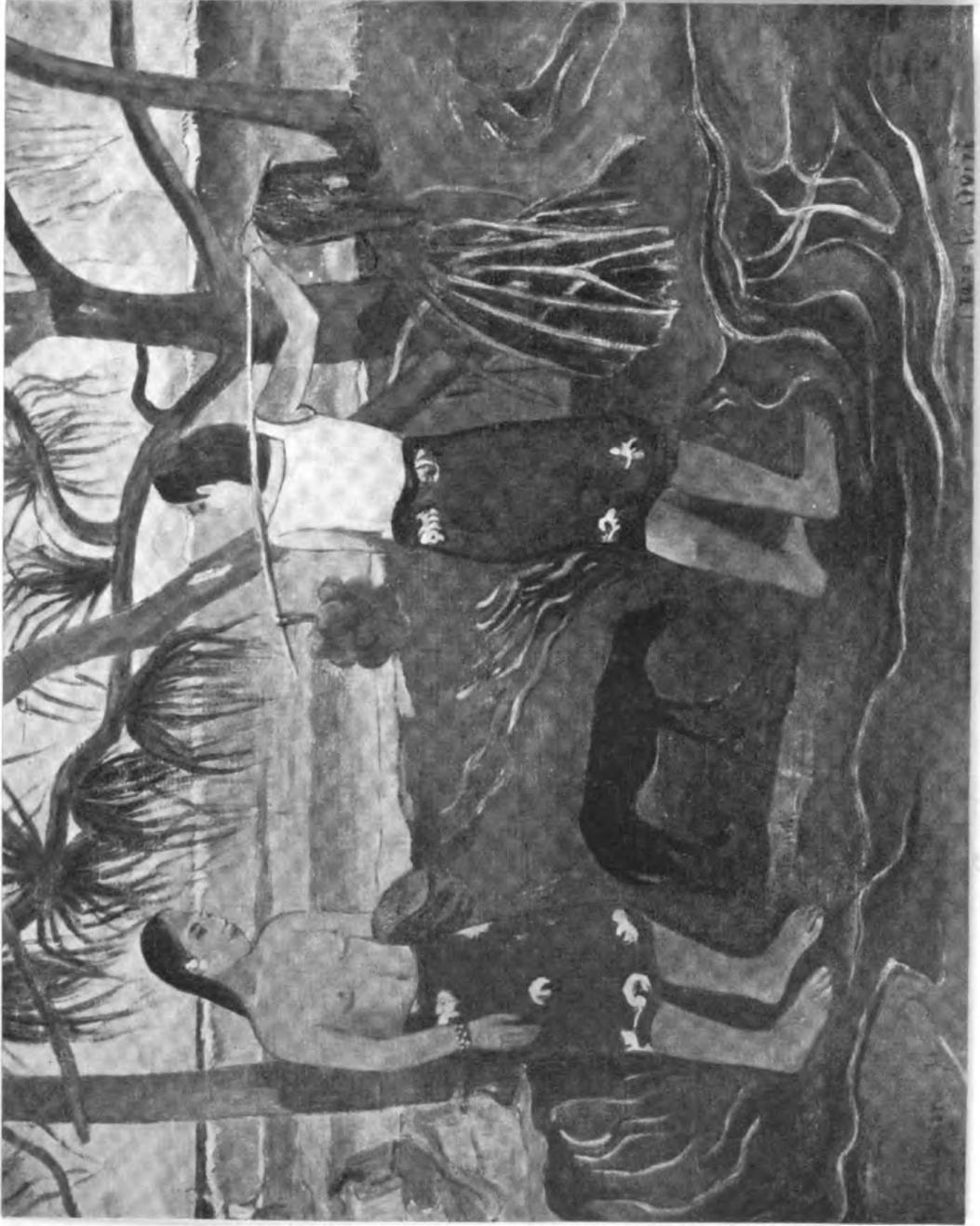
LVII.

September 99.

Mein lieber Daniel

Wie die letzte bringt mir auch diese Post nichts, und meine Lage wird wieder früher sehr gespannt. Man mag noch so an Entbehrungen gewöhnt sein, aber etwas Brot und Wasser muss man haben. Die hundert Francs, die mir der Crédit Lyonnais im vergangenen Monat geschickt hat, haben in diesem Monate noch gereicht, aber jetzt ist nichts mehr in Aussicht.

Ich verstehe Chaudet nicht mehr, der mir einmal im Jahr schreibt: dieses Mal erhielt ich von ihm eine kleine Tube Zinnober, von der ich ihm vor langer Zeit geschrieben habe, aber keinen Brief dazu. Ja, mein lieber Daniel, ich



komme darauf zurück: die Situation ist recht verzweifelt für die Zukunft, wenn ich in Paris Niemanden habe, der sich um mich kümmert — Chaudet ist zu leicht, zu empfindlich, um Vertrauen zu haben, und Sie sind der einzige und können eines Tages nicht mehr da sein, oder höchstens kurze Zeit im Jahre.

Ich versuche, so gut es geht, wieder zu arbeiten; ich nehme einen Haufen Sachen wieder auf, die ich unterbrach, denn es kann sehr gut sein, (man spricht davon) dass das Stationsschiff „Aube“ seine Auslandszeit abkürzt und nach Frankreich zurückkehrt. Dann habe ich gerade Zeit, um zur Weltausstellung ungefähr zehn Bilder zu schicken.

Ich habe Ihr Rizinusölverfahren versucht, aber ich weiss noch nichts über die Ergebnisse: jedenfalls fällt es mir sehr schwer, auf schlammigen Grund zu malen, denn wie Sie wissen, habe ich seit ungefähr zehn Jahren auf aufsaugender Leinwand gemalt, und ich hatte, wie ich wollte, die Wirkungen der gewünschten Farben ohne jede Änderung.

Ausserdem waren die Ausgaben für Farben zehnmal kleiner. Es ist unmöglich, Hautleim aufzutreiben. Schliesslich wollen wir für den Augenblick tun, was wir können, und es wird irgendwie gehen.

Sie kennen wohl keinen Anarchisten, der Roujon, den Direktor der Schönen Künste, in die Luft sprengen könnte; wenn ja, so greifen Sie getrost zu, denn seine Ersetzung durch Geffroy z. B. könnte meine Lage vielleicht verbessern — Vielleicht ein grosser Auftrag Glasfensterzeichnungen, das würde mir Freude machen und zu essen verschaffen.

Und wie geht es Ihrer Nachkommenschaft? Meine wächst zusehends und wird später einen richtigen Stier geben: auf alle Fälle wächst er ohne grosse Mühe in Leinenfetzen auf, die wir aus unsern alten Lumpen schneiden.

Viele Grüsse für Annette, für die Freunde —

Herzlich Ihr

Paul Gauguin.

Mein lieber Daniel

Dieses Mal erhalten wir die Post mit vierzehn Tagen Verspätung. Zum Glück ein Brief von Ihnen, denn zwei Posten hatte ich nichts, was mich beunruhigte; ich ersehe aus Ihrem Brief, dass Sie Sorge mit Ihrem kleinen Mädchen hatten; ja Kinder machen Sorgen. Meines nicht, denn es wächst hier ohne Krawall und verspricht ein kluger und gesunder Kerl zu werden.

Ich habe auch ein schlechtes Gewissen, denn ich habe Ihr Schweigen benützt, um ebenfalls zwei Monate zu schweigen; das kommt daher, dass ich wieder jedes Jahr zur gleichen Zeit (ich weiss nicht warum) schrecklich unter meinen beiden, immer noch unheilbaren, Füßen leide, und was soll ich Ihnen dann immer dasselbe Lied schreiben: dass ich Schmerzen habe und die Schulden wieder anfangen. Und ich habe ja auch alle Ursache, mich zu beunruhigen – Sie schreiben es selbst: Sie können mir nicht mehr von grossem Nutzen sein und Chaudet!!! ist krank. Was soll ich werden. Ich schicke in diesem Monat an Chaudet, der doch mehr im Zentrum der Geschäfte ist als Sie, die Abschrift eines Briefes von Maurice Denis, eines sehr merkwürdigen Briefes, der mich als Antwort auf meine Weigerung, mit ihm auszustellen, wissen lässt, „dass Degas und Rouart sich um meine Bilder schlagen; die Händler spekulieren auf meinen Namen, und meine Bilder erreichen auf den Auktionen hübsche Preise.“

Weiss Gott, das ist unverständlich und beachtenswert, denn ich verspüre nichts davon.

Oft bringt etwas Schlechtes etwas Gutes mit sich. Sie haben es miterleben können, dass ich auf Tahiti wieder Mut gefasst habe, und es war gut so, denn man hat begonnen, mich zu fürchten und zu achten, und dann bin ich in den Betrieb gekommen, bin Journalist geworden und, weiss Gott, ich habe mir nicht so viel Phantasie zugetraut; ich werde ganz gut: ich sende Ihnen demnächst die ganze Serie. Ich habe ausserdem eine Zeitung „Das Lächeln“ geschaffen, die nach dem System Edison autographiert wird und Aufsehen erregt: leidlich.

wandert sie von Hand zu Hand, und ich verkaufe sehr wenig. Trotzdem ist es mir in dieser Zeit gelungen, annähernd fünfzig Francs im Monat zu verdienen, womit ich durchhalte und mich vor allzugrossen Schulden schütze. Und wenn ich mir auch Feinde gemacht habe, was besser ist als Gleichgiltige, so habe ich mir (politisch) interessierte Freunde gemacht und auch meinen Kredit gestärkt.

Ich sende Ihnen eine Reihe Holzschnitte; ich rechne damit, zurzeit der Weltausstellung mit einigen Bildern eine Ausstellung von Zeichnungen und Schnitten zu machen. Auf irgendwelchen Brettern gemacht und mit immer schlechter werdenden Augen heben sich diese Bilder stark vom gewöhnlichen schmutzigen Handwerk ab, sie sind unvollkommen, aber, als Kunst, glaube ich, interessant.

In Eile

sehr herzlich

P. Gauguin.

Ich habe vor einem halben Jahr an W . . . bezüglich einer wichtigen Petition an den Kolonialminister geschrieben — keine Antwort. Auf wen kann man rechnen? Denn heutzutage wird selbst die Freundschaft wackrer Leute banal —

LIX.

Januar 1900.

Mein lieber Daniel

Wie ich es vorausgesehen habe und fürchtete, lässt Chaudet mich im Stich, und Sie! Sie müssen Paris verlassen; es muss also auf alle Fälle jemand gefunden werden, der guten Willen hat und Chaudet ersetzen kann. Trotz Sérusiers merkwürdigem Benehmen mir gegenüber, das ich zu erraten glaube (denn es ähnelt dem so vieler anderer: den Meister verlassen, um selbst Meister zu werden); glauben Sie nicht, dass Sérusier trotzdem Chaudet ersetzen könnte, denn er ist oft in Paris und mitten in der Geschäftswelt? . . . Sie müssten das Gelände sondieren und die Geschichte fertigbekommen — Wenn nicht, so

sprechen Sie bitte mit Degas darüber, der einen guten Rat geben kann und viel Einfluss auf Portier hat: er soll versuchen, Portier zu einer Entscheidung zu bringen. Noch etwas anderes, das vielleicht alles einrenken kann: R . . . 's Brief auch darin kann Degas von Einfluss sein. Ich sende Ihnen meine Antwort, da mit Sie sie aufmerksam lesen und mit ihm verhandeln können, indem Sie sich auf meinen Brief stützen und sehr gleichgültig tun, denn ich fühle, dass R . . . mich ausnutzen will. Im vergangenen Monat habe ich Chaudet einen Brief von Denis geschickt, den Sie vielleicht haben können und der mir der Schlüssel zu all dem zu sein scheint. Wie dem auch sei, es ist mir gleich, ob R . . . oder jemand anderes mit mir Geld verdient, wenn ich nur leidlich Wind in die Segel bekomme: später werden wir die Kandare schon anziehen. Es ist sehr leicht möglich, dass R . . . , der gerissener als Cartouche ist, im gegebenen Augenblick versuchen wird, abzuschwenken unter dem Vorwande, ich sei fort und es bedürfe meiner Unterschrift. Deswegen sende ich Ihnen ein fix und fertiges Papier mit meiner Unterschrift. Aber sprechen Sie ihm erst davon, falls er Ihnen diese Einwendung macht.

Es ist auch möglich, dass er mich für eine gewisse Zeit festzulegen wünscht: in diesem Fall sagen Sie ihm bitte, Sie hätten keine Vollmacht in dieser Hinsicht, und da er selbst nicht davon gesprochen hätte, hätte ich nicht daran denken und darauf antworten können. Sehen Sie, die Geschichte ist, da fühle ich sehr wohl, sehr schwer zu verhandeln mit einem Menschen, der so umständlich und gewunden ist, aber sie kann nur gelingen (wenn sie gelingt) unter der Bedingung, dass man ihm deutlich zu verstehen gibt, dass er Wert darauf legt und nicht ich. (Gott weiss, wie nötig ich es habe!) Das muss auch sofort gemacht werden (entweder — oder) und in entgegenkommender Weise — In dieser Hinsicht können Sie getrost von dreihundert auf zweihundert Francs monatlich heruntergehen, das ist aber das Äusserste. Wenn er die Holzschnitzenähme, so ginge das natürlich besonders. Noch etwas, die Bilder, die Sie und Chaudet in der Hand haben, sind zu den Preisen des neuen Kontraktes nicht verkäuflich.

Aber werden Sie überhaupt bei Empfang dieser Zeilen in Paris sein? Sonst

weiss ich nicht mehr ein und aus. Ich bin überzeugt, dass Sie auch die Wichtigkeit dieser Angelegenheit empfinden. Denn, schlägt sie fehl . . . was tun? Die Existenzschwierigkeiten werden dank der schmierigen Verwaltung von Tag zu Tag grösser; in fünf Jahren ist das Leben auf Tahiti um das Doppelte teurer geworden; von jetzt ab geht die Post über Neuseeland, braucht neun Tage mehr und bleibt in Tahiti nur vierundzwanzig Stunden, was mich oft daran hindern wird, Ihnen umgehend zu antworten; Waren kommen zum grossen Teil aus Neuseeland mit einer Preissteigerung von mindestens sechzigtausend Francs im Jahr. In diesem Jahr beträgt unsere persönliche Steuer zweiunddreissig Francs, statt vierundzwanzig. Ausserdem sollen alle Produkte, die Tahiti verlassen, besteuert werden; was den Preis meines bisschen Kopra, die ich auf meinem Acker baue, von zweihundert Francs auf vielleicht hundertachtzig bis hundertsechzig Francs herunterdrücken wird. Sie sehen, mein lieber Daniel, die traurige Zukunft, und dazu bin ich kränker denn je; ich habe gegenwärtig nur Schulden, die mit jedem Monat bis zum Juli noch wachsen werden, wenn Sie bis dahin nichts für mich verkaufen —

In ungefähr vierzehn Tagen wird ein Kolonist, der nach Frankreich geht, meine Bilder und meine Holzschnitte mitnehmen — Anweisungen finden Sie inliegend.

Zu Chaudet. Er sollte im September zweihundert Francs für eine verkaufte Holzskulptur und hundertfünfzig Francs für ein altes Bild aus Rouen bekommen, dazu zweihundert Francs von Bauchy, der mir dann noch sechshundert Francs schuldig bliebe. Ich sage ausdrücklich zweihundert und sechshundert — was ich übrigens schon in meinem vorletzten Brief geschrieben habe und Chaudet nicht lesen konnte —

Alle meine Bilder bei Chaudet gehören mir, ausser Noa-Noa, das gehört ihm und was Séguin ihm zurückverkauft hat, und ausserdem zwei kleine Bilder aus der Bretagne. Sehen Sie bei Vollard nach, was Chaudet dort deponiert hat, denn so weit ich weiss, hat er keines meiner Bilder an Vollard verkauft. Ausserdem müssen noch zwei Bilder von Van Gogh übrig bleiben, ein grosser japanischer Kupferstich und alle Holz- und Keramik-Skulpturen. Welch Schererei

für Sie!! In seiner letzten Abrechnung sind alle seine Auslagen für mich von der letzten Ausstellung her abgerechnet worden, und ich schulde ihm nicht

Herzlich Ihr ganz ergebener

P. Gauguin.

Die letzten Lefrancis-Farben, die Sie mir geschickt haben, sind fürchterlich Ultramarin und Lack verdicken und werden pechige Gelatine, das Veronese grün hat Weiss, was beim Trocknen sehr hässlich ist, da das Weiss an die Oberfläche kommt. Wenn R . . . sich mit Ihnen verständigt, bitte ich Sie, folgende Farben (gute Farben) in zwei oder drei Sendungen zu schicken:

25 Tuben Weiss	3 Cadmium No. 2
10 Ultramarin	4 Smaragdgrün
5 preussisch Blau	20 Veronesegrün gute Sorte
5 Kobalt	5 Terre verte
5 Chromgelb	5 helle Zinnober
10 Ockergelb	3 Krapprot (nicht rosa)
5 Ocre ru	3 Carminlack
3 Cadmium dunkel	

Wenn möglich, mir fünf Tuben „bleu charron“ zerstoßen lassen und fünf Tuben Mennig (nicht „mine orange“).

Wenn möglich, kaufen Sie mir bitte die zwei Meter breite Leinwand (stark und ein wenig samtig — die Höcker stören mich nicht, die kann man weg schneiden), und lassen Sie sie bitte mit Leim und sehr wenig spanisch Weiss präparieren, keine „terre de pipe“. Recht geschmeidig. Sonst muss ich grobe Leinwand nehmen, wie Puvis de Chavannes, mit möglichst dünner Schicht, aber die ist teuer, teuer!!

Das alles, wenn das Geschäft abgeschlossen ist.

Im letzten Augenblick erhalte ich den Brief eines Unbekannten mit hundert fünfzig Francs; ich möchte ihm ein kleines Bild senden. Ich schreibe ihm, er möchte Sie aufsuchen und sich ein anderes wählen, falls ihm das Bild, das ich ihm schicke, nicht gefällt.

(Emmanuel Bibesco, 69, rue de Courcelles.)

27. Januar 1900.

Mein lieber Daniel

Ich benutze einen Postabgang nach Neuseeland, um Ihnen einige Holzschnitte zu schicken. Fast zu gleicher Zeit mit diesem Brief werden Sie die Bilder erhalten, die ein Kolonist mitgenommen hat und die, wie man sagt, schlecht und recht gemalt sind. Wann werde ich mich wieder ernsthaft an die Arbeit machen können, und vor allem, ohne krank zu sein?

In meinem letzten Brief habe ich die Pinsel vergessen (wenn R . . . die Geschichte erledigt und die Farbenzusendung übernimmt). Ich brauche eineinhalb Dutzend Marderhaarpinsel, um Striche zu machen, und ungefähr zwanzig verschiedene sonstige Pinsel.

Eine andere Sache. Wenn R . . . die Geschichte macht, so möchte ich, dass Sie mir eine kleine homöopathische Apotheke mit einer ganz einfachen Anleitung schicken; Sie sind ja darin übrigens sehr erfahren. Ich weiss nicht, ob man die Medikamente für die heissen Länder flüssig oder als Streukügelchen nehmen soll, das werden Sie ja sehen. Das wird nicht nur nützlich für mich sein, sondern auch für die Eingeborenen, die sich leider zu sehr dem Zufall nach auch mit ihren Gräsern heilen, von denen einige sehr gut, aber auch gefährlich sind. Hier zu Lande sind die Krankheiten hauptsächlich Hautkrankheiten, Brurigo, Syphilis, Harnröhrenschleimfluss, Furunkel, Asthma. (Aconit, nox vomica hauptsächlich.) Selbstverständlich darf das alles nur gekauft werden, wenn Geld da ist, denn bis ich eine Antwort von R . . . habe, muss ich von der Luft leben. Noch etwas anderes: in letzter Zeit habe ich mich mit Druckuntersuchungen beschäftigt, und da habe ich eine Entdeckung gemacht, die zu gegebener Zeit das ganze Druckverfahren umwälzen kann, hauptsächlich die Herausgabe, mit unglaublicher Ersparnis und grosser Druckschönheit. Ich brauchte zur Vervollkommnung des ersten Gedankens einen Chemiker, und hier ist ein ehemaliger Artilleriehauptmann, der den Dienst wegen einer Unmenge Schweinereien quittiert hat, aber ausnehmend fähig ist und mit dem ich mich rasch verständigt habe — (Leider habe ich mich ihm gegenüber in

keiner Weise gesichert, und es ist durchaus möglich, dass mein lieber Mann den ganzen Nutzen aus dem Patent zieht, mit dem er sich jetzt ganz allein beschäftigt.) Weiss Gott, in dem Zustande, in dem ich bin, lasse ich alle Sachen mit grosser Nachlässigkeit laufen, und ich rechne auf nichts: übrigens wäre das nicht das einzige Mal, dass ich für andere gearbeitet habe, nicht wahr!!

Herzlich Ihr ganz ergebener

Paul Gauguin.

LXI.

März 1900.

Mein lieber Daniel

In aller Eile und voller Verzweiflung schreibe ich Ihnen diese wenigen Zeilen. Nichts von Ihnen, und Sie schrieben mir doch, sie würden im September in Paris sein und sich um meine Angelegenheiten kümmern. Seit langem habe ich kein Geld erhalten, und alles, was Chaudet mir versprochen hat und für mich hatte, ist durch seinen Tod hinfällig geworden. Noch etwas anderes, das niederschmetternd ist; Bauchy teilt mir in einem Brief mit, dass er Chaudet seit zwei Jahren bezahlt und ausserdem drei Bilder gekauft hätte. Das macht mit den siebenhundertfünfzig Francs, die Bauchy mir nach der Abrechnung von Chaudet schuldet, eine hübsche Summe, und ich vermute noch andere, denn der Verkauf aller Cézannes zu einem so aussergewöhnlich niedrigen Preise ist bei den landläufigen Marktpreisen unwahrscheinlich. Jedenfalls muss man ihm nachtrauern, und vielleicht war es bei Chaudet lediglich Leichtsinn, er rechnete vielleicht damit, mich ganz zu bezahlen, wenn er Geld hätte.

Was soll nur aus mir werden, wenn binnen drei Monaten nichts mit R. wird, denn ich habe Niemanden in Paris, der sich um meine Angelegenheiten kümmern kann.

In meinen letzten Briefen vergass ich Ihnen davon zu sprechen, und heute ist es vielleicht zu spät —

Wenn R . . . die Absicht hätte, mit mir während der Weltausstellung eine

Ausstellung zu machen, so müsste man darauf achten, nur gute Bilder auszuwählen; und Zeichnungen und Holzschnitte hinzufügen.

Ich schicke ihm in diesem Monat zehn Zeichnungen, das macht beim Preise von vierzig Francs, den er mir vorschlägt, vierhundert Francs

Herzlich — die Post geht ohne Aufenthalt weiter.

P. Gauguin.

Ich nehme obige Verpflichtung, die Herr Georges-Daniel de Monfreid, mein Freund und Bevollmächtigter in allen Angelegenheiten, eingeht, in vollem Umfange an.

Paul Gauguin,
Kunstmaler auf Tahiti.

LXII.

April 1900.

Mein lieber Daniel

Die wenigen Worte, die Sie mir schreiben und die vom Februar datiert sind, geben mir nicht viel Aufschluss, es sei denn, dass es für Sie noch dringender ist, ausserhalb von Paris zu leben. Die Geschichte R . . . ! Ich habe Ihnen lang und breit darüber geschrieben, und jetzt werden Sie meinen Brief schon haben. Gelingt das nicht, so verschulde ich immer mehr und sitze immer tiefer in der Tinte: meine ganze Hoffnung liegt in dieser Sache. Auch über die Angelegenheit Chaudet habe ich Ihnen geschrieben: das ist wirklich ein Unglück, bei dem kein guter Ausgang zu erhoffen ist. Es ist also überflüssig, nochmals darüber zu sprechen.

In meinem langen Brief über R . . . habe ich eines vergessen, aber ich glaube, es ist noch Zeit.

Wenn R . . . zur Zeit der Weltausstellung eine Ausstellung plant, so wünschte ich, dass sie mit viel Sorgfalt geschähe. Das heisst, man müsste mit den jüngsten Bildern auch einige gute alte Bilder ausstellen. Darunter Jaora na Maria von Manzi, und ein oder zwei Bilder von Degas; das grosse Bild „Wohin gehen

wir". Ganz gleich, ob das schon gesehen worden ist, denn jetzt ist das ganze Ausland da, das meine Werke nicht kennt. Ausserdem, wenn R . . . mir Leinwand und Farben schickt, bitte ich darauf zu achten, dass eine sehr niedrige Deklaration gemacht wird, ja, schicken Sie mir sogar eine Rechnung mit sehr niedrigen Preisen. Die Leinwand, glaube ich, kann man per Fracht schicken, denn als Postpaket ist es zu klein. Auf alle Fälle muss man damit rechnen, dass ich hier zwanzig Prozent vom angegebenen Wert zu bezahlen habe. Wollen Sie mir auch bitte nach Empfang dieses Briefes eine Schachtel Reissnägel aus englischem Eisen senden, aus einem Stück gemacht (So gross wie möglich)

Ich warte ab, denn ich male nicht mehr; ich bin immer noch krank, und aus der Verpflichtung zu leben erwächst mir keine Ermutigung . . .

Etwas in Ihrem Brief: „Wer weiss? Vielleicht werden Sie in kurzer Zeit ruhiger sein“, lässt mich annehmen, dass für mich irgend eine kleine Aussicht besteht. Desto besser!

Herzlich

P. Gauguin.

In einigen Monaten wird die Postverbindung organisiert, ich weiss nicht wie. In Sidney und in San Francisco herrscht die Beulenpest, und hier haben alle Angst. Man spricht davon, den Hafen zu schliessen.

Ausserdem haben die nötigsten Lebensmittel um das Doppelte aufgeschlagen. Inliegend ein Brief für Rouart (ich weiss seine Adresse nicht).

LXIII.

Mai 1900.

Mein lieber Daniel

Inliegend einen Brief für R . . . und die Abschrift meiner Antwort an Bibesco (die ihm auch zu übergeben ist), desgleichen sein Brief. Bei dieser Entfernung und unter diesen Umständen kann man nicht peinlich genug sein.

Sie haben gut daran getan, an Bibesco zu verkaufen, denn ich war am Ende

meiner Kräfte und ohne jeden Kredit. Die siebenhundertfünfzig und die dreihundert Francs reichen gerade aus, um das zu bezahlen, was ich schulde, aber ich hoffe, dass mit dem, was ich Ihnen geschickt habe, eine genügende Summe zusammenkommt, um mich wieder auf die Beine zu bringen. Und dann werden die monatlichen dreihundert Francs von R . . . durchaus reichen, um mich ohne Sorgen arbeiten zu lassen. Wie Sie aus meinem Brief an Bibesco ersehen, habe ich keine Lust mehr, da ich mich wieder an die Arbeit gemacht habe, zu schlechten Preisen verkaufen zu müssen, ausser an R . . . Ich habe also alles Interesse daran, meinen Anteil an der Hausse zu sichern. Sie müssen also alles, was Sie an Bildern von mir haben, verbergen: was vorgeblich nicht verkäuflich ist, wird es eines Tages sein. In Bibescos Brief steht etwas, das mich erstaunt: er bittet mich um ein Bild für hundertfünfzig Francs, als wäre er ein Mensch mit wenig Geld; bei Ihnen ist er in der gleichen Weise vorgegangen, dabei stellt sich heraus, dass er reich genug ist, R . . . zu ersetzen, der ganz und gar uneigennütziger Amateur??? ist und mir für jedes Bild zweihundertfünfzig Francs anbietet. Auf alle Fälle hat er jetzt das grösste Interesse, die Preise in die Höhe zu treiben.

Was die neuen Bilder betrifft, die ich Ihnen gesandt habe, so sehe ich nicht recht ein, warum R . . . das erste Anrecht auf dieses oder jenes hätte, da ich Ihnen in meinem Briefe mitteilte, dass diese Bilder zu diesem Preise im Vertrage nicht mit einbegriffen seien. Ganz gleich wie, was Sie tun, ist immer richtig; das wissen Sie. In einiger Zeit werden Sie ein wenig überlastet sein: hoffentlich belästige ich Sie nicht zu sehr!!

Ich hoffe, dass es Ihnen viel besser geht als mir, der ich seit einem halben Jahr keinen Pinsel anrühren kann. Hoffen wir, dass die Homöopathie mich wieder auf die Beine bringt.

Viele Grüsse für Annette,

von Herzen ganz der Ihre

Paul Gauguin.

Wenn ich die Briefe nicht direkt schicke, so bezwecke ich damit, dass Sie auf dem Laufenden bleiben und Ihnen niemand lügenhafter Weise sagen kann, „Gauguin hat mir das oder das geschrieben“.

LXIV.

Juni 1900.

Mein lieber Daniel

In aller Eile, der Dampfer fährt wieder ab, und ich habe zwei Briefe von Ihnen: ich muss irgendwo in Papeete antworten. Die Pakete sind noch nicht da; unmöglich darüber zu sprechen — R . . . schickt mir im zweiten Monat dreihundert Francs, und die Geschichte geht weiter ohne Verpflichtung auf eine bestimmte Zeit; Sie haben gut daran getan, R . . . zu sagen, ein Vertrag sei überflüssig.

Ausgezeichnet!!

Zu gegebener Zeit, in einem Jahr z. B., werden wir sehen, was geschehen ist und uns Änderungen überlegen; ich bin sehr zufrieden mit Bibesco. Wir werden, sobald wir wollen, Nutzen daraus ziehen —

Vielen Dank für Ihre Anhänglichkeit, ich schliesse in aller Eile und drücke Ihnen von ganzem Herzen die Hand,

P. Gauguin.

Ich erhielt von Ihnen zweihundertzwanzig Francs achtzig.

Was ich Ihnen an Schnitten sandte, ist für Sie und einige Freunde; übrigens wissen Sie, wenn Sie alle erhalten haben, wie ich sie verwandt wissen will.

Ich schreibe an R . . ., er möchte Ihnen auf Verlangen das Geld geben, das Sie zu Ihren Besorgungen für mich brauchen.

Mein lieber Daniel

Ich schreibe Ihnen etwas im Voraus, denn jetzt lässt uns die Postverbindung kaum Zeit, nach Papeete zu gehen und im Nu zu antworten. Im vergangenen Monat habe ich weder an Sie noch an R . . . geschrieben, denn ich hatte keinen Brief und kein Geld, und ich hatte Nachrichten über meine Bilder erwartet, die schon seit zwei Monaten hätten angekommen sein müssen: das wäre eine Katastrophe für mich. Ich hoffe, dass die nächste Post mich darüber beruhigt. Ich glaube, dass Sie bei R . . . nicht darauf geachtet haben, dass die Post über Marseille alle 28 Tage, und nicht alle Monate abgeht; übrigens werden wir ab November die Post mit Dampfern über Amerika bekommen, und unsere Briefe werden regelmässig in achtundzwanzig Tagen ankommen. Erkundigen Sie sich doch genau über den Abgang der Post, die, glaube ich, alle vierunddreissig Tage abgehen soll — Von R . . . habe ich die ersten Farbensendungen erhalten, aber die Tuben sind kaum halb so gross wie die von Lefranc, ein grosser Unterschied — Sehen Sie bitte danach; dann weiss ich nicht, ob ich auf der Liste nicht vergessen habe, Tuben mit Silberweiss anzuführen; ich brauche sie auf alle Fälle. Die von Lefranc sind ausgezeichnet —

Hoffen wir, dass schliesslich nach und nach alle Schwierigkeiten sich beheben, was aber gar nicht recht gehen will durch meine Krankheit: Ich kann mich immer noch nicht an die Arbeit machen; zu trostlos, und dabei tue ich nichts anderes, als mich pflegen.

In diesem Monat sprach ich einen Marinearzt, der nach den Marquesas geht. Er hatte einen Auftrag an mich. Einer Ihrer Freunde, auch sein Freund, Paul Louis, Maler aus Béziers, habe ihn gebeten, mir mitzuteilen, dass in Béziers Liebhaber für meine Bilder wären. Eines meiner Bilder erregte in einer Ausstellung in Béziers grosses Aufsehen — Natürlich weiss ich nicht, was das bedeutet, vielleicht wissen Sie mehr darüber als ich — Klären Sie dieses Geheimnis, und handeln Sie nach Ihrem Ermessen —

* * *

Übrigens erhielt ich Ihren Brief, der mich aufklärt: wie Sie sehen, erregen die Bilder, die man früher verachtete, jetzt Aufsehen. Gewiss können Sie zu tausend Francs verkaufen: übrigens habe ich es Ihnen schon früher gesagt. Handeln Sie immer, ohne meine Ansicht abzuwarten.

Ich weiss nicht, was aus meinen Bildern und aus einem Paket Holzschnitten geworden ist. Hätten Sie sie erhalten, so würden Sie mir sicherlich darüber schreiben. Gewiss sind sie verloren gegangen — wie soll man sie jetzt wiederfinden!

Das ist wirklich Pech, besonders jetzt im Jahre der Weltausstellung. Ich rechnete darauf, um wieder ganz auf den Damm zu kommen und etwas im Voraus zu haben, umsomehr als ich nicht weiss, wie ich in einem Jahr die von R . . . geleisteten Vorschüsse ausgleichen soll, da ich nicht ernsthaft malen kann in dem Zustande, in dem ich bin —

An Chaudet habe ich geschrieben und wüsste nicht, was ich ihm noch schreiben sollte; ich habe ihm mitgeteilt, dass ich die Abrechnungen seines Bruders nicht verstehe und darauf verzichtete.

Herzlich ganz Ihr

Paul Gauguin.

LXVI.

September 1900.

Mein lieber Daniel

Durch eine Influenza kann ich nicht arbeiten. Immer noch keine Nachricht über die Bilder und Schnitte, die ich Ihnen gesandt habe. Im letzten Monate habe ich an den Herrn geschrieben, er möchte Aufklärung geben. Schreiben Sie auf alle Fälle nach Empfang meines Briefes an diesen Herrn, um den Paketen wieder auf die Spur zu kommen. Ich rechnete darauf, mit den Schnitten allein zweitausendvierhundert Francs herauszubekommen.

Herr Georges Orsini in Taillebourg,
Charente-Inférieure.





Chaudet. Ich kann Ihnen im Augenblick nichts sagen; ich müsste nachsehen. Jedenfalls habe ich ihm durch Vermittlung des Cafetiers, der mir Geld schuldig war, geschrieben, dass nach meiner Rechnung Chaudet mit ungefähr zweitausend Francs im Rückstande sein müsste, dass ich aber lediglich an eine Nachlässigkeit glaubte, und was soll man bei einem Toten sagen? Mag also sein am Leben gebliebener Bruder die Dinge in Ordnung bringen!

Bald mehr, ich komme nicht recht zur Besinnung.

Herzlich

Paul Gauguin.

R . . . fragt mich, welchen Preis ich für das grosse Bild (Wohin gehen wir) verlange; ich antworte ihm: eintausendfünfhundert Francs, nicht weniger, sonst behalte ich es. Wenn er Sie fragt, wissen Sie also Bescheid.

Übrigens ein Bild, das gut für einen Ihrer Liebhaber aus Béziers oder für Bibesco passen würde.

LXVII.

Oktober 1900.

Mein lieber Daniel

Ich schreibe Ihnen diesmal ein wenig im Voraus mit ausgeruhtem Kopf, denn bei der Art, wie seit mehreren Monaten die Postverbindung organisiert ist, ist es unmöglich, eine geregelte Korrespondenz zu führen; zum Glück wird im November alles anders: eine Dampferlinie wird uns zur Verfügung stehen. Trotzdem wird man sich beeilen müssen, denn das Schiff wird nur drei Tage im Hafen bleiben. In seinem letzten Brief fragte mich R . . ., welchen Preis ich für das grosse Bild wolle, ausserdem wollte er für zweihundert Francs ein Bild kaufen, das ihm Mauffra für einhundertfünfzig anbiete; kürzlich bat er mich auch darum, für zweihundert Francs stets einige Bilder nehmen zu können, die bei Ihnen sind. Das lässt vermuten, dass R . . . versucht, möglichst viel und zu niedrigen Preisen zu sammeln; er muss also unbedingt überwacht werden: d. h. man muss ausser ihm so viel wie möglich verkaufen, und zwar zu vernünftigen Preisen, um ihm in einem Jahre Paroli bieten zu können.

Etwas anderes! Ich habe einen Artikel von Fontainas im Mercure gelesen, der zu besagen scheint, dass man in der Weltausstellung im Centenal- oder in der Dezennalsaal ein Bild von mir ausgestellt hat. Ein merkwürdiges Vorgehen hinter dem Rücken der Maler; woraufhin will man denn ein Urteil über mich abgeben? Ich frage mich: ein auf diese Weise durch irgendeinen Roger Marquis ausgewähltes, schwaches und folglich unbedeutendes Bild! Schliesslich muss man nachgeben, um so mehr, als es Dummköpfe gibt, die glauben, es werde einem damit eine Ehre erwiesen. Z . . . z. B. würde in diesem Fall verrückte Traurige Menschheit. Wenn Sie daran denken, schreiben Sie mir darüber.

Könnten Sie nicht Calmel zwei oder drei Bilder anvertrauen, zu vernünftigen festgesetzten Preisen, um sie in Béziers zu zeigen?

In der Angelegenheit Chaudet ist es schwierig für mich, eine Rechnung aufzustellen, denn ich hatte Vertrauen zu ihm und habe seine Briefe nicht aufgehoben. Ein nach dem Tode Chaudets an mich gerichteter Brief vom Cafetier Bauchy teilt mir mit, er sei über meinen Brief an Chaudet sehr erstaunt, (ein Brief, den der Bruder kennt) in dem ich von Bauchy siebenhundertfünfzig Francs als Rest seiner Schuld verlange, während er schon seit langem bezahlt und überdies von Chaudet noch andere Bilder von mir gekauft hätte — Laute Dinge, die ich nicht wusste; übrigens hätte er, Chaudet zufolge, für einhundertfünfzig Francs ein Bild aus der Bretagne und für zweihundert Francs eine grosse Schnitzerei verkauft, und ich hätte das Geld im folgendem Monat bekommen sollen.

Wie Sie sehen, lässt das auf grosse Unordnung bei Chaudet schliessen; er war auf seinen Tod nicht gefasst und rechnete vermutlich damit, mir eines Tages alle Schulden zu bezahlen. Bilder und Skulpturen, einige Van Goghs, alle was bei Lévy war, der gleichzeitig die Liste erhielt, gehörte mir. Nur ein Bild aus Tabiti, Noa-Noa, gehörte Chaudet, ausserdem eine von Séguin zurückgenommene grosse Landschaft, zwei oder drei Zeichnungen und ein von Séguin Geliebten gekauftes Stilleben. Es wäre zu prüfen, welche Bilder Chaudet R . . . anvertraut hat, der in seinen Büchern Genaues darüber wissen muss.

das ist viel Mühe für Sie: und doch lohnt es sich, denn Chaudet hatte mein Gesamtwerk. Ich glaube, dass der Bruder, von der Mutter aus, in guten Verhältnissen lebt und reichlich bezahlen kann: jedenfalls müssen meine Bilder und Skulpturen gerettet werden.

Ich möchte nicht, dass mein letzten Endes wenig umfangreiches Werk an Skulpturen zerstreut würde und zu Menschen käme, die keine Liebe dazu haben; und es würde mir eine grosse Freude sein, wenn Sie alle Holzskulpturen aus Tahiti annähmen, (was kein Geschenk, sondern lediglich ein Beweis meiner Freundschaft ist.) Die grosse Keramik-Figur, die keinen Liebhaber gefunden hat, während die hässlichen Töpfe von Delaherche zu teuren Preisen verkauft werden und in die Museen wandern, möchte ich gerne haben, um sie auf mein Grab in Tahiti zu setzen; vorher soll sie meinen Garten schmücken. Das heisst, ich bitte Sie: senden Sie sie mir gut verpackt, sobald Sie durch einen Verkauf Geld haben, um Sendung und Verpackung zu bezahlen. Dann ist mein kleiner Besitz vollständig. So hat mich das Elend gezwungen, fünf- bis sechstausend Francs zu sparen, was ich vollkommen geniesse. Wenn ich nur wieder gesund würde, dann wird alles wieder gehen: ich werde eines ernsthaften Ansporns bedürfen, um wieder zu malen. Was R . . . mir an Farben geschickt hat, ist so gut wie nichts, namentlich wenn wirklich etwas Starkes gemalt werden soll; sagen Sie es ihm bitte, denn die Tuben, um die ich gebeten hatte, sollten das Format Lefranc haben. Ich habe die Leinwand probiert, die man mir geschickt hat; für mich fast unmöglich, weil ich an aufsaugende Leinwand gewöhnt war. Da war ich vollkommen Meister, und dadurch entstanden frische Farben: schliesslich muss ich mich zufrieden geben und ein ganzes Handwerk von neuem lernen. Schicken Sie mir bitte auf alle Fälle Hautleim, ich werde schon sehen, ob ich etwas schaffe, denn ich glaube, der Leim ist die Ursache des Übels.

In diesem Monat kein Brief von Ihnen: dagegen noch ein Stückchen von R . . . Er gibt vor, er erwarte Sie, um Ihnen für Besorgungen Geld zu geben, dessen Rest er mir im nächsten Monat mit den dreihundert Francs zusammen schicken wolle. Was mich in diesem Monat noch in fürchterliche Verlegenheit

bringt, da ich immer noch Rückstände zu regeln habe. Dieses Vieh! Sagen Sie ihm, wie es damit steht.

Etwas anderes: er teilt mir mit, dass Chaudets Bruder mir vierhundert Francs schicken will, die ich nach Aufstellungen seines Bruders noch zugute hätte. Vorher aber will er eine regelrechte Empfangsbescheinigung von mir, die ihm über alles quittiert. Sehen Sie doch bitte danach, und dann will ich nichts mehr davon hören, denn es wird langweilig — Immer dasselbe. Inliegend eine Quittung, die Sie im letzten Augenblick ausfüllen können. Das scheint ein sehr äusserlicher Herr zu sein, auf alle Fälle muss er nach meinem Brief an den Cafetier ahnen, dass ich viel mehr zugute habe; aber sei's drum!!

In aller Eile bringe ich meinen Brief zur Post, die sofort abgeht —

Ihr

Paul Gauguin.

Von Herrn Chaudet als Ausgleich für Rechnung seines verstorbenen Bruders die Summe von erhalten zu haben, bescheinigt

Tahiti

P. Gauguin.

LXVIII.

November 1900.

Mein lieber Daniel

Dieser Brief wird Sie in genau einem Monat erreichen, denn wir haben jetzt Dampferpostverbindung über San Francisco; das wird unsern Briefwechsel erleichtern. Aber wird das auch bleiben?

Sie erwähnen in Ihrem Brief etwas sehr Wichtiges, worüber ich letzthin schrieb, nämlich die Sendung der Bilder und Schnitte, die Ende Februar von Tahiti abgegangen sind. Das ist für mich ein Unglück, denn seit acht Monaten habe ich mich nicht ernsthaft mit Malerei beschäftigen können. Weiss Gott, dann wird R . . . eben warten, umsomehr, als auch er beträchtlich im Rückstande ist, denn ich habe seit drei Posten nichts bekommen, was mich in äus-

serste Erregung versetzt und verhindert, dass ich mich erhole. Am liebsten möchte ich ins Krankenhaus, aber das bedeutet eine besondere Ausgabe von dreihundert Francs, und bis jetzt habe ich die noch nicht beiseite legen können — ich bedaure ein wenig, nicht mit Bibesco verhandelt zu haben. Hoffen wir, dass Sie mit Ihren Millionären in Béziers ein oder zwei grosse Geschäfte machen können.

Sie sprechen von einem Bilde, das ein junges Mädchen mit blaugewürfeltem Gewand darstellt: ich weiss wirklich nicht, was das ist, es kann nur ein Bild aus Tabiti sein: jedenfalls brauchen Sie mich nicht danach zu fragen, ob es Ihnen gehört. Ich empfehle Ihnen sehr, Beziehungen zu Bibesco zu unterhalten, denn eines Tages werde ich mich R . . . 's entledigen, wenn er mir weiter so mitspielt.

November 1900.

Gleichzeitig erhalte ich die vom Oktober 1900 datierte Post. Endlich sind meine Bilder angekommen; ich verstehe gar nicht, wie Orsini sich hat in der Adresse irren können, die ich auf die Kiste geschrieben hatte; R . . . hat die Stirn, mir zweihundert Francs zu schicken und meint, mir im nächsten Monat vierhundert zu schicken; das bedeutet, dass er mir für den nächsten Monat sechshundert Francs schuldet. Sie können sich denken, dass ich unter diesen Bedingungen nicht arbeiten kann.

Ich möchte Sie also bitten, sich mit Bibesco zu verständigen. Nimmt Bibesco an, so würden Sie nach der Sendung der ersten dreihundert Francs R . . . in meinem Namen danken; in Paris sind noch genügend Bilder, um ihn zu bezahlen — ich werde ihm in diesem Sinne einen Brief schreiben . . .

Ganz Ihr

Paul Gauguin.

Mein lieber Daniel

Ihre plötzliche Abreise von Paris ist wirklich Pech, denn gerade in diesem Augenblick werden die Geschäfte in Paris gemacht — In gewissen Punkten ist Ihr in Eile geschriebener Brief unverständlich. So schreiben Sie mir, dass Sie an Herrn M. für eintausendzweihundert Francs Bilder (zwei Gemälde) verkauft haben und dass dieses Geld mir erlauben werde, mich zu pflegen: (wirklich! ich bin am Ende meiner Leiden, ohne arbeiten zu können, und jeden Monat warte ich darauf, mir ein Monat Krankenhaus leisten zu können.) Ich sehe nichts von diesen eintausendzweihundert Francs. Schickt Herr M . . . sie mir, oder tun Sie es? Ist der Verkauf nur bedingungsweise abgeschlossen? Warum? Ich habe Sie gebeten, immer sofort zu handeln: Brief und Antwort erfordern so viel Zeit — Andererseits ärgert mich R . . . beständig; z. B. sagt er Ihnen, dass er mir siebenhundert Francs schickt und die Rechnung stimmt, er schickt mir vierhundert Francs und tut, als ob er mir einige Tage vorher dreihundert Francs geschickt hätte. Er lügt, denn wenn die Sendung verloren gegangen wäre, wäre der Crédit Lyonnais, der immer zu gleicher Zeit benachrichtigt und nicht benachrichtigt hat, auch verloren gegangen. Ausserdem stimmt es nicht, es würden noch dreihundert Francs fehlen; er schuldete mir nicht siebenhundert, sondern tausend Francs. Sie begreifen, welche Unordnung das in meine Geschäfte bringt und welche traurige Meinung das meinen Gläubigern beibringt!

Den Bildern lag ein Paket Holzschnitte bei; ich habe Ihnen damals geschrieben, welchen Preis ich dafür haben will, und ausserdem hätte mit dem Preis für die Schnitte das Doppelte herauskommen müssen. Sie schreiben mir nicht darüber —

Etwas anderes, an das Sie sich erinnern müssen: von den Bildern, die ich Ihnen im Februar gesandt habe, hatte ich ausdrücklich gesagt, dass sie nicht zum Kontrakt mit R . . . gehören, sondern dass Sie sie an irgendeinen Käufer oder an Portier verkaufen könnten, ohne sich um R . . . zu kümmern . . .

Ich schreibe an Herrn M . . . einen Brief, aber sehr verschwommen, denn ich weiss gar nicht, ob er gekauft hat und ob er mir die zwölfhundert Francs schicken muss oder Sie. Auf alle Fälle haben Sie in dieser Angelegenheit gut gearbeitet, und ich glaube, auch für die Zukunft kann da etwas Gutes herauspringen . . . Gewiss, R . . . will einen Schlag gegen mich führen, und deswegen will ich lieber einen Vorsprung haben, als im Rückstande sein, um ihn gehörig schrauben zu können, hauptsächlich, wenn Bibesco hinter mir steht — Wie schade, dass Sie nicht genügend Zeit haben, um Bibesco aufzusuchen und R . . . aus der Nähe überwachen zu können! So fragt er mich nach dem Preis meines grossen Bildes, ich antworte zweitausend Francs; er wird sofort seine Kunden aufsuchen und zehntausend dafür bekommen. Natürlich schreibt er mir, dass er meinen Preis von zweitausend Francs annimmt und betrügt mich ganz sicher. Wenn man ein Geschäft auf Biegen und Brechen machen will, bei dem man etwas riskiert, muss man vor dem Wiederverkauf kaufen und bezahlen oder kommissionsweise arbeiten.

Sie teilen mir mit, R . . . werde meine Bilder zu zweihundertfünfzig Francs nehmen. Er schreibt nichts davon, ich mache mich auch nichts wissen, aber das beweist wieder einmal, wieviel ihm daran liegt, Bilder von mir zu besitzen, und wie leicht es im gegebenen Augenblick sein kann, sie im Preis zu steigern. Ach, wenn ich Vorschuss hätte! Ich würde ihm sofort schreiben — um so unbekümmerter, als er mit seinen Rückständen seine Verpflichtung auch nicht einhält: „Sehr geehrter Herr, Sie haben mir so und so viel Vorschuss gezahlt, da ist er — unser Vertrag ist zu Ende.“ Übrigens habe ich Ihnen im vergangenen Monat geschrieben, Sie möchten Bibesco aufsuchen: ich bleibe dabei, es kann nur vorteilhaft sein, — Mein Gott, wie langweilig muss es für Sie sein, anstatt von Kunst immer nur von Geschäften zu sprechen; was soll ich aber in meiner Lage so weit von Frankreich anders tun. Hoffen wir, dass binnen kurzem Ihre Lage besser wird und Sie öfter nach Paris kommen können.

Viele Grüsse für Annette, und von Herzen ganz der Ihre.

Paul Gauguin.

Sie vergassen die Aufstellung über das, was R . . . Sie gebeten hatte, mir zu-
kommen zu lassen! Ich verstehe das nicht.

In letzter Minute (durch Dummheit der Post) erhalte ich einen Brief von
Herrn M . . . mit zwölfhundert Francs, einen sehr liebenswürdigen Brief; alles
ist klar. Wie schade, dass die Freunde von Herrn M . . . zu R . . . anstatt zu
Ihnen gehen, das wäre besser für die Preise! Ein Friedensrichter aus Béziers,
der auf Tahiti ist, erzählt mir, dass Herr M . . . dreissig Millionen besitzt !!!

Ich gehe ins Krankenhaus (zwölf Francs den Tag).

LXX.

Januar 1901.

Mein lieber Daniel

Ich erhalte Ihren Brief im Krankenhaus, ich habe mit meinem Ausschlag an
den Füßen zu tun, ausserdem eine Influenza; das kostet mich dreihundert
Francs, die mir R . . . schickt, wenn er sie schickt. Denn dieser Kerl, der sie mir
schon zwei Monate schuldet, biegt raffiniert aus und lügt Sie geschickt an.

Welch Pech in der Tat, dass Sie gerade zu der Zeit, in der man Geschäfte
macht, nicht in Paris sein können. Unmögliches ist nicht zu ändern.

Wozu schreiben Sie mir über den Preis für das Museum von Béziers: wie ich
Ihnen schon sagte, Sie haben jede Freiheit; das Bild, von dem Sie mir schrei-
ben, kenn ich gut, und ich glaube, es ist eines meiner besten, ganz mein Tem-
perament.

Die Keramik-Statue würde vielleicht doch besser verkauft als mir hierher-
geschickt werden. Dieser Preis von zweitausend Francs ist durchaus nicht über-
trieben. Übrigens ist Herr M . . ., glaube ich, Keramik-Kenner. Dieser fürch-
terliche Delaherche, der überall gekauft wird und die K u n s t in der Keramik
getötet hat, verkauft seine griechisch-japanischen Vasen sicherlich zu anderen
Preisen, und bestimmt ist die Keramik von Chaplet, ohne das Bildhauerwerk
dabei zu betrachten, mehr wert als Delaherches.

Entschuldigen Sie, wenn ich mich dieses Mal kurz fasse, aber ich weiss nicht

mehr, wo mir der Kopf steht, bei fünf Tagen absoluter Diät, um das Fieber wegzubringen.

Ganz Ihr

Paul Gauguin.

LXXI.

25. Februar 1901.

Mein lieber Daniel

In diesem Monat habe ich nichts von Ihnen bekommen, und ich denke mir, dass Sie viel Sorgen mit Ihrer Mutter haben müssen.

Ihre beiden letzten Briefe enthalten grosse Hoffnungen in Bezug auf Béziers: ich bin diesen Monat aus dem Krankenhaus entlassen worden, allerdings nicht als geheilt, aber ein wenig erleichtert, jetzt suche ich Holz zum Schneiden, was auf Tahiti nicht leicht ist; denn wenn die Bäume leicht wachsen, so werden sie nicht wie bei uns ausgebeutet: Schliesslich habe ich ein Stück in zwei Teilen gefunden, das ganze ein Meter, 4 cm dick, was mich zu wenig Tiefe verpflichtet; folglich muss ich ein wenig kleine Figuren machen. Das macht nichts, ich hoffe etwas zu schaffen, was Herrn M . . . gefallen soll, wenn er über meine merkwürdigen Einfälle nicht gar zu sehr erschreckt. Sie können ihm also schon jetzt mitteilen, dass ich für ihn arbeite, damit er nicht zu sehr überrascht wird, ohne dass das eine Verpflichtung seinerseits bedeutet.

R . . . hat mir das Geld geschickt, das er mir schuldete, und mit dem er im Rückstande war; er scheint mir jetzt sehr ängstlich zu sein, dass ich ihn laufen lasse, was beweist, dass er in dieser Angelegenheit sehr interessiert ist. Wie immer gibt er nicht viel Erklärungen; so teilt er mir mit, dass er zehn Bilder von Ihnen erhalten hat und dass er damit sehr zufrieden ist, aber er sagt nichts darüber, ob er sie mir gut geschrieben hat und zu welchen Preisen, ob zu zweihundert oder zweihundertfünfzig Francs, die er mir von jetzt ab bezahlen will. Ohne sich den Anschein zu geben, klären Sie das doch auf.

Jetzt muss ich Sie mit Aufträgen langweilen. Wenn Sie ein bisschen Geld aus irgendeinem Verkauf haben: möchte ich gern eine dauerhafte spanische

Mandoline haben, d. h. eine, deren Verleimung der feuchten Hitze Widerstand leistet, mit einem guten Satz Saiten dazu, dann das Wichtigste, die Stimmanweisung, die ich nicht kenne und die anders ist als bei einer italienischen Mandoline. Freund Maillol wird Ihnen Auskunft darüber geben, wenn Sie es nicht wissen; was mich wunder nähme, denn Sie kennen doch alle diese Kniffe und dann noch viele andere Dinge . . . Ach, mein lieber Daniel, ich muss Sie mit all meinen Geschichten belästigen!!

Ich denke gerade daran, haben Sie R . . . Bescheid gesagt wegen des Wachses auf meinen Bildern; denn ich habe immer Furcht, dass er sie mit dem schmutzigen Lack kaput macht, den die Händler lieben und der gemein ist.

Alles Gute für Annette,

und von Herzen ganz der Ihre.

Paul Gauguin.

LXXII.

April 1901.

Mein lieber Daniel

Ich schreibe Ihnen trotz einer Influenza, unter der ich leide, einer Epidemie, die seit Monaten auf Tahiti wütet und viel Opfer unter uns fordert. Wann werde ich mich ernstlich an die Arbeit machen können!

Etwas anderes, was noch fürchterlicher ist: die oft aus San Francisco fälschlich gemeldete Beulenpest zwingt uns die Schiffe in Quarantäne zu halten. Die Waren sind ums dreifache gestiegen, so dass das Leben hier teurer ist als in Paris — Und voraussichtlich geht das so weiter. Um allem vorzubeugen, nehme ich meine ganze Energie zusammen, und trotz meiner Liebe für meine Niederlassung werde ich ohne allzugrosse Verluste alles zu verkaufen suchen. Ich will dann auf eine der Marquesas-Inseln gehen, wo das Leben sehr leicht und sehr billig ist. Es wird ein Zeitverlust, aber sehr klug sein; die Verbindung mit R . . . wird vollkommen für die Ausgaben reichen, und ich werde dort ganz neue Elemente für die Malerei vorfinden. Bis dahin schreiben Sie mir wie bisher, und ich werde Sie rechtzeitig im Voraus benachrichtigen, was zu tun ist. Auf alle

Fälle verwirklichen Sie so viel wie möglich in Béziers, damit ich immer einen Vorsprung habe. Etwas anderes: da ich bei R . . . sehr im Rückstande bin, so zögern Sie nicht, falls er irgend welche Befürchtungen äussert, ihm einige alte Bilder abzulassen, natürlich keine von denen, die Reserve für die Zukunft sind und die Sie bitte nur ernsthaften Kunden zeigen wollen. Nach Empfang meines Briefes schreiben Sie bitte an R . . . , er möchte mir gute, präparierte Leinwand schicken (mit gutem Hautleim), denn mit aufsaugender Leinwand, die ich selbst präpariere, arbeite ich besser, schneller, und ich verbrauche weniger Farbe.

Die Post geht jetzt viel schneller, aber ich fürchte, das wird nicht lange anhalten, denn der Gesellschaft, die den Dienst versieht, geht es nicht gut, und wahrscheinlich gibt sie es bald auf.

Wie immer ganz von Herzen Ihr

Paul Gauguin.

LXXIII.

Juni 1901.

Mein lieber Daniel

Die letzte Post ging in so unerwarteter Weise ab, dass ich jetzt nur einige Minuten habe, Ihnen wenige unverständliche Worte zu schreiben, während ich Ihnen viel wichtige Dinge mitzuteilen hatte. Ich breche im nächsten Monat auf, um mich unter grossen Schwierigkeiten auf den Marquesas einzurichten, trotzdem tue ich es auf alle Fälle. Ich hatte meinen Besitz für fünftausend Francs verkauft. Davon bezahlte ich der landwirtschaftlichen Kasse achthundert Francs als Hypothek, und ich hatte Ersparnisse, um mich da unten einzurichten, — aber an etwas hatte ich nicht gedacht: das blöde Gesetz erlaubt nicht über gemeinschaftliche Güter ohne Genehmigung der Frau zu verfügen. Sie werden meine Wut begreifen: ich bin gezwungen, zu leihen . . . Wenn (Pech!) Herr M . . . wenigstens die Statue gekauft hätte! Fragen Sie doch bitte nach Empfang dieses Briefes Z . . . sofort nach der Adresse meiner Frau,

und schreiben Sie ihr einen Brief ungefähr wie den inliegenden*). Sie haben doch Freunde, die mit diesen Rechtsfragen Bescheid wissen; bitte fragen Sie sie um Rat, und schicken Sie dann meiner Frau ein Muster für die Vollmacht, die sie Ihnen sofort zurückschicken soll. Die Vollmacht schicken Sie dann bitte nach Tahiti an Herrn Fortune Teissier (Tahiti), und mir teilen Sie das bitte mit, Gauguin auf der Dominiqua, Marquesas-Inseln, französische Niederlassung in Ozeanien. Von jetzt ab müssen Sie mir an diese Adresse schreiben. Postpakete an die Handelsgesellschaft für Herrn Gauguin.

Geld senden Sie mir bitte an meine Adresse, durch einen Wechsel auf die Handelsgesellschaft, den Sie bei Scharf & Kaiser, Ferdinandstrasse 30 in Hamburg aufnehmen können.

Übrigens wird Sie R . . . , der in diesen Dingen sehr beschlagen ist, beraten können. — Etwas anderes: ich habe an R . . . geschrieben, es sei überflüssig, bei einem Geschäft bei mir anzufragen, denn unsere Korrespondenz braucht hin und zurück mindestens fünf bis sechs Monate. Sie können also aus eigener Initiative handeln, und ich habe an R . . . geschrieben, dass Sie für meine Geschäfte so gut seien, als sei ich es selbst.

Sollte meine Frau sich weigern, die Vollmacht zu unterschreiben, so überlegen Sie bitte, ob es kein Mittel gibt, sie dazu zu zwingen, da alle gemeinsamen Güter (die von mir erworben sind) in ihrem Besitze sind.

*) Sehr geehrte gnädige Frau,

Ihr Gatte, der seit seiner Ankunft einen Ausschlag an seinem gebrochenen Bein hat, muss nach Ansicht der Ärzte, wenn er geheilt werden soll, nach Frankreich zurück. Er hat ein kleines Grundstück gekauft, seine kleine Hütte selbst erbaut und ist nun Besitzer eines Wertes, der gering ist, aber ausreicht, um einen Teil seiner Reise zu bezahlen. Leider verlangt das französische Gesetz, da das kleine Anwesen zu den „gemeinsamen Gütern“ gehört, Ihre schriftliche Genehmigung (beglaubigte Unterschrift). Da alle gemeinsamen Güter ausser diesem in Ihrem Besitz sind, zweifle ich nicht einen Augenblick, dass Sie dieser Angelegenheit kein Hindernis entgegensetzen.

Wollen Sie bitte sofort (damit ich Ihrem Gatten rechtzeitig antworten kann) diese unterschriebene Vollmacht zurücksenden, für die ich ein Muster beilege —

(Die Vollmacht im allgemeinen Sinne abfassen, damit sie mir künftig auch für meinen neuen Besitz auf den Marquesas dienen kann, falls ich verkaufen will.)

Ich habe mich unter einfacher Gütergemeinschaft ohne besonderen Vertrag verheiratet.

Ich sende Ihnen in diesem Brief das Duplikat des Frachtbriefes, den ich an M . . . geschickt habe, damit er in Marseille die Holzskulptur erhält. Gebe Gott, dass er sie kauft, denn bei all diesen Schwierigkeiten und angesichts meiner Niederlassung auf den Marquesas habe ich dringender als sonst Geld nötig: allerdings werde ich es bald einholen; denn auf den Marquesas ist das Leben um die Hälfte billiger, und wenn man wirklich eine gewisse Zeit lang dransetzen muss, so kann man von der Jagd leben und von etwas Gemüse, das ich ziehen will. Da ich gerade vom Garten spreche, versuchen Sie doch bitte, mir verschiedene Kürbissamen aufzutreiben; im Süden wachsen viele.

Wenn in einem Jahr alles gut geht und ich einige Tausendfrancsscheine vor mir habe, so habe ich die Absicht durch R . . . die Preise meiner Bilder zu erhöhen, sonst kann er sich tummeln.

Ich glaube, dass ich auf den Marquesas schöne Dinge machen werde: man kann mit Leichtigkeit Modelle haben, (was auf Tahiti immer schwieriger wird). offene Landschaften — kurz ganz neue und wildere Elemente. Dort begann meine Gestaltungskraft zu erkalten, ausserdem gewöhnt sich das Publikum zu sehr an Tahiti. Die Leute sind so dumm; wenn man ihnen Bilder mit neuen, fürchterlichen Elementen zeigt, wird Tahiti verständlich und entzückend werden. Meine Bilder aus der Bretagne sind wegen Tahiti Rosenwasser geworden; Tahiti wird angesichts der Marquesas Kölnisch Wasser werden.

Der Anhang Degas zum Beispiel kann durchaus, um seine Sammlung zu vervollständigen, Marquesas kaufen. Vielleicht habe ich Unrecht, wir werden ja sehen.

In Ihrem letzten Brief schreiben Sie mir von einer Ausstellung in Béziers; ich denke mir, dass das eine Ausstellung ist, wie man sie immer in der Provinz macht. Es gibt Maler, die leben nur von der Provinz, und auch für mich glaube ich, ist das besser als alle Ausstellungen im Ausland: Brüssel — Norwegen . . ., wo ich das rote Tuch für die Kritik bin; ausserdem schaffen sich eine Menge fremde Maler einen Namen damit: sie machen Gauguin, aber besser. Übrigens

„Norwegen: I . . . L . . ., dieser Schieber hatte erst für Schweden, dann für Norwegen leihweise Bilder mitgenommen. Sehen Sie doch bitte einmal zu, ob diese Bilder zu W . . . zurückgekommen sind, denn bei diesem Kerl muss man auf alles gefasst sein; noch schlimmer als bei M . . ., der wenigstens Talent hat. Mein Gott, was ich Sie belästige!

In der Angelegenheit Chaudet ist nichts zu machen; zweitausend Franc sind futsch, und ich habe mich damit abgefunden. — Was soll man in solchem Falle tun? — Nichts —

Was bin ich in meinem Leben betrogen worden!!!

Vielleicht wird die Stadt auf der Ausstellung in Béziers etwas kaufen, wenn M . . . Dampf dahinter macht. Das wäre für die Zukunft eine schöne Stütze für den Verkauf an Private. Was der Zufall alles mit sich bringt. Ein Bild wird als unzureichend beiseite geworfen, Ihrem Freunde dem Zahnarzt gegeben — der zieht von Marseille nach Béziers, und das reicht aus, um Käufer zu schaffen, und damit soll man nun rechnen! Doch! Die Rechnung besteht darin, dass man gute Bilder malen soll, dann geht früher oder später die Geschichte schon. —

Die Kritik vergeht — das gute Werk bleibt. — Davon hängt alles ab. Leider besitzen wir vom guten Werk nur die Vorahnung, die Zeit erst bestätigt es und setzt alles an seinen richtigen Fleck.

Ausser Ihrem edlen Charakter, den wertvolle Leute (nicht die Menge) bei Ihnen schätzen, haben Sie Talent, wenn ich Ihrer Ausstellung bei den „Indépendants“ während meiner Anwesenheit in Paris glauben darf, und ich glaube, dass auch Sie in Béziers, wenn nicht jetzt, so doch für die Zukunft eine starke Stütze finden. Ich würde mich sehr freuen, wenn Sie in Ihren Briefen auch darüber schrieben, und wenn ich erführe, dass Sie auf dieser Welt endlich den Platz einnehmen, den Sie durch Ihre Persönlichkeit, und nicht durch schmutzige Intrigen verdienen, die bei den modernen Malern in Schwang sind. Bei dieser Gelegenheit würde ich mich freuen, wenn Sie mir als Tausch für die Holzskulpturen, von denen ich wünsche, dass sie in Ihrem Besitze sind, ein kleines Bild von Ihnen schickten, vielleicht Ihr Porträt, das ich in meinem kleinen Zimmer auf den Marquesas aufhängen könnte. Schicken Sie es mir.



TAYLOR INST. OXFORD

zusammengerollt einfach durch die Post. Ich mache einen hübschen Rahmen dazu —

Alles Gute für Ihre ganze Welt.

Stets von Herzen der Ihre,

Paul Gauguin.

LXXIV.

Juli 1901.

Mein lieber Daniel

Durch einen glücklichen Zufall erhielt ich ihren Brief vom 6. Mai durch ein Segelboot. Ein ausgezeichnete Brief, der mir für den folgenden Monat viel versprach, und ich hatte auch alles für meine Abreise nach dem Marquesas vorbereitet, leider habe ich jetzt weder von Ihnen noch von R. Nachricht. Natürlich stecke ich bis zur nächsten Post in der Klemme.

Über die ausser an R. . . verkauften Bilder beunruhigen Sie sich zu Unrecht . . . — 1. Ich habe mit ihm keinen Vertrag über alles abgeschlossen, sondern ein Maximum von fünfundzwanzig Bildern festgesetzt.

2. Die Bilder, die Sie besitzen, sind vor dem Kontrakt gemalt und abgesandt. Allerdings sind sie später angekommen, aber juristisch hat er kein Recht darauf. Ebenso sind viele alte, bekannte Bilder noch zu verkaufen, und ich möchte ganz gern, dass er seine Vorschüsse damit deckt, denn seit einem Jahre habe ich nicht arbeiten können.

Etwas anderes — ich habe einen Brief von Ch. Morice erhalten, in dem er mir mitteilt, er habe grosse Hoffnung, dass eine Gruppe mein grosses Gemälde kaufen werde, um es dem Luxembourg anzubieten. Wenn das gelingt, ist das sehr wichtig. Ich gebe ihm einige Namen, etwa M. und Bibesco, an; Sie können die Sache unterstützen. Gelingt die Geschichte, so wäre das binnen Jahresfrist eine grosse Erleichterung für den Verkauf und würde einen Haufen Käufer bringen. — Wenn Sie Meilheurat sehen, vielleicht beteiligt er sich mit seinem Anteil. Morice erwähnt unter den Beteiligten O. Redon. Hat der etwa geerbt? Denn Redon war nicht reich.

Man müsste auch R . . . aufsuchen, falls dieser vorgäbe, das Bild zu besitzen; was gänzlich falsch wäre.

Von Herzen der Ihre.

Paul Gauguin.

LXXV.

August 1901.

Mein lieber Daniel

Ich schreibe diesen Brief schon im Voraus, denn sobald die Post angekommen ist, reise ich nach den Marquesas. Endlich! Und das nicht ohne Mühe. Welche elende Mache, diese Gesetze: zum erstmal stecke ich meine Nase hinein und entdecke, dass alles widersinnig ist und hauptsächlich dazu dient, die anständigen Leute zu bluffen. Zum Glück bin ich hartnäckig, und durch Suchen und Fragen usw. habe ich entdeckt, dass das Recht auf die erste Hypothek bei den Gütern der Gemeinschaft der Frau gegenüber mehr als anfechtbar ist und dass man es überdies beseitigen kann, indem man auf dem Hypothekenamt einen öffentlichen Anschlag aushängen lässt. Wenn sich auf diese Weise einen Monat später niemand meldet, um seine Eintragung zu beanspruchen, so ist der Besitz frei von diesem Hypothekenanspruch. Vorausgesetzt, dass die Frau vollkommen im Rechte ist, ist sie auf diese Weise aufs Trockne gesetzt, weil sie das Nötigste unterlassen hat. Wie aber soll sie das tun, während dieses Monats, da sie von der Geschichte nichts weiss und es ihr vollkommen unmöglich ist, sich zu schützen. So habe ich meinen Besitz für viertausendfünfhundert Franc verkauft, habe auf diese Weise meine Angelegenheiten regeln können und besitze nun genügend Geld, um mich auf den Marquesas anständig einzurichten.

Sie werden sagen, ich hätte mehr Geld, als ich wünschte, trotzdem aber möchte ich, dass Sie im gegenwärtigen Augenblick so viel wie möglich verkaufen. Und zwar aus folgenden Gründen. Sobald ich ein oder zwei Jahre gesichertes Leben vor mir habe, werde ich meine Beziehungen zu R . . . nicht plötzlich, aber in anständiger Weise lösen. Dann wird er sich dazu entschliessen, aus Furcht etwas zu versäumen, alle alten Bilder zu nehmen

die er bisher verachtet hat: Will er neue, so wird er sie mit einem angemessenen Preis, mindestens fünfhundert Francs, bezahlen. Im besten Glauben habe ich trotzdem nicht die Absicht, mich von einem Herren ausbeuten zu lassen, der mich lange genug im Elend gelassen hat, um meine Bilder zu einem lächerlichen Preise zu bekommen, (ein wohlvorbereiteter Schlag, denn er sammelte bei Bernard oder anderswo, alles was er finden konnte — all das wird ihn übrigens zu einer Steigerung zwingen und Ihnen den Verkauf der Reserve erleichtern; übrigens hat er genug in Händen, um gute Geschäfte zu machen, wenn er sie mit Rouart und Co. nicht schon gemacht hat; was mir die Mitteilung von Maurice Denis erklären würde, der über die Vorgänge bei den Rouarts sehr gut unterrichtet ist, — da er mit den Söhnen zusammen zur Schule gegangen ist.

Sie verstehen mich, nicht wahr?

Beim nächsten Verkauf nehmen Sie bitte einhundertfünfzig bis zweihundert Francs, und lassen Sie einige Probeholzschnitte, die Sie von R . . . holen können, anständig einrahmen . . . Der (wie immer) sucht die Kundschaft auf, und wenn er des Verkaufes sicher ist, fängt er die Ware zu einem sehr geringen Preise ab.

Wenn diese Proben gerahmt sind, entweder einzeln, oder zwei zu zwei, so stellen Sie sie in aller Ruhe bei sich aus und einige andere bei Ihrem Freunde in Béziers. Sie gehören Ihnen, und wenn jemand kaufen will, so können Sie getrost verkaufen. Jeder Schnitt ist nur in dreissig Exemplaren gezogen worden, und die Auflage ist numeriert. Gerade weil dieser Schnitt zu den primitiven Zeiten des Schnittes zurückkehrt, ist er interessant, denn der Holzschnitt als Illustration wird wie die Photogravure immer trostloser. — Eine Zeichnung von Degas neben einer schraffierten Modellzeichnung!!! Ich bin sicher, dass zu gegebener Zeit meine Holzschnitte, die so verschieden von allen anderen sind, ihren Wert haben werden.

Überwachen Sie die Angelegenheit mit dem grossen Bilde sorgfältig.

Senden Sie mir bitte wieder Goldstaub wie damals. Goldgelb, Goldgrün, Goldrot.

Und zwei gute Palettenmesser.

- Dieser verfluchte R . . . hat mir immer noch keine Leinwand geschickt, und ich brauche sie mit Totin-Leim unbedingt.

Eben kommt die Post an — immer Gegenwind (der schlechte Verkauf der Weine in Béziers): ich wusste es übrigens schon von einem Richter hier, der Weinberge besitzt. Sei's drum; seit einem Jahr geht alles leidlich gut und in einer Beziehung, an die Sie gar nicht dachten: Béziers — Sie haben sicherlich ein gutes Porträt von Madame M . . . gemacht; kann man keine Photographie davon haben — ich sehe M . . . 's Namen im Katalog, ist er denn Maler? Warum sind Sie immer so bescheiden; es wäre höchste Zeit, dass Ihre Kunst Ihre pekuniäre Lage verbessert. Das ist kein Krämertum, sondern Gerechtigkeit. Danken Sie Calmel besonders für seine Fürsprache bei Bernard. Herrn Fabre kenne ich; ein Bewunderer, aber ein sehr platonischer, glaube ich. Was Sie mir über Redon schreiben, tut mir leid, (er senil!), aber er ist doch noch verhältnismässig jung. Liegt nicht vielmehr der schlechte Einfluss vor den auf manche Charaktere die Bewunderung von kunstunkundigen Dummköpfen ausübt — man hat ihm gesagt, er sei ein grosser Farbenkünstler, und das hat genügt, er hat sie nie begreifen können. Oder wäre es vielleicht eine grosse Erschöpfung der Gestaltungskraft, die sich in einer einzigen Note schwungvoll ausgegeben hat. Ich habe es immer gesagt, (wenn nicht gesagt, gedacht,) dass die literarische Kunst des Malers etwas besonderes ist, nicht die Illustration oder Übersetzung durch Formen und Geschriebenes. Am letzten Endes muss in der Malerei die Suggestion, nicht die Beschreibung gesucht werden, ganz wie in der Musik. Man wirft mir manchmal vor, ich sei unverständlich, weil man in meinen Bildern irgend etwas Erklärendes sucht, das doch gar nicht vorhanden ist. Über diesen Gegenstand könnte man lange schwatzen, ohne zu etwas Positivem zu gelangen; die Kritik mag meinetwegen Dummheiten sagen, haben wir die berechtigte Empfindung unserer Überlegenheit — die Befriedigung der erfüllten Pflicht, so werden wir unsere Freude daran haben. — Diese Dummköpfe, die unsere Freuden analysieren wollen — es sei denn, sie bildeten sich ein, wir seien verpflichtet, ihnen Freude zu bereiten.

Ich empfehle Ihnen, Ihre Briefe niemals einschreiben zu lassen, denn auf den Marquesas müsste ich zu Pferde weite Strecken zurücklegen, um mit grosser Verzögerung diese Briefe zu erhalten. — Wenn Sie das Geld schicken, wie ich Ihnen schrieb, so ist nichts zu befürchten.

Die Handelsgesellschaft (ein deutsches Haus) hat Niederlassungen auf den Marquesas; die Zentrale ist auf Tabiti. Sie wird von dort aus Anweisung über das Geld bekommen, das an mich zu zahlen ist, und ich werde dort ebensogut wie auf Tahiti alle Gegenstände finden, die ein Europäer braucht. Seien Sie unbesorgt, ich gehe nicht auf gut Glück dorthin; und es wird mir in jeder Beziehung besser gehen (ausgenommen die Post, die viel länger brauchen wird). Aber heute hat das nicht dieselben Folgen wie früher, hauptsächlich, wenn Sie mich richtig verstanden haben, d. h. wenn Sie vollkommen frei handeln, ohne mich zu fragen; Ihre Klugheit und Ihr vornehmes Herz sind mir eine sichere Bürgschaft dafür, dass alles erledigt wird, als täte ich es selbst — Teufel! seit eineinhalb Jahren haben Sie schwer gearbeitet, und ich könnte mich über nichts beklagen. — Wann werden wir nur über eines, über Kunst sprechen können.

Alles Gute für die Freunde und Annette,
und stets von Herzen ganz der Ihre.

Paul Gauguin.

LXXVI.

La Dominiqua (Hiva-Oa) Marquesas-Inseln

November 1901.

Mein lieber Daniel

Wenn ich Ihnen im vergangenen Monat nicht geschrieben habe, so lag das hauptsächlich daran, dass ich keinerlei Nachricht von Ihnen hatte; das habe ich benutzt, um ebenfalls nicht zu schreiben, was auch sehr schwierig gewesen wäre, da ich mitten in meiner Bau- und Einrichtungsarbeit stecke. Die gesamte Einrichtung meines früheren Anwesens ist mitgekommen, und jetzt habe ich alles, woran ein bescheidener Künstler denken darf.

Ein geräumiges Atelier mit einem kleinen Winkel, um zu schlafen; alles nah zur Hand und auf kleinen Etageren untergebracht; darüber ein Überbau von zwei Metern, wo man essen, kochen und tischlern kann. Eine Hängematte, um im Schatten Siesta halten zu können, erfrischt vom Meereswind, der dreihundert Meter durch Kokosbäume herüberweht. Nicht ohne Mühe habe ich von der Mission einen halben Hektar für siebenhundert Francs erworben; teuer, aber es gab nichts anderes, und hier besitzt die Mission alles.

Abgesehen von der unangenehmen Gegenwart der Priester, bin ich mitten im Dorf, und doch ist mein Haus schwer zu finden, so dicht ist es von Bäumen eingehüllt. Der Versorgung wegen machen Sie sich keine Gedanken; mein Nachbar ist ein Amerikaner, ein famoser Kerl, der ein gutbestelltes Magazin hat, und ich kann alles haben, was ich will. Ich freue mich immer mehr über meinen Entschluss, und ich versichere Sie, für die Malerei ist es herrlich! Modelle!! Wundervoll, ich habe auch schon zu arbeiten begonnen, aber ich habe keine Leinwand mehr und erwarte mit Ungeduld R . . . 's Sendungen, die er mir seit einem Jahre versprochen hat, L e i n w a n d , F a r b e n , W e i s s .

Ich schreibe Ihnen das alles im Voraus, damit ich bei Ankunft der Post nicht alles zu überstürzen brauche; ich erwarte Ihre Nachrichten mit Ungeduld, denn Ihr Schweigen im vergangenen Monat lässt mich ahnen, dass all unsere Hoffnungen in Béziers zu nichts geführt haben; aber Pech ist Pech, nicht wahr? Nach dieser Post werden wir zwei Monate lang keine erhalten; das Schiff muss repariert werden; Sie werden sehen, was ich indessen anstellen werde, wenn ich wie alle Monate knapp mit Geld bin — ich mache mir keine Sorgen, denn ich bin von jetzt ab ohne jeden Rückstand, der Erlös meines Besitzes auf Tahiti hat alles gedeckt, und ich bin stolz darauf. Z . . . sagte, ich sei kurzsichtig: ich hätte ihn an meiner Stelle sehen mögen. Ist es nicht nach dem Schrecklichen, das ich in den letzten Jahren durchgemacht habe, ein rechtes Kraftstück, dass ich alles überstanden und viertausendfünfhundert Francs Ersparnisse gemacht habe? Zur Zeit, (namentlich wenn meine Gesundheit zurückkehrt, wie es den Anschein hat) brauchte ich nur wenig Vorschuss, um in meiner kleinen Festung auf den Marquesas ganz stark zu sein.

Ich erhielt Ihre beiden Briefe vom September, desgleichen einen von R . . . Pech! Sie haben gut daran getan, die Skulptur für eintausendfünfhunder Francs abzugeben; leider wird das Geld erst in drei Monaten ankommen, da wir der Reparatur des Schiffes wegen drei Monate ohne Post bleiben. Als sei es absichtlich, teilt mir R . . . mit, er bemerke zu spät, dass die Post abginge, das heisst, das monatliche Geld, dreihundertfünfzig Francs, wird auch erst in drei Monaten ankommen. Er hat auch das grosse Bild um eintausendfünfhundert Francs verkauft und fragt mich!!!, ob er das Geld schicken soll. Es sieht wirklich danach aus, als sollte ich wegen Ärger über Geldsachen nicht arbeiten können, selbst wenn alles noch so gut geht. — Über den Verkauf des grossen Bildes teilt mir N . . . mit, der kleine Paco hätte einen Liebhaber zum Kauf bewogen, R . . . aber hätte sich geweigert, unter zweitausend Francs zu verkaufen, bei einem zweiten Käufer habe er dann zweitausendfünfhundert verlangt. Und gerade, als N . . . ihm über diese Angelegenheit Bescheid sagen kommt, stellt es sich heraus, dass das Bild für eintausendfünfhundert Francs verkauft ist!!!

Ich freue mich, dass Sie in Béziers etwas haben verkaufen können, was nicht mehr als recht ist. Wie richtig schätzen Sie die Gloriole ein, die die Presse schafft. Zuerst das eigene Bewusstsein und die Achtung von wenigen, die verstehen: danach gibt es nichts weiter.

Sie kennen meine Auffassung über alle falschen Gedanken symbolistischer oder anderer Literatur in der Malerei; ich brauche sie also nicht zu wiederholen, übrigens sind wir uns darüber einig, — die Nachwelt auch — denn die gesunden Werke bleiben trotzdem, daran können alle literarkritischen Geistesprodukte nichts ändern. Vielleicht bin ich etwas zu stolz darauf, mich nicht in alle Irrtümer verfangen zu haben, darin die lobende Presse mich wie viele andere verstrickt hätte, Denis z. B., vielleicht auch Redon. Und ich lächelte etwas gelangweilt, wenn ich die Kritiken las, die mich nicht verstanden hatten.

Hier in der Einsamkeit kann man wieder erstarken. Hier löst sich die Poesie von ganz allein, und es genügt, sie träumen zu lassen, indem man sie malt, um sie wiederzugeben — Ich wünsche mir nur zwei gesunde Jahre und nicht zu viel Geldsorgen, die jetzt aussergewöhnlich stark auf mein nervöses Tempera-

ment wirken, dann werde ich zu einer gewissen Reife in meiner Kunst kommen. Ich fühle, dass ich künstlerisch recht habe, werde ich aber auch die Kraft haben, das in entscheidender Weise auszudrücken? Auf alle Fälle werde ich meine Pflicht getan haben, und wenn meine Werke nicht bleiben, so wird die Erinnerung an einen Künstler bleiben, der die Malerei von alten akademischen Verschrobenheiten und von symbolistischen Schiefheiten (auch eine Art Sentimentalismus) befreit hat.

Meine Glückwünsche zum neuen Jahr.

Man hat mein Buch Noa-Noa ohne mein Wissen gedruckt. Wenn Sie es fassen, senden Sie mir bitte ein Exemplar.

Alles Gute für die Freunde und Annette.

Stets von Herzen ganz der Ihre

Paul Gauguin.

LXXVII.

März 1902.

Mein lieber Daniel

Diese Post bringt nichts von Ihnen; dafür einen guten Brief von M . . . , der mir Ihre letzte Mitteilung über den Ankauf des Holzes bestätigt, mit dem er sehr zufrieden zu sein scheint. Er zählt auf, was er von mir besitzt — darunter drei Bilder: sollte er sie bei R . . . gekauft haben? Ausserdem eine Holzskulptur, die Nixen. Ich erinnere mich nur an ein Stück, das ich damals „Seid ge-
neimnisvoll . . .“ genannt hatte. Wo hat er das her, sicher von Chaudet, bevor der starb, (denn er hatte es in Verwahrung und hat mir niemals davon geschrieben. —) Da ist, glaube ich, mehr gesündigt worden, als ich mir je vorgestellt habe, das wird man später entdecken, — überflüssigerweise, denn in diesem Hause bezahlt niemand. Auf alle Fälle ist es bei M . . . gut untergebracht — Er schreibt mir auch über eine K e r a m i k von mir??

Ich bin zwar noch krank, habe mich aber ernsthaft wieder an die Arbeit gemacht: man kann sich keinen Begriff davon machen, in welcher Ruhe ich hier allein im Laube in meiner Einsamkeit lebe. Das ist die Ruhe, und die brauchte

ich fern von all diesen Beamten auf Tahiti. Jeden Tag freue ich mich über meinen Entschluss; und dann ist das Leben hier auch billiger. Für ein Huhn bezahle ich sechzig Centimes, und manchmal für ein Schwein von zwanzig Kilo sechs bis sieben Francs. Ein bisschen teuer sind nur Wein und andere Exportartikel. Könnte mir übrigens nicht Fayet jedes Jahr eine Vierteltonne guten Wein schicken, er ist doch vom Fach? Ich sage guten Wein, weil der Wein, der nach einem heissen Land verschickt wird, ein Wein ad-hoc sein muss. Ich glaube die Südweine bekommen leicht einen Stich und kommen als Essig an — Wohl verstanden, als Tausch gegen Gemälde —

Mit der nächsten Post gedenke ich ungefähr zwölf Bilder an R . . . zu senden; dann glaube ich wieder im Reinen mit ihm, ja sogar etwas im voraus zu sein. Er hat mir noch nicht mitgeteilt, dass er die Sendung von Mitte August erhalten habe; dumm, wenn sie verloren gegangen wäre.

Ich hoffe, dass Sie wohlauf sind.

Herzlichst Ihr

Paul Gauguin.

LXXVIII.

April 1902.

Mein lieber Daniel

In aller Eile zwei Worte — Seit vier Posten habe ich keine Zeile von Ihnen erhalten.

Ich befürchte ein Unglück —

Stets Ihr ergebener

Paul Gauguin.

LXXIX.

Mai 1902.

Mein lieber Daniel

Ich erhalte Ihren Brief (den einzigen übrigens). Nichts von R . . . , aber was tuts, der Ihre genügt! — Wie gross war meine Freude, als ich Ihre Handschrift

erkannte, und wie gierig habe ich alles gelesen: alles ist ganz natürlich abgelaufen. Und ich habe zwei Monate in tödlicher Unruhe verbracht: weil ich nicht mehr der Gauguin von einst bin. Die fürchterlichen Jahre und meine Gesundheit, die nicht wieder recht wird, haben mich empfindlich bis zum Äussersten gemacht, und in diesem Zustande bin ich ohne Energie (niemand kann mich ermutigen oder trösten) — Vollkommenste Einsamkeit. Jedenfalls geht es Ihnen gut, auch Annette und dem Kinde, und Sie werden noch schöne Tage haben, um einige kräftige und gewissenhafte Bilder zu malen. Nachdem ich den gewaltigen Fortschritt gesehen habe, den Sie während meines ersten Aufenthaltes auf Tahiti gemacht haben, zweifle ich nicht an weiteren Fortschritten.

Alles ist auf dem rechten Wege, d. h. auf dem, den man in sich hat, nicht wahr! Und dabei gibt es Schulen!!! Die jedem beibringen sollen, denselben Weg wie sein Nachbar zu gehen.

Sie schreiben mir von laufenden Geschäften: was Sie tun, ist immer gut. F . . . kenne ich, er ist geizig, und in seinem Geschmack für Malerei ist vielmehr Eigenliebe als Interesse. M . . . begeistert sich für Cézanne: er hat recht. Aber es ist immer dieselbe Geschichte; das geschieht jetzt, wo die Bilder teuer sind, wo es zum guten Geschmack gehört, Cézanne zu verstehen, wo Cézanne Millionär ist!! Ich erinnere mich verschwommen an das bas-relief, das bei M . . . ist: es müsste eine Skulptur sein, die ich der Gräfin Mimal geschenkt habe. O, Geschenke! Hüten Sie sich davor, mein Lieber: die werden alle verkauft —

Im letzten Monat habe ich R . . . eine Sendung von zwanzig Bildern geschickt. Hoffen wir, dass diese Sendung besser ankommt als die letzte, die sich irgendwo herumtreibt und die ich reklamiert habe . . .

. . . Was Sie mir über Morices Mitarbeit an Noa-Noa sagen, ist mir nicht unwillkommen.

Diese Mitarbeit hat von mir aus zwei Absichten verfolgt. Sie ist nicht wie andere Mitarbeiten, d. h. dass zwei Autoren gemeinsam arbeiten. Ich hatte die Absicht, beim Sprechen über die Unzivilisierten, ihren Charakter im Vergleich

zu unserem hervortreten zu lassen, und ich fand es ganz originell (ganz einfach als Wilder) zu schreiben neben dem zivilisierten Stil von Morice. In diesem Sinne hatte ich seine Mitarbeit gedacht und erbeten; ausserdem bin ich, wie man sagt, nicht vom Fach, wusste nicht, wer von uns beiden mehr wert sei; das naiv-brutale Wilde oder das verweste Zivilisierte — Morice hat das Buch trotzdem ausserhalb der Saison erscheinen lassen. Alles in allem ist es keine Schande für mich. —

Sie sprechen mir von der nächsten Ausstellung in Béziers, aber Sie teilen mir nicht mit, ob ich in diesem Jahr eingeladen bin, und was Sie in diesem Falle ausstellen würden — Sie natürlich auch. Vielleicht wird Béziers eines Tages eine unserer besten Verkaufsmöglichkeiten sein?

Indem ich Ihren nächsten Brief erwarte, umarme ich die ganze Familie samt der hübschen kleinen roten Haare, die durch den Garten streifen. —

Ganz Ihr

Paul Gauguin.

LXXX.

25. August 1902.

Mein lieber Daniel

Das Postboot für die Marquesas hat einen Taucher gemacht, und man hat es geistreicher Weise für richtig befunden, uns fünfundachtzig Tage ohne Post, ohne Nachrichten, ohne Mehl und Reis zu lassen. Eine freundliche Bark bringt uns einige Briefe, einen von Ihnen, einen von M . . . , zwei von R . . . , der bittet mich um Bildhauerarbeit für sich selbst. Ich antworte ihm, er möchte sich an Sie wenden. Nach dem Ton seines Briefes (ich kenne meine Pappenheimer) vermute ich, dass seine Geschäfte in bezug auf mich guten Erfolg versprechen, und dass er meine Bilder mehr und mehr braucht. Man muss zugeben, dass er intelligent und den Liebhabern guter Bilder wohl bekannt ist. Ich rede ihm sehr zu, die Sandsteinstatue zu nehmen, die bei Ihnen ist, oder bei Herrn M . . . , zum Preise von zweitausend Francs. — Trotzdem

wäre es mir lieber, sie ginge um fünfzehnhundert Francs in eine ernsthafte Sammlung wie z. B. die des Herrn M . . . Kümmern Sie sich bitte darum.

Die Ausstellung in Béziers hat also keinen Erfolg gehabt. Traurig genug, aber da ist nicht zu helfen.

Was das Bild angeht, dessen Verkauf an F . . . schwebt, fürchten Sie nicht, dass er eines Tages im Vergleich zu M . . . 's Preisen sehr erstaunt sein wird? — Diese Preisunterschiede sind eine sehr heikle Angelegenheit. Ich teile Ihnen das natürlich nur als reine Überlegung mit, denn wie ich Ihnen schon immer sagte, was Sie auch tun, es ist immer gut. Übrigens, M . . . schreibt mir, er hoffe im nächsten Jahr eine sehr bedeutende Ausstellung von mir zu veranstalten. Aurgezeichnet!! Mir liegt nicht an ungeheuer viel Bildern, wohl aber in der Hauptsache an der Qualität, (zum Glück sind Sie da, um das zu überwachen). Wenn möglich, das grosse Bild, das in Bordeaux ist. Von Z . . . nur die Holzskulptur — wenn möglich das Bild Nevermore von Delius — kein Bild aus der Bretagne, (die Bretagne ist verdaut, während Tahiti erst noch heruntergewürgt werden muss und zu verkaufen ist.) Sie kennen doch das Publikum, es wird sofort sagen: Wie schade, dass er nicht Bretonen geblieben ist! Sie verstehen mich. — Wer weiss übrigens, ob ich dann nicht dort sein werde . . . Denn wenn ich wirklich mit dem chronischen Ausschlag an beiden Füßen, der mir grosse Schmerzen verursacht, unheilbar bleibe, dann ist es besser, ich kehre der Luftveränderung wegen heim. Dann werde ich mich in Ihrer Gegend im Süden niederlassen und in Spanien irgendwelche neuen Elemente suchen. Stiere, Spanierinnen, deren Haare mit Schweineschmalz angeklebt sind, das ist schon gemacht worden, gründlich gemacht worden: es ist komisch, dass ich sie mir trotzdem ganz anders vorstelle.

Und wie schade, dass man ein solches Land wie die Marquesas verlassen muss!

Von jetzt ab will ich alles sparen, was ich ausser den dreihundertfünfzig Francs von R . . . bekomme; ohne jede Mühe, denn jetzt bin ich nicht nur im Reinen, sondern ich habe sogar einen kleinen Vorsprung: ausserdem kann ich,

ohne jede Entbehrung, mit zweihundertfünfzig Francs sehr gut leben, denn das Leben ist viel billiger als auf Tahiti.

In seinem Briefe schreibt mir M . . . über Sie und Ihr Talent, und er hat wohl recht! Misstrauen Sie Ihrer eigenen Meinung: (man kennt sich selbst niemals gut.) Sie können keine Figur mehr aufrecht hinstellen? (Legen Sie sie hin, dann ruhen sie aus und Sie auch, und eines schönen Tages stellen Sie sie mit Leichtigkeit wieder auf. —

Inzwischen geniessen Sie Ihr Leben in aller Ruhe: die Animalität in uns ist nicht so verächtlich, wie man immer sagt. — Die verteufelten Griechen, die alles verstanden haben, haben Antäus erfunden, der durch die Berührung mit der Erde wieder zu Kräften kommt — die Erde ist unsere Animalität, glauben Sie es nur!

Von Herzen ganz Ihr

Paul Gauguin.

Wie dumm! Ich glaubte, ich hätte keinen Platz mehr zum schreiben. Noch eine Seite: Also —

M . . . teilt mir mit, dass Sie im nächsten Jahre ein Vorwort für Rouart Söhne machen sollen, die Degas nach der Erklärung für meine Malerei gefragt haben. Gelegentlich der Ausstellung Durand-Ruel hat Degas La Fontaines Fabel „Wolf und Hund“ rezitiert. Der Wolf ist Gauguin, sagte er. Das könnte man gut zitieren und als Thema wählen, denn amüsanter Weise folgen die Schafe dem Wolfe, während die fetten Hunde getrost weiterbellen, ohne von der Leine zu gehen.

Wie denken Sie darüber?

Übrigens hoffe ich, bis dahin eines oder zwei schöne Bilder für die Ausstellung zu schaffen.

In der letzten Sendung an R . . . ist ein Bild zu 50, das sehr durchgearbeitet ist und sich nicht schlecht ausmachen wird, glaube ich. Das Gedicht ist nicht genügend „geronnen“, würde Fontainas sagen!!! Weiss Gott, ich glaube, die Kritiken von Albert Wolff waren mir damals lieber. Man wusste, woran man war, während jetzt all diese frühreifen grossen Dichter (die alle talentiert sind)

einen doktoralen Ton annehmen, um einen Haufen Dummheiten zu sagen — Sie sagen nicht mehr: das könnte sein, sondern gewichtig: — das muss sein — Einer spricht von mir und meint: — das ist Van Gogh; der andere: das ist Cézanne. B . . . sagt, es sei von ihm; ein anderer meint, es sei Anquetin oder Sérusier.

Ich habe Väter genug!!!

Bestellen Sie bitte Herrn Fayet, dass ich auf seinen bewundernden Briefe gern geantwortet hätte, er möchte jedoch entschuldigen: ich habe weder Kraft noch Zeit dazu! Vielleicht lernen wir uns eines Tages kennen —

LXXXI.

Oktober 1902.

Mein lieber Daniel

Endlich bekomme ich Ihren Brief vom 5. Juli. Wie recht hatte ich doch, in Sorge um Sie zu sein, denn Sie waren krank, sehr krank sogar, aber wenn man in Ihrem Alter wieder gesund wird, so ist das ein gutes Zeichen für die Zukunft. Non bis in idem. Ich werde nicht gesund, daher arbeite ich auch wenig und schlecht. Von R . . . habe ich seit drei Posten weder Brief noch Geld bekommen.

Sollte er mit meinen letzten Sendungen nicht zufrieden sein? Wenn es auch keine Meisterwerke sind, so sind sie seinen Preis reichlich wert. Besonders ein grosses Bild ist sehr durchgearbeitet, und ich halte es für eines meiner besten Bilder.

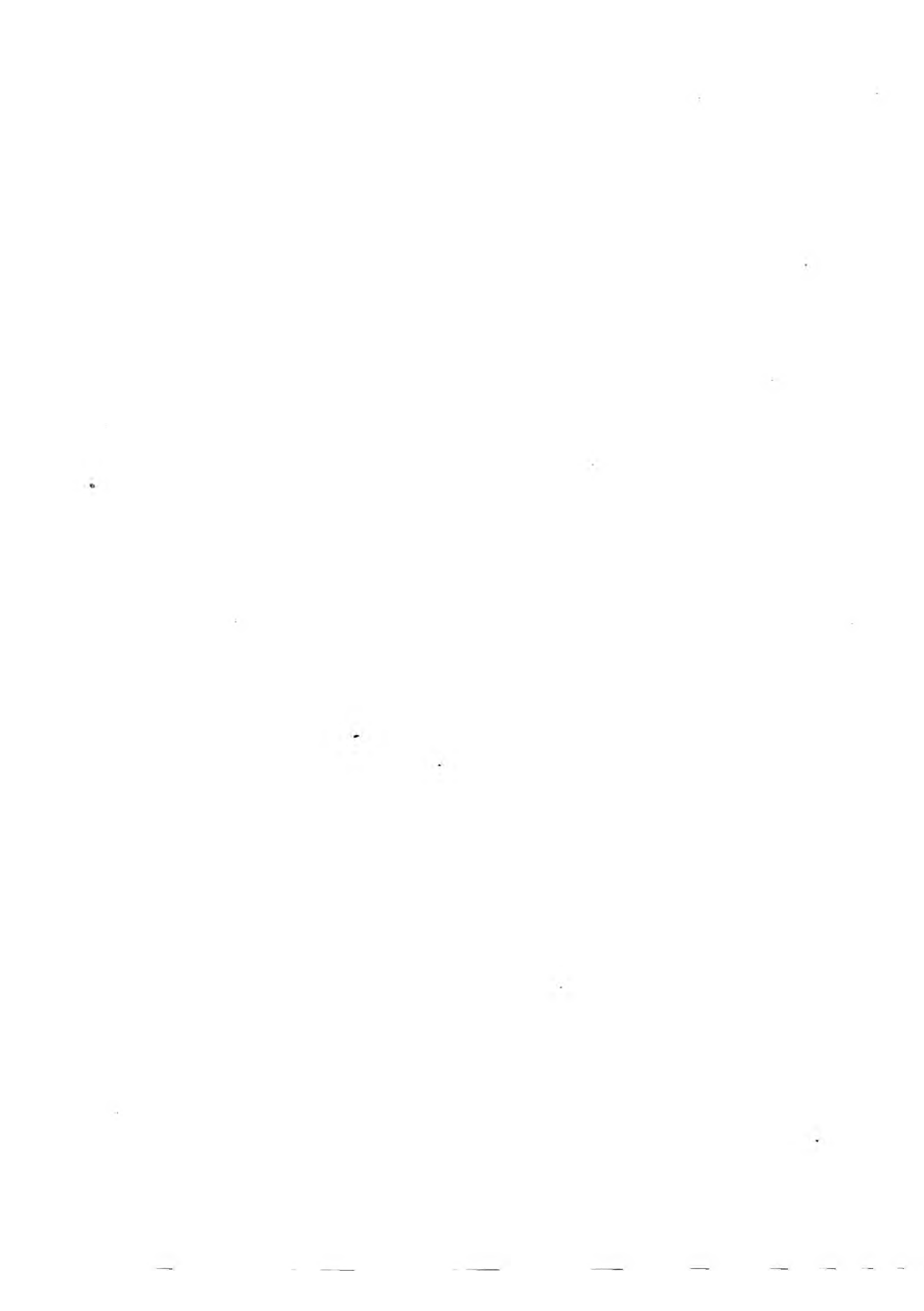
Ich bin sehr zufrieden darüber, wie es Maillol geht, der ein wertvoller Künstler ist —

Die sechshundert Francs, die Sie mir sandten, habe ich erhalten, sie kommen zur rechten Zeit, denn ich habe von R . . . seit vier Monaten nichts bekommen.

Sie wollen M . . . 's Porträt machen; versuchen Sie, es bis zur nächsten Ausstellung in Béziers fertig zu bekommen: auch dort, hoffe ich, werden Sie immer bekannter.

Ihre Frau liegt im Sterben; das lässt mich an meine denken, die nicht stirbt.





Ich habe immer noch keine Nachrichten von ihr, und die Kinder entfremden sich mir immer mehr und mehr. Bei mir in meiner Einsamkeit schliesst sich die Wunde nach und nach. Ganz gleich, ich glaube, dass man selbst einem Vater, der im Zuchthaus sässe, nicht mehr antun könnte.

Vielleicht tragen ausser diesen Vieren, die meinen Namen tragen, auch Frauen und Kinder meinen Namen; und wenn ich nach meinem Tode berühmt bin, wird man sagen: Gauguin hat eine zahlreiche Familie gehabt, er war ein Patriarch — Bitterer Hohn —

Oder: er war ein Mann ohne Herz, der seine Kinder im Stich liess etc. . . .

Sei's drum! Lassen wir diese schmutzigen Bürger — selbst wenn es unsere Kinder sind — in ihrer schmutzigen Stellung, und verfolgen wir das einmal begonnene Werk —

Wenn Sie diesen Brief erhalten, werden Sie, wenn der Mercure sie schon veröffentlicht hat, meine Gegenkritik schon gelesen haben — Ich hoffe, dass sie Ihnen nicht missfallen hat, denn ich habe mich bemüht, zu beweisen, dass die Maler in keinem Falle die Unterstützung und Unterweisung der Leute von der Feder nötig haben.

Desgleichen habe ich mich bemüht, gegen alle Parteien zu kämpfen, die sich stets auf Dogmen stützen und nicht nur die Maler, sondern auch alle Liebhaber verwirren. Wann endlich werden die Menschen den Sinn des Wortes Freiheit begreifen —

Sie wissen schon seit langer Zeit, was ich einführen wollte: das Recht, alles zu wagen: mein Fähigkeiten (und die Geldschwierigkeiten waren für eine solche Aufgabe zu gross) haben kein grosses Ergebnis gezeitigt, aber die Maschine ist in Schwung.

Das Publikum ist mir nicht verpflichtet, da mein malerisches Werk nur relativ gut ist, aber die Maler, die heute diese Freiheit genießen, die sind mir allerdings etwas verpflichtet.

Zwar bilden sich viele ein, das sei alles von allein gegangen. Übrigens will ich nichts von ihnen, und mein Bewusstsein allein ist mir Belohnung genug —

Das nennt der liebe Bürger Z . . . : „Meine Frechheit“.

Für andere arbeiten bedeutet unverschämt sein! Der Teufel mag ihm helfen!

In diesem Artikel habe ich einige Namen genannt: seiner ist nicht dabei. Sie werden dieser Tage hören, wie er sich bitter darüber beklagen wird — Ich habe ihn nur deswegen nicht erwähnt, weil mein Gewissen ihn nicht als wertvollen Künstler gelten lassen kann: niemals hat er auch nur zwei Pinselstriche getan, ohne an Geld oder die Befriedigung seiner Eitelkeit zu denken.

Sufficit.

Bleiben Sie weiter gesund, ich bin stets
von Herzen ganz Ihr —

Paul Gauguin.

LXXXII.

Februar 1903.

Mein lieber Daniel

Ich erhalte Ihre beiden Briefe mit grosser Verspätung infolge eines Cyclons, wie man ihn noch nie erlebt hat, er kam aus Norden; wir halten es für ein submarines Beben.

Alle niedrigen Inseln, die mitten im Ansatz begriffen waren, sind durch eine fürchterliche Springflut verheert worden, und fast die gesamte Bevölkerung ist umgekommen. Wir haben weniger zu leiden gehabt. Achtundvierzig Stunden lang haben uns Regen und Donner betäubt, dann wurde der Cyklon eines Abends schrecklich. Trotzdem ich durch Bäume sehr geschützt bin, war ich darauf gefasst, dass meine Hütte alle Augenblicke durch den Wind fortgehoben oder zerstört würde. Um zehn Uhr hörte ich ein dumpfes, andauerndes, ganz ungewöhnliches Geräusch: der Fluss, der alles zerstört hatte, suchte ein neues Bett. — Ich verliess mein Zimmer, um nachzusehen, zu meinem grössten Erstaunen reichte mir das Wasser bis an die Brust — nichts zu unterscheiden. An Flucht war nicht zu denken. Ich ging wieder in mein Zimmer hinauf, verbrachte dort die Nacht in der beständigen Furcht, das Wasser könnte meine arme Hütte verschlingen. Zum Glück habe ich sie zwei Meter hoch über-

baut, und habe Pfeiler, die zweimal so stark sind, als es nötig wäre. — Am Morgen konnte ich sehen, wie fürchterlich Atuana zugerichtet war. Keine Brücken, keine Wege mehr; auf allen Seiten riesige umgerissene Bäume, Tropenbäume, die ganz wenig Wurzeln haben, zerstörte Häuser usw. . . .

Schliesslich ist alles leidlich vorübergegangen, und ich bin mit ungefähr hundert Francs für Reparaturen davongekommen. —

Ich bin bezüglich meiner Rückkehr nach Frankreich nicht ganz Ihrer Ansicht, ich will nur vorübergehend in Paris bleiben, um dann einige Jahre in Spanien zu arbeiten. — Nur die Freunde dürften davon wissen.

Nein, nicht die Landeskrankheit, sondern die Schmerzen durch meinen Ausschlag an den Füßen hindern mich daran, vernünftig zu arbeiten: seit gut drei Monaten habe ich keinen Pinsel angerührt — ausserdem machen meine Augen mir Sorgen, und dann sage ich mir: was soll aus mir werden, wenn R . . . abschwenkte. — Ein Mensch wie ich, der gegen seinen Willen beständig für seine Kunst kämpft und von Leuten umgeben ist, die voller Freude darauf herumtrampeln, während man in Frankreich seine Sorgen verbergen, ja sogar Mitleid aufbringen könnte. Um davor bewahrt zu sein, müsste ich wenigstens vier- oder fünftausend Francs vor mir haben, die mir im Notfall meine Rückkehr ermöglichen. —

Ausserdem fühle ich mich in meiner Einsamkeit hier sehr wohl.

Ich erhielt einen Brief von Fontainas, in dem er mir mitteilt, der Mercure habe mein Schreiben nicht aufnehmen wollen. Ich habe das geahnt — Sie sind alle gleich und wollen die Maler zwar kritisieren, aber sie sehen es nicht gerne, wenn die Maler ihnen ihre Dummheit beweisen. Aber es ist nicht schlimm und zwar deswegen: In der letzten Zeit habe ich in meinen langen schlaflosen Nächten alles niedergeschrieben, was ich während meines Lebens gesehen, gehört und gedacht habe: da stehen fürchterliche Dinge für einige drin, hauptsächlich über das Benehmen meiner Frau und das der Dänen. Wenn also der Artikel nicht erschienen ist, nehme ich ihn in mein Buch auf, desto besser —

Fontainas ist nicht N . . ., sondern ein ernster Mensch, mit sauberen Händen,

ich würde es begrüßen, wenn Sie seine Bekanntschaft machten. Ich sende ihm mein Buch mit der Bitte, es unter allen Umständen drucken zu lassen und ich bitte ihn, sich mit Ihnen in Verbindung zu setzen. Alle meine Bilder von meiner ersten Reise nach Tahiti sind verkäuflich: Greifen Sie irgend etwas heraus, gleich zu welchem Preise. Mir liegt an dieser Publikation, die zu gleicher Zeit Rache, aber auch ein Mittel ist, um mich bekannt und verständlich zu machen — Vielleicht steht Ihnen Herr M . . . in diesem Falle bei —

Mein Gott, worum bitte ich Sie alles! Das ist wirklich Missbrauch.

Ich freue mich, dass Sie die Ausstellung in Béziers noch aufgeschoben haben, es ist besser für mich.

Fontainas schreibt mir: „Warum sieht man keine Bilder mehr von Ihnen? Haben Sie kein Vertrauen mehr zu sich in dieser Beziehung?“

Daraus schliesse ich, dass R . . . meine Bilder zum Teil versteckt hält: eine unterirdische Arbeit, die vielleicht ausgezeichnet, aber langwierig ist für mich —

In aller Eile schliesse ich und bitte Sie an meine Ergebenheit zu glauben.

P. Gauguin.

R . . . schickt mir den monatlichen Betrag, schreibt aber nichts von meiner Bilderse ndung. Er hat sie erhalten, sonst hätte er mir geschrieben, dass er sie nicht erhalten hat.

Wenn das Buch gedruckt ist, senden Sie bitte ein Exemplar an Herrn Eva Brandès, an der Zeitung Politiken, Kopenhagen — mir fünf Exemplare. An Degas —

(Ich möchte ein Abonnement auf das „Echo de Paris“).

LXXXIII.

April 1903.

Mein lieber Daniel

Ich sende Ihnen drei Bilder, die Sie wahrscheinlich nach meinem Briefe erhalten werden. *) Sagen Sie bitte Herrn M . . ., dass es sich um meine Rettung

*) Ich sende sie direkt an Herrn M . . ., damit sie nicht so herumgeschleppt werden.

handelt. Gefallen ihm die Bilder nicht, so soll er bei Ihnen andere auswählen, oder mir eintausendfünfhundert Francs leihen, er kann alle möglichen Bürgschaften dafür haben — Aus folgenden Gründen: ich bin das Opfer einer gemeinen Falle geworden. — Nach skandalösen Vorfällen auf den Marquesas hatte ich an den Verwalter einen Brief geschrieben und ihn aufgefordert, eine diesbezügliche Untersuchung einzuleiten. Ich hatte nicht gewusst, dass die Gendarmen alle unter einer Decke stecken, dass der Verwalter zum Gouverneur hält usw., jedenfalls hat der Leutnant die Verfolgung verlangt, und ein Lump von Richter hat auf Anordnung des Gouverneurs und des kleinen Beamten, den ich einmal hart mitgenommen habe, mich (nach dem Gesetz über die Presse vom Juli 81) für einen Privatbrief zu drei Monaten Gefängnissen und eintausend Francs Geldstrafe verurteilt — Ich muss auf Tahiti Berufung einlegen. Reise, Aufenthalt und hauptsächlich Kosten für den Anwalt!!! Wieviel wird mich das kosten? Das bedeutet meinen Ruin und den vollkommenen Zusammenbruch meiner Gesundheit.

Es ist für mein ganzes Leben beschlossen, dass ich fallen, wieder aufstehen, wieder fallen muss etc. Meine ganze alte Energie wird mit jedem Tage weniger —

Beschleunigen Sie das doch möglichst, und sagen Sie Herrn M . . . , dass ich ihm ewig dankbar dafür sein werde.

• Stets von Herzen ganz Ihr

Paul Gauguin.

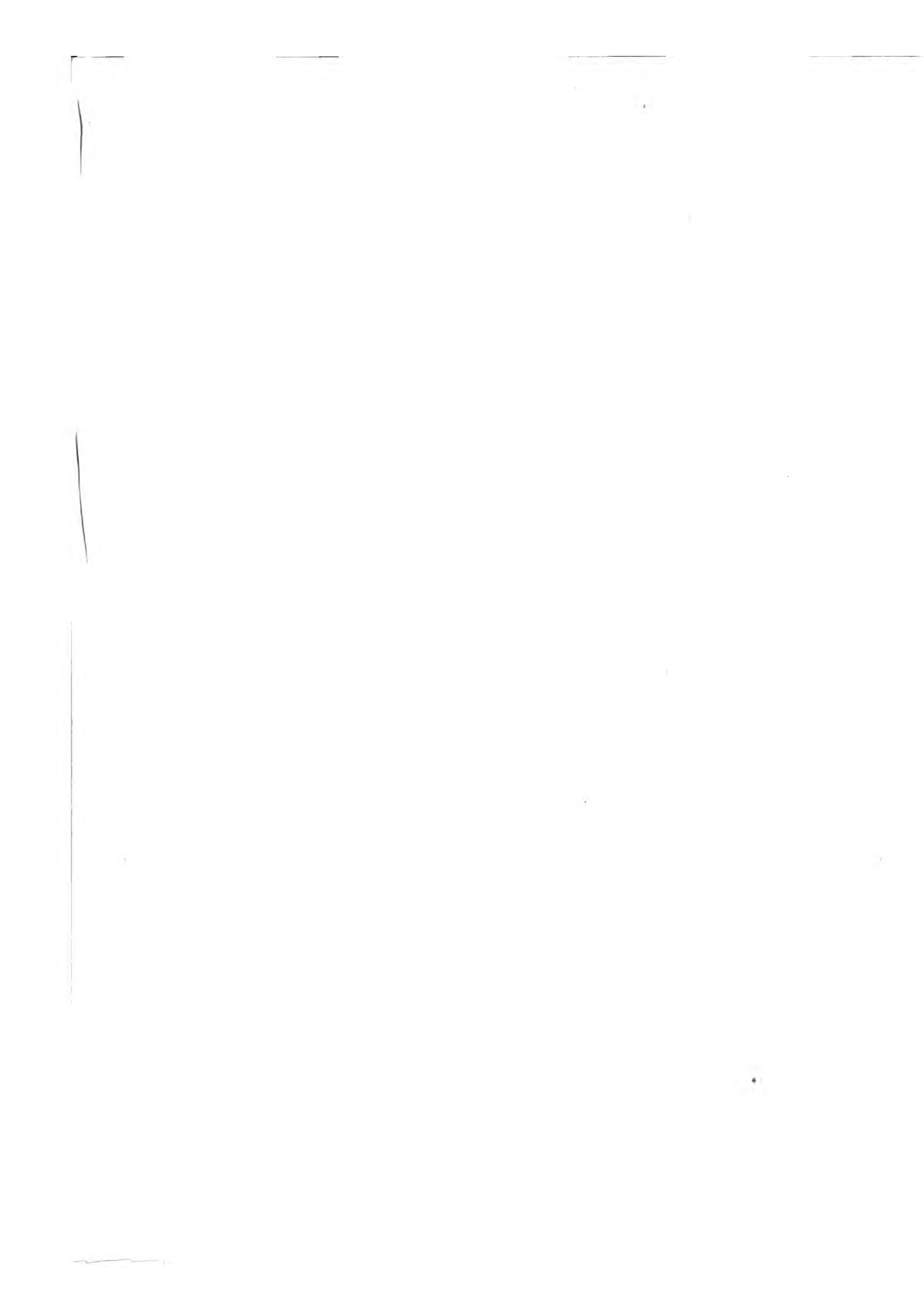
Eben kommt die Post: immer noch nichts von Ihnen. — R . . . schreibt mir seit drei Posten nicht und schickt mir auch kein Geld. Zurzeit schuldet er mir eintausendfünfhundert Francs und Geld für die Bilder, die ich ihm geschickt habe. Dagegen schulde ich der Handelsgesellschaft eintausendvierhundert Francs, und das gerade, da ich im Begriff bin, die Gesellschaft um Geld zu bitten, um nach Papeete zu reisen etc. Ich fürchte sehr, dass die Gesellschaft ablehnt, dann sässe ich entsetzlich in der Tinte. Wäre er tot, oder hätte er bankrott gemacht, so wüssten Sie doch hoffentlich davon. Alle diese Sorgen töten mich.

P. Gauguin.



956148

Druck von Mänicke und Jahn in Rudolstadt



~~11. 2. 1950 - 9. 11. 51 (5)~~ ✓
~~12. 1. 1950 - 1. 1. 51~~

Ac Co. - 1951



